Auserwählte Briefe

deutscher Männer und Frauen.

Herausgegeben

von

H. Kletke.

Berlin.

Hasselberg'sche Verlagshandlung.

(J. Winckler.)

1860

Vorwort.

Die nachfolgende Sammlung ist ein Versuch, aus der massenhaften Literatur des deutschen Briefwechsels seit Goethe eine Auswahl zu treffen, die einem größeren Leserkreise nicht nur in Rücksicht auf die literarhistorische Bedeutung der Briefsteller, sondern ebensowohl und vorzugsweise durch das Anziehende ihres allgemein menschlichen Inhalts, durch die vertrauliche Hingabe großer und edler Herzen, ein mehr als gewöhnliches Interesse zu erwecken im Stande wäre. Wie diese Briefe einerseits die Größen der deutschen Literatur in ihren innigsten unmittelbarsten Beziehungen charakterisiren, so sollen sie andrerseits durch die Schönheit und den Adel der Empfindung, durch das innerliche und geistige Erfassen aller menschlichen Lebensverhältnisse, unabhängig von jeder Persönlichkeit ihre Geltung behaupten.

Ein zweiter Titel, den ich dieser Sammlung voranstellte, wird in den Worten: „aus dem Gemüthsleben" Alles andeuten, was ich im Einzelnen zur Rechtfertigung meiner Wahl zu sagen hätte. In der Gruppirung der Briefe bin ich zunächst dem inneren Zusammenhange gefolgt. Durch die Hinweglassung

unbedeutender oder unverständlicher Stellen ist, wie ich annehmen darf, dem Inhalt selbst kein Eintrag geschehen. Die Orthographie mußte nothwendig eine gleichmäßige, wenn auch behutsame, Annäherung erfahren, und nur bei Goethe's Mutter wurde sie in vollständiger Ursprünglichkeit beibehalten. Was schließlich den Anhang biographischer Notizen betrifft, so machen dieselben keinen weiteren Anspruch, als dem Verständniß der Briefe zu dienen.

H. K.

Inhalt.

Berichtigungen.

S. 51 ist Herzogin Anna Amalia statt Herzogin Amalia zu lesen. Ferner gehört die auf dieser Seite befindliche Anmerkung: „Goethe“, zu Seite 52.

S. 100 Z. 7 von unten ist Landshut statt Landhut zu lesen.

S. 348 ist Therese Heyne statt Therese Huber zu lesen.

S. 391 ist Berlin statt Warschau zu lesen. Auch ist die Angabe: „im April oder Mai) 1807“ irrthümlich, denn Hoffmann traf erst im Juli 1807 in Berlin ein und suchte Ende August durch ein Inserat im Reichsanzeiger eine Stelle als Musikdirektor bei irgend einem Theater. In Folge dessen empfing er einen Ruf für das bamberger Theater, doch war die Stelle erst am 1. Sept. 1808 anzutreten.

Aus dem Gemüthsleben.

1.

Kestner an v. Hennings.

Wetzlar, den 18. November 1772.

Was denken Sie wohl von mir, lieber Hennings, das möchte ich diesen Augenblick gleich wissen. Ich will zwar keine Entschuldigungen machen, aber etwas, das eben so viel ist, muß ich doch sagen.

Gerade den Abend vorher, als ich Ihren lieben letzten Brief bekam, sagte mir Lottchen, ich möchte doch wieder einmal an Sie schreiben, weil ich lange nichts von Ihnen gehört hätte, und ich hatte wirklich lange vor dieser Erinnerung schon zu einem recht langen Brief geschritten, und ihn schon angefangen. Da ich Ihnen aber in demselben einige merkwürdige Begebenheiten, welche seit ein paar Jahren nahe um mich vorgegangen waren, ausführlich erzählen wollte, und ich darin oft unterbrochen wurde, so wollte ich nur das Neueste davon erzählen. Dies fing ich wiederum so weitläuftig an, daß ich auch damit sobald fertig zu werden nicht hoffen darf; daher will ich meinen Plan ändern und Ihnen davon nur das Hauptsächlichste (wie in Summarien) erzählen, um die Communication zwischen uns einmal wieder zu eröffnen.

Sie wollen mehr von meinem Mädchen hören, und ich schreibe Ihnen nur gar zu gern davon, und habe Ihnen so viel davon zu sagen. Mein Mädchen ist mir von Jahren zu Jahren immer werther geworden. Ich brachte mit ihr und ihrer Mutter die

Stunden, die ich dazu anwenden konnte, bis vor zwei Jahren recht glücklich und vergnügt zu. Wie und auf was Art, erzählte ich Ihnen gern, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Diesen Herbst vor zwei Jahren aber empfing unsere Ruhe einen empfindlichen Stoß. Die beste Mutter, die je gelebt und wie sie die Phantasie nur schildern mag, ward krank und starb. Ich glaube, ich habe es Ihnen noch nicht geschrieben. Aber eines Theils war ich es bisher nicht im Stande, theils wollte ich es Ihnen mit allen Umständen, die sehr merkwürdig sind, erzählen. Diesmal bemerke ich nur, was dieser Tod auf Lottchen für einen Einfluß geübt hat. Sie empfand diesen Verlust in seiner ganzen Schwere. Er milderte auch ihre Munterkeit sehr und mußte es durch die Folge noch mehr thun; denn auf sie fiel das Loos, ihrer Mutter Stelle bei den Geschwistern zu ersetzen: natürlicher Weise eine wichtige Veränderung. Sie war erst 18 Jahr alt, und hat eine ältere Schwester, die niemals die Rechte der Erstgeburt vergab; allein daß Lottchen nur ihrer Mutter Stelle vertreten konnte, war so ausgemacht und so unzweifelhaft, daß nicht nur der Vater, sondern auch die ältere Schwester, und noch mehr die jüngern Geschwister, auch das Gesinde, ja die Fremden, stillschweigend und ohne Abrede, durch eine innerliche Ueberzeugung unbewußt getrieben, darin übereinstimmten. Und sie selbst fühlte ihre Bestimmung so sehr, daß sie das Amt vom ersten Augenblick an übernahm, und mit einer solchen Zuverlässigkeit führte, als wenn eine förmliche Uebertragung, bei ihr aber ein überlegter Entschluß vorausgegangen und sie dazu von jeher bestimmt sei. An sie wandte sich alles, auf ihr Wort geschah alles, und jedes folgte ihrer Anordnung, ja, ihrem Wink; und was das vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit ihrer Mutter ihr zum Erbtheil geworden wäre. Bis diese Stunde hat sich solches erhalten; Sie ist die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazu gehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. — Ich sage Ihnen, es ist ein halbes Wunderwerk, ohngeachtet weder

sie selbst, noch die Familie, es merkt, und jedes meint, es müßte so sein.

Sie können denken, wie diese Begebenheit bei mir ihren Werth vergrößert hat; und wenn ich vorher noch ihretwegen unentschlossen gewesen wäre, so hätte mich dieses, ohne den mindesten Zweifel übrig zu lassen, völlig entscheiden müssen; denn was vorhin meistens nur Hoffnung, nur Wahrscheinlichkeit, nur Keim, nur Anlage war, das ist jetzt sichtbare, unläugbare Gewißheit, das ist jetzt die reife Frucht und vollendete Vollkommenheit. Sie verstehen mich auch, wenn ich sage, daß diese Situation ihr nicht nur die Vollendung gegeben, sondern sie auch darin erhält, und sie vor den Abwegen bewahrt, wohin die Mädchen nur zu leicht gerathen, wenn sie Muße genug haben, in dem Putz, in dem zu vielen Bücherlesen, und in den anderen vermeintlichen Vollkommenheiten ihre Vorzüge zu suchen. Ein Mensch, dessen Urtheil von Erheblichkeit ist, gestand diesen Sommer, er hätte noch kein Frauenzimmer gefunden, das so von den gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten frei wäre ꝛc. Wenn ich vor Ende dieses Briefes die Schilderung bekomme, welche er von Lottchen gemacht hat, will ich sie noch hersetzen.

Ob nun gleich die Last, welche in dieser Situation auf ihr ruht, wie leicht zu begreifen ist, leicht hindern könnte, daß ihr Werth dem nicht scharfsinnigen Auge verborgen bliebe, da sie nicht eigentlich eine sogenannte glänzende Beauté ist, nach dem gemeinen Sinne: mir ist sie's; so bleibt sie doch immer das bezaubernde Mädchen, das Schaaren von Anbetern haben könnte, alte und junge, ernsthafte und listige, Kluge und Dumme ꝛc. Sie weiß sie aber bald zu überzeugen, daß sie entweder in der Flucht oder in der Freundschaft ihr einziges Heil suchen müssen. Eines von diesen, als des merkwürdigsten, will ich doch erwähnen, weil er auf uns einen Einfluß behalten. Ein junger Mensch an Jahren (23), aber in Kenntnissen und Entwickelung seiner Seelenkräfte und seines Charakters schon ein Mann, ein außer-

ordentliches Genie und ein Mensch von Charakter, war hier, wie seine Familie glaubte, der Reichs-Praxis wegen, in der That aber um der Natur und der Wahrheit nachzuschleichen, und den Homer und Pindar zu studiren. Er hat nicht nöthig, des Unterhaltes wegen zu studiren. Ganz von ohngefähr, nach langer Zeit seines Hierseins, lernte er Lottchen kennen, und in ihr sein Ideal von einem vortrefflichen Mädchen; er sah sie in ihrer fröhlichen Gestalt, ward aber bald gewahr, daß dieses nicht ihre vorzüglichste Seite war; er lernte sie auch in ihrer häuslichen Situation kennen, und ward, mit einem Wort, ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, daß sie ihm nichts als Freundschaft geben konnte, und ihr Betragen gegen ihn gab wiederum ein Muster ab. Dieser gleiche Geschmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwischen ihm und mir das festeste Band der Freundschaft, so daß er bei mir gleich auf meinen lieben Hennings folgt. Indessen, ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können: Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen

konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können. Kurz, er fing nach einigen Monaten an, einzusehen, daß er zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen mußte. In einem Augenblicke, da er sich darüber völlig determinirt hatte, reisete er ohne Abschied davon, nachdem er schon öfters vergebliche Versuche zur Flucht gemacht hatte. Er ist zu Frankfurt und wir reden fleißig durch Briefe mit einander. Bald schrieb er, nunmehr seiner wieder mächtig zu sein; gleich darauf fand ich wieder Veränderungen bei ihm. Kürzlich konnte er es doch nicht lassen, mit einem Freunde, der hier Geschäfte hatte, herüber zu kommen; er würde vielleicht noch hier sein, wenn seines Begleiters Geschäfte nicht in einigen Tagen beendigt worden wären, und dieser gleiche Bewegungsgründe gehabt hätte, zurückzueilen: denn er folgt seiner nächsten Idee, und bekümmert sich nicht um die Folgen, und dieses fließt aus seinem Charakter, der ganz Original ist.

Inzwischen ist auch mein Vater gestorben, welches in seinen Folgen mich schon mehr mit den traurigen Beschwerden der Menschen bekannt gemacht hat und vielleicht noch mehr machen wird.

Damit Sie ferner wissen, wie es mit meinen geheimsten Angelegenheiten steht: Ich bin mit Lottchen in keiner weitern Verbindung, als worin ein ehrlicher Mann steht, wenn er einem Frauenzimmer den Vorzug vor allen übrigen giebt, sich merken lässet, daß er ein gleiches von ihr wünscht und wenn sie solches thut, dieses nicht nur, sondern auch eine völlige Resignation von ihr annimmt. Dieses halte ich schon genug, um einen ehrlichen Mann zu binden, zumal wenn solches einige Jahre durch dauert. Indessen tritt bei mir noch hinzu, daß Lottchen und ich uns einander ausdrücklich erklärt haben, und es noch immer mit Vergnügen thun, ohne jedoch Schwüre und Betheuerungen hinzuzufügen. Auch habe ich schon längst ihrer seligen Mutter meine Absicht und Wunsch erklärt, inzwischen nicht verhehlt, daß ich

noch Eltern hätte, und eine geheime Verbindung nicht meine Absicht sei. Mit dem Vater habe ich noch nie eine Sylbe darüber gesprochen. Sie verlassen sich auf meine Ehrlichkeit, desfalls ich in einigem Ruf stehe, und sind ruhig, da Lottchen bisher noch zu jung und noch zu nöthig war.

Zu Haus habe ich kein Geheimniß aus meinem Umgang noch aus dem Vorzuge, den ich Lottchen beilegte, gemacht und zwar mit solchen Ausdrücken, daß sie meine Absicht leicht errathen konnten. Man äußerte sich darüber nicht. Von meinem Vater versprach ich mir keine günstige Entschließung und da ohnehin noch nicht Zeit war, ließ ich es dabei vorerst bewenden. Nachdem ich nun mit der Zeit endlich einmal einen Ernst daraus machen möchte und von meiner Mutter mir gutes verspreche, so habe ich endlich auch da meinen Wunsch und Absicht erklärt. Wir stehen darüber noch in Correspondenz. Es werden mir mancherlei Umstände gemacht, besonders, daß ich zu Hause noch kein bestimmtes Emploi habe, daß Lottchen viele Geschwister und kein Vermögen hat. Ich habe diese Umstände aber wohl überlegt und desfalls hinlängliche Auskunft gegeben; ohnehin wollte ich gegenwärtig nur den Schritt thun, daß ich Lottchen und ihren Vater wegen meiner Mutter Einwilligung benachrichtigen könnte. Vor der wirklichen Heirath muß ich denn erst weitere Schritte wegen meines sichern Emploi thun, und was ich sonst desfalls überlegt habe. Ich hoffe nun bald schriftliche günstige Erklärung von meiner Mutter; indessen wird sie nicht ganz zufrieden sein. Ich habe aber alles wohl überlegt und kann nicht anders. Mit dem Detail will ich Sie nicht aufhalten. Hätte ich nur erst eine gewisse Stelle, so sollte sich alles schon geben. Die Visitation scheint noch einige Zeit fortzudauern, und ich werde aushalten müssen. Man muß erwarten, was der Himmel fügt.

Leben Sie wohl, mein Bester; erzählen Sie mir auch bald etwas von Ihnen.

D. 28. Nov. 72.

2.

Goethe an Kestner.

Wetzlar, den 26. Dec. 72.

Christtag früh. Es ist noch Nacht, lieber Kestner, ich bin aufgestanden, um bei Lichte Morgens wieder zu schreiben das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft; ich habe mir Coffee machen lassen, den Festtag zu ehren und will Euch schreiben bis es Tag ist. Der Thürmer hat sein Lied schon geblasen, ich wachte drüber auf. Gelobet seist du Jesu Christ. Ich habe diese Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder, die man singt; und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt. Ich habe gestern einen herrlichen Tag gehabt, ich fürchtete für den heutigen, aber der ist auch gut begonnen und da ist mir fürs enden nicht Angst. Gestern Nacht versprach ich schon meinen lieben zwei Schattengesichtern Euch zu schreiben, sie schweben um mein Bett, wie Engel Gottes. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft Lottens Silhouette angesteckt; wie ich in Darmstadt war, stellen sie mein Bett herein und siehe Lottens Bild steht zu Häupten, das freute mich sehr, Lenchen hat jetzt die andere Seite, ich dank' Euch, Kestner, für das liebe Bild, es stimmt weit mehr mit dem überein, was Ihr mir von ihr schreibt, als alles, was ich imaginirt hatte; so ist es nichts mit uns, die wir rathen, phantasiren und weissagen. Der Thürmer hat sich wieder zu mir gekehrt, der Nordwind bringt mir seine Melodie, als blies er vor meinem Fenster.

Gestern, lieber Kestner, war ich mit einigen guten Jungens auf dem Lande, unsre Lustbarkeit war sehr laut und Geschrei

und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde, doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn's ihnen beliebt, sie gaben mir einen frohen Abend, ich hatte keinen Wein getrunken, mein Aug' war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend, als wir zurückgingen, es ward Nacht. Nun muß ich dir sagen, das ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend herauf leuchtet. Seht Kestner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel, ich habe jünger und wärmer Stunden lang so ihr zugesehn hinabdämmern auf meinen Wandrungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstre Stadt zu beiden Seiten, der still leuchtende Horizont, der Widerschein im Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meiner Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerocks, ließ mir Bleistift geben und Papier, und zeichnete zu meiner großen Freude das ganze Bild so dämmernd warm als es in meiner Seele stand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber, empfanden alles, was ich gemacht hatte und da war ich's erst gewiß, ich bot ihnen an drum zu würfeln, sie schlugens aus und wollen, ich soll's Mercken schicken. Nun hängt's hier an meiner Wand, und freut mich heute wie gestern. Wir hatten einen schönen Abend zusammen wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheeren wollen. Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dacht' ich an Euch und meine Bubens, wie Ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde. Hätt' ich bei euch sein können, ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminiren, daß es in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte. Die Thorschließer kommen vom

Bürgermeister und rasseln mit Schlüsseln. Das erste Grau des Tags kommt mir über des Nachbars Haus und die Glocken lauten eine christliche Gemeinde zusammen. Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen guten Morgen sagen. Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiste, einen davon hab' ich nachgezeichnet und bin zufrieden mit obgleich nicht so froh. Aber meine lieben Mädchen. Lotte ist auch da und Lenchen auch. Sagen Sie Lenchen, ich wünschte so sehnlich zu kommen und ihr die Hände zu küssen als der Musier der so herzinnigliche Briefe schreibt. Das ist gar ein armseliger Herre. Ich wollte meiner Tochter ein Deckbette mit solchen Billetdous füttern und füllen, und sie sollte so ruhig drunter schlafen wie ein Kind. Meine Schwester hat herzlich gelacht, sie hat von ihrer Jugend her auch noch dergleichen. Was ein Mädchen ist von gutem Gefühl müssen dergleichen Sachen zuwider sein wie ein stinkig Ei. Der Kamm ist vertauscht, nicht so schön an Farb' und Gestalt als der erste, hoffe doch brauchbarer. Lotte hat ein klein Köpfchen, aber es ist ein Köpfchen.

Nun Adieu, es ist hell Licht. Gott sei bei euch, wie ich bei euch bin. Der Tag ist festlich angefangen. Leider muß ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben, ich thu's aber mit gutem Muth, denn es ist für's letzte Blatt.

Lebt wohl und denkt an mich, das seltsame Mittelding zwischen dem reichen Mann und dem armen Lazarus.

Grüßt mir die Lieben alle. Und laßt von euch hören.

3.

Am ersten Christtage, Morgens nach sechs. (1773.)

Es ist ein Jahr, daß ich um eben die Stunde an euch schrieb, meine Lieben, wie manches hat sich verändert seit der Zeit.

Ich habe euch lange nicht geschrieben, das macht, daß es bunt um mich zugeht.

Ich danke dir, liebe Lotte, daß du mir für meine Spinneweben einen Brief geschenkt hast. Wenn ich das gehofft hätte, wäre mein Geschenk eigennützig gewesen. Ich habe ihn wohl hundertmal geküßt. Es giebt Augenblicke, wo man erst merkt wie lieb man seine Freunde hat.

Ich kann Euch die Freude nicht beschreiben, die ich hatte, Mercken wieder zu sehn, er kam acht Tage eh ich's vermuthete, und saß bei meinem Vater in der Stube, ich kam nach Hause, ohne was zu wissen, tret' ich hinein und höre seine Stimme eher als ich ihn sehe. Du kennst mich, Lotte.

Die Stelle in deinem Brief, die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch, ist mir durch die Seele gangen. Ach es ist das schon so lange mein Traum als ihr weg seid. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und so scheint es könnt' ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal wie's draußen aussieht.

Aber Kestner, die Talente und Kräfte die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präs. v. Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen.

Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bischen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justiz=Collegio — Ich habe mich von jeher gehütet ein Spiel zu spielen da ich der Unerfahrenste am Tisch war — Also — doch möcht' ich wissen ob deine Worte etwas mehr als Wunsch und Einfall waren.

Meine Schwester ist brav. Sie lernt leben! und nur bei verwickelten mißlichen Fällen erkennt der Mensch was in ihm steckt. Es geht ihr wohl und Schl. ist der beste Ehemann wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war.

4.

Goethe an Lotte.

Den 26. August 1774.

Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das räthst du nicht. Räthst ehr von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Catrin Lisbet, meine alte Wetzlarer Strumpfwäschern, die Schwätzern, die du kennst, die dich lieb hat, wie alle die um dich waren dein Lebenlang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienst zu schaffen hofft. Ich hab' sie mit herauf genommen in meine Stube, sie sah deine Silhouette, und rief: „Ach das herzelieb Lottchen," in all ihrer Zahnlosigkeit voll wahren Ausdrucks. Mir hat sie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküßt, und mir erzählt von dir wie du so garstig warst, und ein gut Kind hernach und nicht verschwätzt hättest, wie sie um dich hätte

Schläge gekriegt, da sie dich zum Leutenant Meyer führte, der in deine Mutter verliebt war, und dich sehn und dir was schenken wollte, das sie aber nicht litt 2c. 2c. alles, alles. Du kannst denken wie werth mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen, und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das dich berührte, dich als Kind auf'm Arm trug, dich an der Hand führte, das Geschöpf, das du vielleicht um manches gebeten hast? Du Lotte gebeten. — Und das Geschöpf sollte von mir bitten! Engel vom Himmel. Liebe Lotte noch eins. Das machte mich lachen. Wie du sie oft geärgert hast mit deinen Schlocker-Händchen, die du so machst, auch wohl noch, sie machte mir sie vor, und mir war's, als wenn dein Geist umschwebte. Und von Carlinen, Lenchen allen, und was ich nicht gesehn und gesehn habe, und am endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Tod. Adieu Lotte. Kein Wort heut mehr.

5.

Kestner an Goethe.

(Aus Hannover, vom Ende Sept. oder Anfang Oct. 1774)

Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich, in gewissem Betracht, schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern, wie es mir ist.

Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber

wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit rathen lassen; so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll; allein die H . . . . ., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin — erschoß sich Jerusalem.

Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr da ich's denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mir ihr —

Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite) daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet, seht was ich für ein Kerl bin!

6.

Goethe an Kestner und Lotte.

Oct. 1774.

Ich muß euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an eueren Herzen gefühlt haben werdet. Du hast Kestner, ein liebevoller Advokat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weiß nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann.

Ich schweige, nur die frohe Ahndung muß ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen. Ja, meine Besten, ich, der ich so durch Lieb' an euch gebunden bin, muß noch euch und euern Kindern ein Schuldner werden für die bösen Stunden, die euch meine — nennt's wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt' euch, haltet Stand. Und wie ich in deinem letzten Briefe dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne, Lotte, so bitt' ich bleibt! bleibt in der ganzen Sache, es entstehe, was wolle. — Gott im Himmel man sagt von dir: du kehrest Alles zum Besten.

Und, meine Lieben, wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur denkt, daß der alte euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der eurige ist.

7.

Kestner an v. Hennings.

Hannover, den 7. November. 1774.

Ihren Brief, liebster Freund, würde ich nicht verstehen, wenn ich es nicht längst vorausgesehen hätte, daß die Leiden des jungen Werthers den Mißverstand erregen würden, den ich aus Ihrem Briefe in Berlin gewahr wurde. Aber warum war nicht mein erster Ausruf: „Ich bin glücklich wie man es in der „Welt sein kann! Ich bin nicht zu bedauern, wenigstens „nicht in dem Verstande, wie Sie meinen. Ich traure nicht." — Mit einem Worte, es ist alles Irrthum, und es geht mir nahe, daß dieses Sie betrüben müsse. Ich will Ihnen, so viel wie möglich, das Räthsel auflösen. Hätten Sie meinen Brief, den ich vor ohngefähr einem Jahre von hier schon an Sie nach Berlin geschrieben, erhalten, so hätte es zu dem Irrthum wahrscheinlich nicht kommen können. Er muß aber verloren gegangen sein. Ich bin schon seit mehr als 1½ Jahren nicht mehr zu Wetzlar, sondern hier als königlicher Archiv-Secretair. Ehe ich aus Wetzlar gereiset, 2 Monat vorher, bin ich mit meinem Lottchen auf ewig verbunden, und es war mir wohl, als ich es war, und bin es noch. Darauf führte ich Lottchen in meinem Herzen im Triumph hierher. Sie ward aufgenommen, wie sie es verdiente. Zu Wetzlar war ich meiner Stelle müde, ich suchte daher zurückberufen zu werden, und erhielt die jetzige Stelle, die zwar noch nicht viel einträgt, die ich aber doch gern annahm, um erst wieder hierher zu kommen. Bald nachher erhielt ich einen Brief über Wetzlar von Ihnen. Ich antwortete bald und schrieb

Ihnen meine ganze Geschichte. Ich schickte diesen Brief an den Churbrandenburgischen Legations-Secretair Ganz zu Wetzlar; der ihn aber nicht bestellt haben muß, oder er ist sonst verloren. Nunmehr erwartete ich längst eine Antwort und war immer im Begriff noch einmal zu schreiben, denn Sie sind noch immer mein erster Freund, und ich Ihnen ganz der nämliche, der ich immer war. Zu Wetzlar habe ich nur einen gefunden, den ich Ihnen gleich nachsetze; sein Namen ist schon bekannt genug, er heißt Goethe. Sie können es daraus schließen, daß er mir mit den Leiden des jungen Werthers, ohne Vorsatz jedoch, und in seiner Autorwärme, oder Etourderie, keinen angenehmen Dienst gethan hat; indem mich vieles darin verdrießt, so wie meine Frau auch, und der Erfolg uns doppelt verdrießt: aber dennoch bin ich geneigt es ihm zu verzeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt. Im Vertrauen will ich Ihnen dieses und die Geschichte des Werthers näher erklären, wovon Sie aber nur einen behutsamen Gebrauch machen sollen; doch aber bitte ich einigen Gebrauch davon zu machen.

Im ersten Theile des Werthers ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweiten Theils willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Theile verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem Anderen, in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dies haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt, aber was hilft uns das. Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, wie im

ersten Theile enthalten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen, als sonst, wenn dieses möglich gewesen wäre. Unsere Verbindung ist auch nie declarirt gewesen, zwar nicht heimlich gehalten; doch war sie viel zu schamhaft als es irgend jemanden zu gestehen. Es war auch keine andere Verbindung zwischen uns, als die der Herzen. Erst kurz vor meiner Abreise, (als Goethe schon ein Jahr von Wetzlar weg, zu Frankfurt, und der verstellte Werther ein halbes Jahr todt) vermählten wir uns. Hier erst, nach Verlauf eines ganzen Jahres, seit unseres Hierseins, wurden wir Vater und Mutter. Der liebe Junge lebt noch, und macht uns Gottlob viel Freude. Sonst ist in Werthern viel von Goethes Charakter und Denkungsart. Lottens Portrait ist im ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen.

So viel vom ersten Theile. Der zweite geht uns gar nichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem; Albert der Pfälzische Legations-Secretair, und Lotte des letzteren Frau; was nämlich die Geschichte anbetrifft, denn die Charaktere sind diesen drei Personen größtentheils nur angedichtet. Von Jerusalem wußte der Verfasser seine vorherige Geschichte vermuthlich nicht, darum schickte er die im ersten Theile voraus, und setzte verschiedenes hinzu, um den Erfolg des zweiten Theils wahrscheinlich zu machen, und diesem mehreren Anlaß zu geben. Der Albert des zweiten Theils war freilich etwas eifersüchtig, aber stand doch nicht in dem Verhältniß mit seiner Frau, wie da beschrieben ist. Seine Frau ist ein sehr hübsches, sanftes, gutes Geschöpf; aber nicht das Leben in ihr, was ihr da beigelegt wird; sie war auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch sie betrug sich viel eingezogener gegen Jerusalem, der sie freilich sehr liebte, aber doch im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe, den Grund zu seinem letzten Entschlusse fand. Er beredete sich aber vielleicht selbst, daß das Letzte die Hauptursache sei, und die letzte Veranlassung ist die Liebe selbst gewiß gewesen.

Es ist zwar wieder wahr, daß ich ihm die Pistolen dazu hergeliehen. Aber daß er sie dazu mißbrauchen würde, ließ ich mir nicht einmal träumen. Ich kannte ihn nur wenig, und meine Frau noch weniger; denn er entfernte sich die mehrste Zeit von den Menschen. Ich wußte von seinen Grundsätzen nichts; und von seiner Liebesgeschichte nur, was das Publikum wußte; das war nicht viel. Er war nur zwei Mal bei mir gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatte er vielleicht die Pistolen bei meiner Kammerthür hängen sehen. Er schrieb mir das eingerückte Billet wirklich, und aus Höflichkeit schickte ich ihm die Pistolen, ohne Bedenken. Sie waren nicht geladen; ich hatte nie damit geschossen. — Er war ein guter melancholischer Junge; aber das hätte sich Niemand träumen lassen; es hat es mir auch Niemand verdacht.

Die Jerusalemische Geschichte, die ich möglichst genau erforschte, weil sie merkwürdig war, schrieb ich mit allen Umständen auf, und schickte sie Goethen nach Frankfurt; der hat denn den Gebrauch im zweiten Theil seines Werthers davon gemacht, und nach Gefallen etwas hinzugethan.

Sie sehen also, daß Sie mich ohne Ursache bedauert haben; und ob wir gleich sehr ungern durch das Buch in das Gespräch des Publikums auf solche Art kommen, so freut uns doch, daß es ohne Grund geschieht, und Dank sei's dem Höchsten, wir glücklich, zufrieden und vergnügt mit einander gelebt haben und noch leben. Ein geheimer Schrecken überfällt mich manchmal, wenn ich denke, diese Welt, und in so glücklicher Ehe! Darum ertrage ich gern, wenn ich es mir übrigens ein wenig sauer werden lassen muß, da mein Vater inzwischen verstorben ist, meine Einnahme nicht groß, der Aufenthalt hier kostbar ist. Ich nehme dies gern als ein kleines Gegengewicht unseres Glückes an, zumal da es mir noch an nichts gefehlt hat, und noch nicht fehlet, auch meine Praxis immer etwas zunimmt, und die Aussicht zu besseren Umständen da ist.

Als Goethe sein Buch schon hatte drucken lassen, schickte er uns ein Exemplar, und meinte Wunder was er für eine That gethan hatte. Wir aber sahen es gleich voraus, wie der Erfolg sein würde, und Ihr Brief bestätigt eine Art unserer Prophezeihung. Ich schrieb ihm und zankte sehr. Nun sah er erst ein, was er gethan hatte; das Buch war aber schon an die Buchführer gelangt, und er hoffte noch, daß wir uns geirrt haben sollten.

Ehe ich weiter schreibe, bitte ich Sie inständigst diesen Brief gleich zu verbrennen; wenn er verloren ginge, so bekämen wir eine neue Auflage mit Anmerkungen. Ich habe mir vorgenommen, mich künftig zu hüten, daß ich keinem Autor etwas schreibe, was nicht die ganze Welt lesen darf.

Nun aber ersuche ich Sie, bei Mendelssohn und sonst zu äußern, daß Sie gewiß wüßten, daß in dem Buche die Jerusalemische Geschichte hauptsächlich zum Grunde liege. (Dies ist wahr und dem Todten gleichgültig.) Allenfalls können Sie hinzusetzen, daß die Charaktere zum Theil wahr wären, aber nicht in dem Maaße, daß der tragische Erfolg daraus fließen könne. Wenn uns Jemand kennt, so suchen Sie das Nachtheilige, das im Buche von uns liegt, von uns abzuwenden. Meiner Frau Bild ist in dem, was an Lotten liebenswürdig und untadelhaft ist, getreu. Schließen Sie daraus, wie natürlich es zugegangen, daß ich sie lieben mußte, da ich sie in ihrer unerfahrenen Jugend kennen lernte. Wenn ich von ihr hätte lassen müssen, so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre. Darin erkenne ich mich in Albert nicht.

Sagen Sie aber, was soll ich bei der Geschichte anders thun, als sie übersehen. Zu redressiren ist sie nicht. Goethe hat's gewiß nicht übel gemeint; er schätzte meine Frau und mich dazu zu hoch. Seine Briefe und seine andern Handlungen beweisen es. Er betrug sich auch viel größer, als er sich im Werther zum Theil geschildert hat. Uebrigens kann uns die Ge-

schichte bei denen, die uns nur halb kennen, nicht schaden. Der Augenschein ist zu sichtbar für uns, da unser gutes Verständniß unter einander bekannt ist.

8.

Goethe an Kestner und Lotten.

Den 9. Juli 1776 aus Weimar.

Liebe Kinder. Ich hab' so vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft, ehmals waren's meine eigne Gefühle, jetzt sind, neben denen, noch die Verworrenheiten andrer Menschen, die ich tragen und zurechtlegen muß. So viel nur: ich bleibe hier, und kann da, wo ich, und wie ich bin, meines Lebens genießen, und einem der edelsten Menschen in mancherlei Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unsrer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne.

Er hat mir Sitz und Stimme in seinem Geheimen Rath, und den Titel als Geheimer Legationsrath gegeben, und wir hoffen das Beste.

Viel gute liebe Menschen giebt's noch hier, mit deren allgemeiner Zufriedenheit ich da bleibe, ob ich gleich manchem nicht so recht anstehe. Addio, behaltet mich lieb.

9.

Goethe an Kestner.

Weimar, den 4. Dec. 1785.

Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Kestner, habe ich mich über Euer Schicksal nicht beruhigen können, das Ihr mit so vielem guten Muthe ertragt [1]). Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen lassen mich dagegen die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eignes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt, denn mein mannigfaltiges Weltleben hat mir meine alten Freunde nur noch werther gemacht. Ich danke Euch für den umständlichen Brief und für das sichere Gefühl meiner Theilnehmung. Lebet wohl, grüßt Lotten und die Kinder. Das Bad hat gute Wirkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.

---

[1]) Kestner hatte einen beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen erlitten, dessen Veranlassung ihn noch besonders schmerzlich machte.

10.

Goethe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

Frankfurt, den 13. Februar 1775.

Der theuern Ungenannten.

Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der striechenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen

Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.

Hier also, meine Beste, sehr mancherlei von meinem Zustande, nun thun Sie desgleichen und unterhalten mich von dem Ihrigen, so werden wir näher rücken, einander zu schauen glauben — denn das sag' ich Ihnen voraus, daß ich Sie oft mit viel Kleinigkeit unterhalten werde, wie mir's in Sinn schießt.

Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.

Ob mir übrigens verrathen worden: wer und wo Sie sind, thut nichts zur Sache, wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! diese Kußhand — Leben Sie recht wohl.

11.

Ja lieb Gustchen, gleich fang' ich an den 14. Sept. (1775) im Moment da ich Ihren Brief endige, sehen Sie wie hoch und klein, wie viel ich zu schreiben denke. Heut bin ich ruhig, da liegt zwar meist eine Schlang' im Grase. Hören Sie, ich hab' immer eine Ahndung, Sie werden mich retten, aus tiefer Noth, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie. Danke zuerst für Ihre lebendige Beschreibung alles was Sie umgiebt, hätt' ich nur jetzt noch einen Schattenriß von Ihrer ganzen Figur! Könnt' ich kommen. Neulich reist' ich zu Ihnen! Durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts noch links um, nach Kopenhagen,

und kam und trat in Ihr Zimmer, und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen, und rief: Gustchen, bist du's! — Es war eine seelige Stunde, da mir das lebendig im Kopf und Herzen war. Was Sie von Lili sagen ist ganz wahr. Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles sagen. Es geht mir zu nah, ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Augen würden mir Ubalds Schild, und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja Gustchen, wir wollen das lassen — über des Menschen Herz läßt sich nichts sagen, als mit dem Feuerblick des Moments.

12.

Den 17. Mai (1776) Morgens 8. Guten Morgen, Gustchen. Nichts als dies zur Grundlage eines Tagebuchs für dich. Ach du nimmst an dem unsteten Menschen noch Theil, der, seit er dir nichts von sich schrieb, seltsame Schicksale gehabt hat. Ich fühle, daß ich dir nicht alles sagen kann, drum mag ich nichts sagen. Adieu! —

In meinem Garten, Gustchen, gegen 10. Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thore an der Ilm, schönen Wiesen in einem Thale, ist ein altes Häuschen drinne, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen. Gustchen und du bist krank! —

Den 18. Mai. Gestern konnt' ich dir nichts mehr sagen. Der Husaren-Rittmeister kam in meinen Garten, ich ritt um eilf nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen darin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzog, nach Tisch ging

ich zur Frau v. Stein, einem Engel von einem Weibe, frag' die Brüder, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, der ich noch nichts von dir erzählt habe, das mir viel Gewalt gekostet hat, heut aber will ich's thun, will ich tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten spazieren. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein Paar Fräulein Ilten, es kamen mehr zu uns, wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht.

Nun ist's wieder schöner heitrer Tag. Soviel jetzt halb 9. 12 Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen, und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder. — Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt, es hat gewiß vor (mich dahier zu stellen wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen. Und jetzt noch, ich seh' alles als Vorbereitung an.) Ich hab' das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr.

Sonnabends Nachts 10 in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum ersten Mal schlafen. Und so meinen Schlaf einweihen, daß ich dir schreibe. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, ich wollt' sie aus dem Hause haben, wollte — o ich kann dir nicht in's Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz und waren guten lieben Humors, und ich hab' denn so herum gehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten

gessen und mit meinem Philipp, (laß dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht Beste. — Es geht gegen eilf, ich hab' noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung dahaußen im Feld allein zu sitzen. Morgen frühe wie schön. Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr takken, und den Wind und das Wehr von ferne, gute Nacht. — Sonntag früh den 19. Guten Morgen! ein trüber aber herrlicher Tag. Ich habe lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf, wie schön war das Grün dem Auge das sich halbtrunken auf that. Da schlief ich wieder ein.

Nachts 10. Im Garten, versteht sich jetzt von selbst, ging um eilf heut früh in die Stadt, steckte mich in ehrbare Kleider, machte eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzogin Mutter, wir haben Italieners hier, die uns gute Güsse der Antiken schaffen, dann bei Frau v. Stein zu Tisch, wir hatten Lust uns zu necken, um vier zu Wieland in Garten wo der Maler Krause dazu kam. Beide mit mir in meinen Garten. Sie verließen mich, ich las Guiberts Taktik, da kam der Herzog und der Prinz mit noch zween guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau v. Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spazieren, wir begleiteten sie, kehrten um, der Prinz verließ uns auch, ich erzählte dem Herzog eine Geschichte eines meiner Freunde, der sich wunderlich durch die Welt schlagen mußte, begleitete ihn nach der Stadt, und kam allein zurück. Hier treu mein Tag, lieb Gustchen. Ich hab' so viel gedacht! daß ich's doch nur nicht so hinsagen kann.

Montag den 20. Süßer Morgen. Arbeiter in meinem Garten. Allerlei Beschäftigungen! — —

Bei der Herzogin Mutter gessen. Nach Tische ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Pachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern,

ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenade, u. s. w. Wir waren vergnügt, ich hatte das Glück alles sehr schön zu sehen. Und nun bin ich im Garten, hab' eine Viertelstunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert und bin so froh, daß ich jetzt Licht habe dir das zu schreiben. Dadrüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht indeß ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wissen können. Es ist ein trefflicher Junge und wird will's Gott auch ausgähren. Fritz wird gute Tage mit uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies verspreche. Gute Nacht. Eine große Bitte hab' ich! — Meine Schwester, der ich so lang geschwiegen habe als dir, plagt mich wieder heute um Nachrichten oder so was von mir. Schick' ihr diesen Brief, und schreib' ihr! — O daß ihr verbunden wärt! Daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von dir auf sie hin leuchtete, und wieder von ihr ein Trostwort zur Stunde der Noth herüber zu dir käme. Lernt euch kennen. Seid einander, was ich euch nicht sein kann. Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben, wir sind's nicht werth. Gute Nacht — halb eilfe.

Dienstag den 21. früh 6. Aufgestanden, herrlicher kühler Sommermorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen jungen Fuchs.

Mittwoch den 22. um 10 Uhr. Gestern wieder nach Tiefurt, die regierende Herzogin war dort. Der Herzog und noch einige blieben die Nacht draußen, heut früh ritten wir herein dem Manoeuvre der Husaren zuzusehen und nun bin ich wieder in meinem Garten.

Freitag den 24. Morgens eilf in der Stadt. Habe viel ausgestanden die Zeit. Mittwoch Nachmittag brach ein Feuer aus im Hazfeldischen, 5 Stunden von hier, der Herzog ritt hinaus, bis wir hinkamen lag das ganze Dorf nieder, es war nur noch um Trümmer zu retten und die Schul' und die Kirche.

Es war ein großer Anblick, ich stand auf einem Hause wo das Dach herunter war und wo unsre Schlauchspritze nur das untre noch erhalten sollte, und sieh Gustchen und hinter und vor und neben mir eine Glut, nicht Flamme, tiefe hohläugige Glut des niedergesunknen Orts, und der Wind drein und dann wieder da eine auffahrende Flamme, und die herrlichen alten Bäume um's Ort inwendig in' ihren hohlen Stämmen glühend und der rothe Dampf in der Nacht und die Sterne roth und der neue Mond sich verbergend in Wolken. Wir kamen erst Nachts zwei wieder nach Hause. Gestern Donnerstag den 23. ist mir auch wieder wunderbares Wesen um den Kopf gezogen. — Was wird's werden, ich hab' eben noch viel auszustehen, das ist's was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch, und will ausdauern bis an's Ende. Adieu. Nun hörst du wieder eine Weile nichts von mir. Schreib' mir aber wann dich's freut. Fritz soll kommen wann er gerne mag, der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin ewig derselbe G.

13.

Goethe's Schwester Cornelia an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

Emmendingen, den 10. December 1776.

Ganz unverzeihlich ist's, bestes Gustchen, daß ich Ihnen noch nie geantwortet habe, ich will mich auch gar nicht entschuldigen, denn was sollte, was könnte ich sagen. —

Ihre häusliche Glückseligkeit ahnde ich und wünschte als Schwester unter Ihnen aufgenommen zu sein, das ist aber einer

von den Wünschen, der nie erfüllt werden wird, denn unsere gegenseitige Entfernung ist so groß, daß ich nicht einmal hoffen darf, Sie jemals in diesem Leben zu sehen.

Wir sind hier ganz allein, auf 30, 40 Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Manns Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als in's Grab taugt.

Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsre einzige Freude aus, und wenn die schläft, schläft Alles.

Leben Sie wohl, bestes Gustchen, ich umarme Sie im Geist, kann Ihnen aber nichts mehr sagen, weil ich zu entfernt von Ihnen bin.

Cornelia.

14.

Goethe's Schwester Cornelia an Frau v. Stein.

Emmendingen, Juni 1776.

Wie soll ich Ihnen danken, beste, edelste Frau, daß Sie sich in der unendlichen Entfernung meiner annehmen und mir suchen meine Einsamkeit zu erleichtern. O wenn ich nur hoffen dürfte, Sie ein einziges mal in diesem Leben zu sehen, so wollte ich nie schreiben und so alles bis auf den Augenblick versparen, denn was kann ich sagen, das einen einzigen Blick, einen einzigen Händedruck werth wäre, umsonst such' ich schon lang eine Seele wie die Ihrige und werde sie hier herum nie finden. —

Es ist das das einzige Gut, was mir jetzt noch fehlt, sonst besitz ich alles, was auf der Welt glücklich machen kann.

Und wem meinen Sie, meine edelste Freundin, dem ich diesen jetzigen Wohlstand zu danken habe? — Niemand anders als unserm Zimmermann, der mir in meiner Gesundheit alles Glück des Lebens wiedergeschenkt hat.

Noch vor kurzer Zeit war ich ganz traurig und melancholisch; das beinah dreijährige beständige Leiden des Körpers hatte meine Seelenkräfte erschöpft. Ich sah alles unter einer traurigen Gestalt an, machte mir tausend närrische ängstliche Grillen, meine Einbildungskraft beschäftigte sich immer mit den schrecklichsten Ideen, so daß kein Tag ohne Herzensangst und drückenden Kummer verging. — Nun aber sieht's Gott sei Dank ganz anders aus, ich finde überall Freude wo ich sonst Schmerzen fand, und weil ich ganz glücklich bin, befürchte ich nichts von der Zukunft, o meine Beste, wenn der Zustand dauert, so ist der Himmel auf der Welt. — Alles Vergnügen, das hier in den herrlichen Gegenden die schöne Natur giebt, kann ich jetzt mit vollem Herzen genießen; meine Kräfte haben so wunderbar zugenommen, daß ich gehen und sogar reiten kann. Ich entdecke dadurch alle Tage neue Schätze, die ich bisher entbehren mußte, weil die schönsten Wege zu gefährlich zum Fahren sind. Meines Bruders Garten hätt' ich wohl mögen blühen sehen, nach der Beschreibung von Lenz muß er ganz vortrefflich sein, in der Laube unter Euch Ihr Lieben sitzen, welche Seligkeit!

15.

Goethe an Frau v. Stein.

Den 6. Juli 1777.

Kochberg, Sonntag früh. Guten Morgen Beste! Wie ich erstaunt und vergnügt war da ich aufwachte. Ich hatte von Weimar geträumt und wache auf und finde mich hier. — Und Sie nicht! Vorm Jahr waren Sie da und mir war's versagt. Ich bin mit meinem Dasein und meinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen. Ich höre die Kleinen singen und wirthschaften und will zu ihnen.

Sonntag Nachts. Heut früh hab' ich im großen Garten gezeichnet beim Platze wo wir neulich still standen und Sie mir die schöne Gegend zeigten. Ich war heute glücklich im Zeichnen, nicht eben mit der tiefen Liebe, aber eben drum in fröhlicher unbefangener Leichtigkeit. Es ist mir ganz wohl worden, von Leib und Seele alle Bürden gelüftet als wären sie weg. Nach Tisch gingen wir Kästner und die Zwei nach Weißenburg wo ganz herrliche Gegend und einzelne vollkommen schöne Plätze sind. Kästner und ich zeichneten, ließen die Andern voraus gehen mit dem Boten und verirrten uns, von Metzelbach auf Kuhfraß und von Kuhfraß auch wieder, daß wir über Neusis erst um 10 nach Kochberg kamen. Gute Nacht, Engel, es ist mein einziges, daß ich Sie noch liebe wie immer.

16.

Wartburg, den 13. Septbr. 1777. Abends 9.

Hier wohn' ich nun Liebste und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog hat mich veranlaßt heraufzuziehen, ich habe mit den Leuten unten, die ganz gute Leute sein mögen nichts gemein, und sie nichts mit mir, einige sogar bilden sich ein, sie liebten mich, es ist aber nicht gar so. Liebste, diesen Abend denk' ich mir Sie in Ihrer Tiefe um Ihren Graben im Mondschein beim Wachfeuer, denn es ist kühl. In Wilhelmsthal ist mir's zu tief und zu enge, und ich darf doch noch in der Kühle und Nässe nicht in die Wälder die ersten Tage. Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl hinübersenden könnte. In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsen-Abhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lang Gebundne reck' ich erst meine Glieder. Aber mit dem ächten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens, und die Liebheit der Welt, nur nebenweg schaut.

Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen, denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier! — O man sollte weder zeichnen noch schreiben! — Indeß wollt' ich doch, daß Sie

wüßten, daß ich lebe! und Sie gleich wieder recht liebe, da mir's anfängt wieder wohl zu sein. — Und zu Trost in der Oede bild' ich mir ein, Sie freuen sich über einen Brief oder sonst ein Gekritzel von mir.

17.

Dienstag den 9. Dez. 1777. Abends, Altenau.

Was die Unruhe ist, die in mir steckt, mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben. Wenn ich so allein bin, erkenn' ich mich recht wieder wie ich in meiner ersten Jugend war, da ich so ganz allein so unter der Welt umhertrieb. Die Menschen kommen mir noch eben so vor, nur macht' ich heut eine Betrachtung. So lang ich im Druck lebte, so lang Niemand für das, was in mir auf und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich, mit aller Lauterkeit meines Herzens, eine Menge falscher, schiefer Prätensionen — es läßt sich nicht so sagen, ich müßte in's Detail gehen — da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen. Jetzt ist's kurios besonders die Tage her in der freiwilligen Entfernung, was da für Lieblichkeit, für Glück drin steckt.

Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß — Summa Summarum, es ist die Prätension aller Prätensionen keine zu haben.

Liebes Gold! Ich hab' an keinem Orte Ruh, ich habe mich tiefer in's Gebirg gesenkt, und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde. Um

halb 4 fängt's schon hier an Nacht zu sein und das ist nach der Uhr des platten Lands gewiß erst drei.

Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckern Geschmack davon kann er noch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichen zu machen, statt daß es einem erst wohlthut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird.

Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf ab, daß ich vor 9 Jahren krank zum Tode war, meine Mutter schlug damals in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: „man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen." Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche.

Sie sehn, was für Zeug mir durch einander einfällt.

Daß ich jetzt um und in Bergwerken lebe, werden Sie vielleicht schon errathen haben. Gestern hat mir das Schicksal wieder ein groß Compliment gemacht. Der Geschworne ward einen Schritt vor mir von einem Stück Gebirg das sich ablöste zu Boden geschlagen; da er ein sehr robuster Mann war, so stemmte er sich, da es auf ihn fiel, daß es sich in mehr Stücken auseinander brach, und an ihm hinabrutschte, es überwältigte ihn aber doch, und ich glaubte, es würde ihm wenigstens die Füße sehr beschädigt haben, es ging aber so hin, einen Augenblick später so stund ich an dem Fleck, denn es war eben vor einem Ort den er mir zeigen wollte, und meine schwanke Person hätte es gleich niedergedrückt, und mit der völligen Last gequetscht. Es war immer ein Stück von 5—6 Zentnern. Also daß Ihre Liebe bei mir bleibe und die Liebe der Götter.

18.

Donnerstag den 11. Dez. Abends 1777.

Klausthal. Heut früh bin ich vom Torfhause über die Altenau wieder zurück und habe Ihnen viel erzählt unterwegs, o! ich bin ein gesprächiger Mensch wenn ich allein bin.

Nur ein Wort zur Erinnerung. Wie ich gestern zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln und discursive redete ich vom Brocken und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehn, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt' er, ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen. Und wer nicht alle Tritte weiß u. s. w. Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt und der zu wenig schlägt[1]). Ich war still und bat die Götter das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagte er zu mir: nun können Sie den Brocken sehen, ich trat ans Fenster und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, Niemanden — und er sagte: ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen in's Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen und wär's nicht an Sie, hielt' ich's für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung da ich aufbrach. Adieu. Morgen geh' ich von hier weg. Sie hören nun aus andern Gegenden

---

[1]) Buch der Könige II. 13, V. 17—19.

von mir. Fühlen Sie etwa Beruf mir zu schreiben, geben Sie's nur Philippen, dem hab' ich eine Adresse gemeldet. Adieu Liebste! Grüßen Sie Steinen und die Waldnern, aber Niemanden wo ich bin. Adieu.

19.

Dornburg. Donnerstag den 4. März 1779.

Auf meinem Schlößchen ist's mir sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August[1]) gedankt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Platz auf dem besten Felsen eine warme gute Stätte zubereitet ist.

Wenn nur die Fürsten sein könnten wie Bürger, wo doch einer des Vaters Gartenhäuser, wenn er einigermaaßen kann, in baulichem Wesen erhält. Doch ist's wohl in allen Ständen so, daß unsre Wünsche uns hin und her schleudern, wir was wir besitzen, drüber verschleudern, und nicht eh' achten lernen bis es fort ist.

Die Tage sind sehr schön, die Gegend immer allerliebst. Wenn's grün wird, wollen wir mit Herders hin.

Mit den Leuten leb' ich, red' ich, und laß mir erzählen. Wie anders sieht auf dem Platze aus was geschieht, als wenn es durch die Filtrir-Trichter der Expeditionen eine Weile läuft. Es gehen mir wieder viele Lichter auf, aber nur die mir das Leben lieb machen. Es ist so schön, daß alles so anders ist als sich's ein Mensch denken kann. Noch hab' ich Hoffnung, daß wenn ich den 11. oder 12. nach Hause komme, mein Stück fertig sein

---

[1]) Urgroßvater des jetzt regierenden Großherzogs, hatte in einiger Entfernung von dem sehr alten Schloß das neue zu Dornburg aufgebaut.

soll. Es wird immer nur Skizze, wir wollen dann sehn was wir ihm für Farben auflegen.

Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst im Frieden lebt, und was bestimmtes zu thun hat.

20.

Selz. Mittags d. 25. Sept. 1779.

Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen= oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommener Athem durch's ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unter s Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder, machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre.

Emmendingen. Dienstag den 28. Sept. Ich kann nur zu= erst die himmlischen Wolken preisen und verherrlichen, die bisher noch, wie ein Baldachin am Feiertage, über uns schwebten und sich als Freunde und Führer unsers Unternehmens bekannten. In Demuth hoff' ich, daß es so weiter gehen wird, Luft und Wetterglas geben Hoffnung. Nachts die klarsten Himmel, früh mit Sonnenaufgang leicht auf= und absteigende Nebel, die erhabensten Lufterscheinungen. Regen, wenn wir in's Quartier kommen 2c.

Ich fahre in meiner Erzählung fort.

Den 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ich's verdiente und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

Den 26. Sonntags traf ich wieder mit der Gesellschaft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von

sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang 2c. alles was sie brauchte 2c. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, Abends sahen wir eine Stunde L'Infante di Zamora mit ganz trefflicher Musik von Paesiello. Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester, ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Die an ihre Stelle getretene Fahlmer, mein Schwager, einige Freundinnen sind mir so nah wie sonst. Ihre Kinder sind schön, munter und gesund. Von hier wird's nun auf Basel gehen. Wenn Sie wieder von mir hören weiß ich nicht. Von Ihnen hab' ich noch nichts. Obgleich andre Briefe von Frankfurt aus nachgeschickt sind. Adieu. Grüßen Sie Alles.

21.

Neunheiligen.

Sie haben mir durch den Boten eine große Freude geschickt, schon fürchtete ich, heut und morgen nichts von Ihnen zu hören, und so kam mir das Gute unvermuthet. Es ist mir zuwider, daß mein Brief versteckt geblieben und daß die andern Sie so spät auffinden; gerne wollt' ich, daß Sie so bald als möglich meine Andenken erhielten. Ihr Bote ist recht frisch gegangen. Er war schon vor 6 heut Abend hier.

Unsre arme schöne Wirthin ist krank, und trägt's, wie Frauen zu tragen gewohnt sind. Heut früh hatten wir einen langen politischen Diskurs; auch diese Dinge sieht sie gar schön, natürlich und wie ihresgleichen. Sie liebt den H. schöner als er sie und in diesem Spiegel hab' ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben als wir gewöhnlich können. Doch ich geb' es nicht auf, ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innre Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt.

Behalten Sie ja was Sie mir Gutes zu sagen haben, auch mir haben die Geister der Welt viel Nützliches in's Ohr geraunt, haben mir über mich und Andre schöne Eröffnungen gethan.

Donnerstag Abends hoff' ich Sie allein zu finden, hoffe die ersten Stunden ganz bei Ihnen zu sein. Freitags wollen wir zusammen essen und fröhlich sein.

Heut ist wenig gezeichnet worden, gestern gar nichts, kaum werd' ich eine Landschaft fertig bringen, die ich hier lasse. Was gehen mir über den Everdingen für neue Lichter auf, warum muß man so lang im Dunkeln tappen und in der Dämmerung schleichen.

Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag.

Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gebe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir sein. Und mein Noviziat war doch lang genug um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte.

Der Bote verspricht bei Zeiten in Weimar zu sein. In zwei Tagen folg' ich ihm. Wo möglich kriegst du noch einen Brief eh' ich komme.

Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich dein holdes Band um den Arm, wenn ich an dich mein Gebet richte, und deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut! du kannst's, nicht nur wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe. Lebe wohl.

Ich hoffe immer, daß du wohl seist. Lebe wohl. Mir fällt eins auf's andere ein. Leb' wohl, ich kann nicht von dir kommen, wenn nicht des Blättchens Ende wie zu Hause die Thüre mich von dir schiede.

Den 12. März 81. Montags um halb 11 Nachts.

22.

Gotha. Sonnatg den 31. März 1782 Nachts halb 12.

So verkehrt ist die Ordnung meiner Stunden, daß ich dir zu dieser Zeit schreibe. Liebste, mich wundert nicht, daß die Reichen so krank und elend sind, mich wundert, daß sie nur leben. Ich bin vergnügt, weil ich mitten durch die vielerlei Menschen mich an dem Faden der Liebe zu dir sachte und sicher winde. Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der

Schale entfalten, so lern' ich leben, indem ich das in mir Verschlossne sachte auseinander lege. Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen, und bin mir immer bewußt, und ich kann dir versichern, daß alle, die ich beobachte, weit mehr ihre eigne Rolle spielen, als ich die meine. Wie angenehm wird mir dies Spiel, da ich keine Absichten habe, und keinen Wunsch als den, dir zu gefallen und dir immer willkommen zu sein. Wenn ich wiederkomme, sollst du meiner ganzen Ernte theilhaftig werden. Gute Nacht! Vergebens sinn' ich darauf, dich diese 14 Tage einmal zu sehen. Ich komme nur immer weiter von dir weg.

Dienstag den 2. April. Es ist ein Husar da, der dir diesen Brief bringen soll.

Nach Tafel geh' ich auf Eisenach und rücke immer weiter von dem Ziel meines Lebens. Hier ist mir's wohl gegangen, und ich glaube, man wird mit mir zufrieden sein. Wenn unsere Begriffe sich zu berichtigen anfangen, dann geht's mit Macht. Zu Diedens hat sich auch das rechte Verhältniß gefunden und so hoff' ich, soll's immer fortgehen. Wenn man in Liebe und Freundschaft glücklich ist, daß unser Herz in der weiten Welt nichts zu suchen braucht, so hat man mit den Menschen einen guten Stand, und man kann sich der Wahrheit gemäß mit ihnen betragen, eben als wenn man nichts politisch von ihnen haben will.

Tausend und aber tausend Dank für deine Liebe, du schreibst mir noch einmal auf Eisenach, dann auf Meiningen. Inzwischen sollst du auch immer von mir etwas erfahren.

23.

Kaltennordheim. Dienstag den 9. April 82.

Ich habe dir lange nicht geschrieben, nun bin ich hier angekommen und schreibe dir in eben der Stube, wo wir dir vor anderthalb Jahren die Verse mit den Ochsen abfertigten, wie anders sehe ich alles seit der Zeit, da ich weiß, welch eine Liebe drüben über den Bergen meiner wartet.

Ueber dein letztes Blatt sind mir viel traurige Gedanken aufgestiegen, ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich dich verlieren könnte. Gegen alles was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen das einzige nicht. Die Hoffnung hilft uns leben, nun denk' ich wieder, du bist wohl und wirst wohl sein, wenn du dies Blatt erhältst.

Die ersten Veilchen und ein Stück altes Moos leg' ich zwischen dies Papier, die ersten sind nicht weit von den Ruinen gepflückt, die ich gezeichnet mitbringe. Es ist alles vergebens, ich bringe nichts vor mich im Zeichnen, jetzo sehe ich täglich mehr, wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich uns das geistige auszudrücken fähig macht, und wo jene nicht ist, bleibt es eine hohle Begierde dieses im Flug schießen zu wollen.

In Barchfeld fand ich die guten Eheleute [1]) recht wacker und gefällig. Sie fragte nach dir, klagte, daß sie lang keinen Brief von dir habe, und sagte, du schriebst nicht gern, worüber ich mich heimlich freute, denn ich hatte deine letzten in der Tasche.

Ich habe zwar nichts außerordentliches, doch vielerlei Betrachtungen gesammelt, die ich gerne mit dir theilen will. Wenn

---

[1]) Prinzeß Wilhelmine von S. Meiningen mit dem Prinzen Adolph von Barchfeld vermählt.

ich vor mir allein bin, erzähle ich mir, was ich gesehn habe als wenn ich dir's erzählen sollte und es berichtigt sich alles. Liebste, was bin ich dir nicht schuldig. Wenn du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn du mich nur neben Andern duldetest, so wäre ich dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich auch ohne dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen! Könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinnen betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?

Ostheim, Mittwoch, den 10. April. Endlich am weitsten Punkt — Aphelio — meiner Reise, so nah meinem Vaterlande als dir, und doch von jenem hundert Meilen in Gedanken entfernt, und dir so nah, als wenn Hand zu Hand reichte.

Morgen ist mir ein lieber Tag, denn ich werde sagen können: in acht Tagen werd' ich sie wiedersehen. Bis dahin werd' ich noch manchmal Berg auf und ab müssen. Morgen auf Meiningen, wo die zwei Herzoge allein sind, dann (und will's Gott bald) nach Barchfeld, wo die Prinzessinnen sich aufhalten. Ueber den Thüringer Wald hernach auf Ilmenau und dann meiner Geliebten entgegen. In dieser Erwartung will ich recht artig sein, denn da du dich nun einmal meiner angenommen hast, so möcht' ich, daß jedes, wie unsere Gräfin, dir zulispelte: Pour celui là, on Vous le pardonne.

Ich schäme mich dir zu wiederholen, wie und wie immer ich an dich denke. Du bist mir in alle Gegenstände transsubstanziirt, ich seh' alles recht gut und sehe dich doch überall, ich bin weder abwesend noch zerstreut und doch immer bei dir und mit dir beschäftigt.

24.

Weimar. Sonntag den 25. August 1782.

Wie sehr gönne ich den Kindern um dich in diesem Augenblick zu springen und zu jubiliren, und wie sehr beneide ich sie. Wenn ich an diesem schönen Tag dein Angesicht sehen könnte wie glücklich wäre ich.

Abends 8.

Wenn Lavater predigt Eins ist noth! so fühle ich auch das Eine, das mir noth ist, dich meine Geliebte mir fehlen. Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir dein Wesen und deine Liebe. Ich gehe überall herum bei allen Freunden und Bekannten als wenn ich dich suchte, ich finde dich nicht und kehre in die Einsamkeit zurück.

Ein grimmiges Wetter bricht herein und wird deinen Gästchen unfreundlich nach Hause leuchten, ich erwarte sehnlich einige Worte von dir. Heute den ganzen Tag hab' ich mir stille Vorwürfe gemacht, daß ich nicht mit der Gesellschaft gegangen bin.

25.

Sonntag den 17. November 1782.

Frühe hab ich zwar nicht vor Tag doch mit dem Tage meine erste Wallfahrt gemacht. Unter deinen Fenstern grüßt' ich dich und ging nach deinem Steine. Er ist jetzt der einzige lichte Punkt in meinem Garten. Die schönen Thränen des Himmels rollten an ihm herunter, es soll hoff' ich nichts zu bedeuten haben.

Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft von der ich nichts weiß. Wie viel hab' ich verloren da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte! Es war der zweite Faden der mich hielt, jetzt hänge ich ganz allein an dir, und Gott sei Dank ist dies der stärkste. Seit einigen Tagen seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben wurden, und begreife immer weniger was ich bin und was ich soll.

Bleibe mir liebe Lotte, du bist mein Anker zwischen diesen Klippen.

Was es auch sei so fühl' ich ein unendlich Bedürfniß einsam zu sein. Unter einem Vorwande, daß ich nicht wohl sei, will ich mich vom Hof und Conseil entschuldigen, zu Hause bleiben, alte Schulden abthun und mein Haus bestellen. Da Hufland selbst krank ist, kann ich es desto eher thun. Dazu muß ich aber auch deinen Urlaub haben, versage mir ihn nicht.

Schach wird meinen Morgengruß gebracht haben, wie freut ich mich jemand von dir zu sehn, und nun grüße ich dich mit der herzlichsten Zärtlichkeit. Adieu.

So weit war ich, als ich dein liebes Zettelchen erhielt. Tausend Dank. Was soll ich darauf sagen? Liebe Lotte, wenn du aus der Kirche kommst, laß mich noch ein Paar Zeilen von dir sehen. Du einzige unaussprechliche Geliebte.

26.

Langenstein. Dienstag den 9. September 83.

Erst heute Abend schreib' ich meiner Lotte, mit der ich mich diese ganze Zeit im Stillen beschäftigt habe. Ich wünschte, du

wärst den ganzen Tag um mich unsichtbar und trätest Abends, wenn ich allein bin, wie aus der Mauer hervor, du würdest fühlen, was ich jetzt mit so vieler Freude fühle, daß ich nur allein dein bin und dein sein kann. Wie hoffe ich auf den Augenblick dich wieder zu sehn. Du hast mich mit allen Banden an dich gebunden. Ich habe dir viel zu erzählen, es wird mir gut thun fremde Luft einzuathmen und mein Verhältniß von weitem zu betrachten. Die Existenzen fremder Menschen sind die besten Spiegel, worin wir die unsrige erkennen können.

Das Wetter ist nicht sehr günstig, der Harz schickt Stürme und Wolken, indessen hat es nicht geregnet und das ist schon dankenswerth.

Ich freue mich herzlich auf deinen Brief in Zellerfeld. Lebe wohl und behalte mich in deinem Herzen, und empfange mich wieder wie du mich verabschiedet hast. Es ist in der weiten Welt allerlei Vergnügliches und wenig Trost zu holen, den ich allein in deiner Nähe finde. Lebe wohl, Geliebteste.

27.

Eisenach. Montag den 28. Juni 1784.

Nun wird es bald Zeit, liebe Lotte, daß ich wieder in deine Nähe komme, denn mein Wesen hält nicht mehr zusammen, ich fühle recht deutlich, daß ich nicht ohne dich bestehen kann. Der Ausschußtags Abschied ist signirt, nun kann es nicht lange mehr währen, ich rechne noch eine Woche, dann werde ich loskommen können. Das Wetter ist höchst elend, man kann nicht vor's Thor, und was innerhalb der Mauern von Schönheiten und Artigkeiten lebt, hat allenfalls nur einen augenblicklichen Reiz für mich und kann kaum das Regenwetter balanciren, geschweige einen so

wesentlichen Mangel als der ist, den ich von Morgen bis zu Abend empfinde.

Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie du meine eigne Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbstständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe mich zu harnischen wo du mir Schild und Schirm bist. Wie freu' ich mich dir ganz anzugehören. Und dich nächstens wiederzusehen.

Alles lieb' ich an dir und alles macht mich dich mehr lieben.

Der Eifer wie du in Kochberg deine Haushaltung angreifst, von dem mir Stein mit Vergnügen erzählt, vermehrt meine Neigung zu dir, läßt mich deine innerlich thätige und köstliche Seele sehn. Lotte, bleibe mir und was dich auch interessiren mag, liebe mich über alles.

28.

Wieland an Goethe's Mutter.

Ettersburg, den 21. Mai 1779.

Liebes Mütterchen, wir sind hier bei Ihrer und unserer Herzogin, der einzigen und ewigen Königin unserer freien Herzen, auf der hohen Ettersburg,

„und leben da ferne vom Erdengetümmel
das selige Leben der Götter im Himmel ıc

außer daß es verdammt garstig unfreundlich Wetter. Eja! wäre doch Mutter Aja auch bei uns. Auf Mercken harren wir, wie auf den Regen ein dürr Land, Sela! Gestern (d. 20. Mai) hat mich ein klein Schäferspielchen von Bruder Wolfens erstem Schuß um 25 Jahr jünger gemacht; denn Sie wissen, daß wir hier in Ettersburg ein Theaterchen haben, so schön als Sie sich's nur einbilden können, und daß wir da — doch wozu wollt' ich Ihnen von allen unsern Freuden schwatzen? Das macht Euch doch nur das Herz schwer.

Ade, liebe Mutter, mit einem großen Compliment an den guten lieben Papa! behalten Sie in gutem Andenken

Ihren Sohn

Wieland.

29.

Goethe's Mutter an die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar.

Frankfurt a. M., d. 11. April 1779.

Durchlauchtigste Fürstin! Nach dem Appetit meiner Samstagsmädel zu rechnen, müssen die kleine Bisquittiger längst alle seyn — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Provision zu übersenden, nehmen Sie, beste Fürstin, meine Freiheit ja nicht ungnädig. Bei uns ist's Messe!!! Weitmäuligte Laffen, Feilschen und gaffen, Gaffen und kaufen,

---

[1]) Goethe.

Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w. — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! Madame La Roche ist auch da!!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf[1]) den Tochtermann sehen, dem die Verfasserin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika miteingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7. Bitte Luthers im kleinen Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehn, Rang u. s. w. die es recht drauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit Einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Aventheuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — der 3. Feyertag ist doch glücklich vorbeigegangen, ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen? Die Fräulein Thusnelde[1]) hat eine gar schöne Gabe solche Festiviteten zu beschreiben und ich glaube sie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen lassen, denn das Jahrmarktsfest hat sie ganz herrlich beschrieben — thut sie's — so haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von den Bisquittgen auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater emfiehlt sich zu ferneren hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie so wohl ist, als wenn sie an die trefflichste, größte, liebenswürdigste, beste Fürstin denkt, küßt in Anbetung

---

[1]) Fräulein von Göchhausen.

und Demuth die Hand ihrer theuersten Fürstin und bleibt bis in's Grab

Ihre Durchlaucht

unterthänige Dienerin

C. E. Goethe.

(„Das Unthier heißt Möhr, und ist wirklicher Hofrath vom Kurfürsten von Trier.“)

30.

Frankfurt, am 22. October 1782.

Durchlauchtigste Fürstin! Was dem müden Wandrer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle und alles was sich nun noch dahin zählen läßt; was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit gerathen — die theuerste Fürstin denkt noch an Dich — fragt nach Deinem Befinden. — Tausendfacher Dank, sey Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen was ich mache? O, beym Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. — Wie ists aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen — Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und Beydes ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen — könnte sagen, daß um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke

— welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anbringen — aber der Witz, der Witz! Den habe ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnick-Schnack. — Alle Freuden die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen — denn da ists so still und öde, wie auf dem Kirchhof — Sonst wars freilich ganz umgekehrt — Doch da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht wie im Julius? — Nur das gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders seyn könnte; so kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ohngefähr aus obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren guten Humor beibehält und alles thut um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht, und so hats menschlichem Ansehen nach noch lange keine Noth mit der guten Frau. Zumal da Herr Tabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möchte ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blut zu incommodiren. — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu Paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden alles lachte sich die Galle vom Herzen. — Diese Woche sehen wir auch Klavigo — da geht ganz Frankfurt hinein; alle Logen sind schon bestellt — Das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihro Durchlaucht Befehl in Unter-

thänigkeit befolgt — von meinem Seyn und Nichtseyn wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich nun zu fernerer Huld und Gnade und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin
Dero
unterthänigst treu gehorsamste Dienerin
Goethe.

31.

Den 1. März 1783.

Ich bin ja wohl eine recht glückliche und beneidungswürdige Frau! In dem Andenken, in der Gnade einer Amalia zu stehen! Einer Fürstin, die, in Allem betrachtet, wirklich Fürstin ist — die der Welt gezeigt hat, daß sie regieren kann — die die große Kunst versteht alle Herzen anzuziehen — die Liebe und Freude um sich her verbreitet — die — mit einem Wort — zum Segen für die Menschen geboren wurde. Unser theurer Erbprinz befindet sich also wohl — Gott sey tausend Dank dafür gesagt!

Wieland und meinem Sohn würde ich es ewig nicht verzeihen, wenn sie bei dieser frohen Begebenheit ihren Pegassus nicht weidlich tummelten; und mich verlangt recht herzlich ihre Geburten zu sehen. Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn sich in etwas mit den Musen brouillirt hätte — Doch alte Liebe rostet nicht — Sie werden auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand seyn. Mit Wieland — ja das ist ganz etwas anders, das ist ein gar beständiger Liebhaber — Die 9 Mädchen mögen lachen oder sauer sehen — Er schickt sich in alle ihre Launen — und ich weiß von sichrer Hand, daß so was die Damen überaus gut aufnehmen. Ihro Durchlaucht haben die Gnade, Sich zu

erkundigen was ich mache — Ich befinde mich, Gott sey Dank, gesund, vergnügt und fröhlichen Herzens, suche mir mein Bischen Leben noch so angenehm zu machen als möglich — Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwarr und Beschwerlichkeit verknüpft ist — Denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern die ihm gebührende Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correspondenz hat nicht leicht Jemand außer mir. — Alle Monat räume ich mein Schreibpult auf, aber ohne Lachen kann ich das niemals thun. Es sieht drin aus wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder alles auf einem Haufen. — Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann u. s. w.

Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen; aber um 4 Uhr muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Haus. — Das ist es nun so ohngefähr, was ich treibe. Doch das Beste hätte ich bald vergessen! Ich wohne in der langen Gassen, die man für Leser erbauen lassen u. s. w.[1]).

Nehmen Ihro Durchlaucht mit der Beschreibung meines geringhaltigen Lebenswandels vorlieb und erhalten mir Dero unschätzbare Gnade, Dieß ist die einzige Bitte von

Ihro Durchlaucht

unterthänigst und treusten Dienerin

Goethe.

---

[1]) Anspielung auf Goethe's „das Neuste von Plundersweilern."

32.

Den 5. October. 1783.

Durchlauchtigste Fürstin! Das schriftliche Zeugniß das Ihro Durchlaucht mich noch immerfort mit Dero gütigem Andenken begnadigen, erfreute mich über allen Ausdruck. — Mitten in der großen Welt — in dem Kreis Dero hohen und vortrefflichen Anverwandten — unterm Genuß der herrlichsten Freuden denkt unsere beste Fürstin an die so ganz im Stillen dahin lebende Frau Aja! Gnädigste Fürstin! Mein ganzes Verlangen, Begehren und Wünschen geht einzig dahin, mich dieser großen Gnade nur in etwas würdig zu machen. Aber was kann eine Frau wie ich anders thun, als aus der Fülle ihres Herzens danken, und um die Fortdauer solcher Gnade demüthigst ansuchen. — In vollem Glauben, daß diese Bitte gnädige Erhörung finden wird, will ich mit frohem Muthe und fröhlichen Herzen das was Ihro Durchlaucht zu wissen verlangen, auf das treulichste und bestmöglichste vortragen und berichtigen. So tief wird mich doch der liebe Gott nicht herabsinken lassen, um an einem Journal zu schreiben — Behüte und bewahre! Ich weiß, dem Himmel sey Dank, die Langweile besser zu verjagen — und ohne mich zu prostituiren meine Tage vergnügt durchzuleben. Ueberhaupt wüßte ich von dem ganzen dummen Gezeugs nichts, wenn nicht Frau Max Brentano mir den Plan zugeschickt hätte. — Ich würde die ganze Sache für eine Satyre halten, wenn es nicht der Prinzeß Elisabeth zugeeignet wäre und alle Postämter mit geplagt würden. Wir haben hier so etliche arme Schlucker, die wird der böse Feind und ihr Magen wohl zu so einem Geschreibe verführt haben. — Das ist alles was ich von der schönen Rarität weiß. Daß mein Sohn dem Durchlauchtigsten Herzog von Braunschweig wohl gefallen, thate mir gar sanfte an meinem mütterlichen Herzen — Beinahe gehts mir wie dem alten Ritter, den Geron der Adeliche

in einer Höhle antraf, und der mitunter bloß davon lebte, weil ihm die Geister so viel gute Nachrichten von seinem Enkel Hektor überbrachten. — Was habe ich nur diese Messe über wieder für Lebens=Balsam gekriegt! Nun Gott sey ewig dafür geprießen! Da Ihro Durchlaucht die Gnade haben mich zu fragen, was ich mache, wie ich mich befinde? so gehts bei mir immer den alten Gang fort. — Gesund, vergnügt, lustig und fröhlich — Zumal bei dem herrlichen Herbst und vortrefflichen Wetter. Den 3ten war das große Bachusfest. Es war ein Jubel, eine Lust, ein Gejauchze — Trauben! Wie in Canaan, und noch obendrein die Hüll und Füll — in meinem kleinen Weinberg weit über ein Stück — Aber da gabs auch unendlichen Schweinebraten!!! Philipp war so glücklich die ganze Lust mit zu genießen u. s. w.

Aus dieser Relation können Ihro Durchlaucht ersehen, daß es mir ganz behaglich zu Muthe ist. Zum vollen Maaß meiner Glückseligkeit erbitte von Ihro Durchlaucht, unserer besten Fürstin, die Fortdauer Dero Huld und Gnade für diejenige, die zeitlebens ist

Durchlauchtigste Fürstin

Dero

unterthänigst, treugehorsamste Dienerin

Goethe.

33.

Am 13. Juni 1784.

Durchlauchtigste Fürstin! Hofrath Bode war mir ein gar lieber Bothe, denn Er brachte gute Nachrichten von unserer besten Fürstin und ein so gnädiges herrliches Briefchen, das mir die

frohe Gewißheit gab, mein Andenken grüne und blühe noch, bei einer Fürstin, deren Gnade und Wohlwollen mir über alles in dieser Welt geht. Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, wie es mit mir steht? Gott sey Dank! immer noch auf die alte Art und Weise, das ist verdollmetscht, gesund, vergnügt, guten Humors u. s. w. Freylich ist das in meiner Lage eben so keine große Kunst — Aber doch mit alle dem liegt es mehr an der innern Zufriedenheit mit Gott, mit mir und mit den übrigen Menschen, als geradezu an den äußern Verhältnissen. — Ich kenne so viele Menschen, die gar nicht glücklich sind, die das arme Bischen von Leben sich so blutsauer machen und an allem diesem Unmuth und unmusterhaftem Wesen ist das Schicksal nicht im geringsten schuld — In der Ungenügsamkeit da steckt der ganze Fehler. Ihro Durchlaucht verzeihen mir diese moralische Brühe — es ist sonst eben meine Sache nicht, aber seit einiger Zeit bin ich die Vertraute von verschiedenen Menschen geworden, die sich alle vor unglücklich halten, und ist doch kein wahres Wort dran. Da thut mir denn das Kränken und Martern für die armen Seelen leid u. d. m. Der erschröcklich lange Winter macht einem die Freuden des Frühlings doppelt fühlbar. — Auch ich, theuerste Fürstin! genieße so viel immer möglich die Herrlichkeit der schönen Natur und das vortreffliche Bild unserer besten Fürstin begleitet mich zu allen Freuden des Lebens. Nur noch einmal wünschte ich das Glück zu genießen, das mir so theure Original zu sehen! Ist denn dazu gar kein Anschein, gar keine Möglichkeit? Auch Sohn Wolf kommt nicht! und da kommen doch von Osten und Westen, Süden und Norden Figuren, die, wegbleiben dürften. — Das gehört nun freilich Alles unter die Leiden dieser Zeit. Wie befindet sich denn meine liebe gnädige Fräulein von Göchhausen? Das theure Fräulein scheint etwas tintenscheu zu seyn — ein Uebel — das mich auch oft überfällt — Darf ich unterthänig bitten meinen freundlichen Gruß auszurichten und wie herzlich es mich verlangte, mit dem herrlichen

Blumenstrauß vor Ihre Augen zu treten. — Gott gebe daß es bald geschehen möge, Amen. Ich empfehle mich in aller Unterthänigkeit zu fernerer Gnade und verbleibe bis ins Grab

Durchlauchtigste Fürstin

Dero

unterthänigst treu gehorsamste Dienerin

Goethe.

34.

Goethe's Mutter an Friedrich von Stein.

Frankfurth, den 9. September 1784.

Lieber Sohn! Ungeachtet Sie dieses Schreiben durch die Post ehnder würden erhalten haben, so konnte es dem Ueberbringer dieses ohnmöglich abschlagen, der mich sehr ersuchte, ihm etwas mitzugeben. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen vor die Schilderung Ihrer mir so lieben und interessanten Person — besonders freut es mich, daß Sie Ihr Gutes und Nichtgutes schon so hübsch kennen. Bravo! lieber Sohn! das ist der einzige Weg, edel, groß, und der Menschheit nützlich zu werden; ein Mensch, der seine Fehler nicht weiß, oder nicht wissen will, wird in der Folge unausstehlich, eitel, voll von Pretensionen, — intolerant, — niemand mag ihn leiden, — und wenn er das größte Genie wäre, — ich weiß davon auffallende Exempel. Aber das Gute, das wir haben, müssen wir auch wissen, das ist eben so nöthig, eben so nützlich, — ein Mensch, der nicht weiß, was er gilt, der nicht seine Kraft kennt, folglich keinen Glauben an sich hat, ist ein Tropf, der keinen festen Schritt und Tritt hat, sondern ewig im Gängelbande geht und in seculum seculorum — Kind bleibt.

Lieber Sohn, bleiben Sie auf diesem guten Wege, und Ihre vortrefflichen Eltern werden den Tag Ihrer Geburt segnen. Es ist ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundschaft, daß Sie eine genaue Beschreibung von meiner Person verlangen, hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt denn Alles wieder in den alten Falten, ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. Nun, lieber Sohn, kommen Sie einmal und sehen Sie das Alles selbst mit an, — ich werde Alles anwenden, um Ihnen Freude und Vergnügen zu verschaffen.

Seyn Sie versichert, daß ich ewig bin

Ihre

wahre Freundin und treue Mutter

E. G.

35.

Fr. den 20. October 1785.

Mein lieber Cherubim! Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pathen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn, — die Birn', die ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach so schön aufsteckten ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis a vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiel wieder zusammen fanden, und das nach Haus führen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Catharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß. Hier schicke ich Ihnen auch eine getreue und wahrhafte von Sternen und Ordensbändern unterzeichnete ausführliche Beschreibung des zuerst zerplatzten, hernach aber zur Freude der ganzen Christenheit in die Luft geflogenen Luftballons nebst allem Klingklang und Singsang, kurzweilig zu lesen und andächtig zu beschauen. Uebrigens befinde mich wohl und werde heute den Grafen Essex enthaupten sehen, — auch war gestern der transparente Saul bei der Hand und erfreute jedermänniglich; — aber Du lieber Gott, was sieht man auch nicht Alles in dem noblen Frankfurth, der Himmel erhalte uns dabei, Amen. Leben Sie vergnügt und glücklich, dies ist mein Wunsch und wird immer in der Seele wohl thun

Ihrer
treuen Freundin und Gevattern
E. G.

36.

Fr. den 25. Mai 1786.

Ei! Ei! mein lieber Sohn! Sie scheinen ja gar böse auf Ihre Gevatterin zu seyn! Hören Sie aber erst meine Entschuldigung und ich wette, alle Fehde hat ein Ende. Wahr ist's, ich habe zwei Briefe von Ihnen nicht beantwortet, aber, lieber Freund, es war Messe! Freunde und Bekannte nahmen mir meine Zeit weg. Herr Kriegsrath Merck war tagtäglich bei mir, — der berühmte Dichter Bürger, Reichardt aus Berlin, und andere weniger bedeutende Erdensöhne waren bei mir, — an Schreiben war da gar nicht zu denken — und das, was ich jetzt thue, thu ich gegen das Gebot meines Arztes, der beim Trinken der Molken (welches jetzt mein Fall ist) alles Schreiben verboten hat, — doch um meinen lieben Sohn wieder gut zu machen, will ich der ganzen medizinischen Fakultät zum Trotz doch schreiben. Der 8te Mai war wohl für mich als für Goethe's Freunde ein fröhlicher Tag, — Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier schicke ich Ihnen den Zettel, — Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei ihrem Hierseyn auf dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruder Martin, — Götz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgießerei, — die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbescene von Weislingen und von Götz, thaten große Wirkung. Die Frage: „wo seyd Ihr her, hochgelahrter Herr?" und die Antwort: „von Frankfurth am Main" erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Maynz nicht aufs Theater) in der dummen Behaglichkeit dasaß, und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehen," — da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel. — Nun, lieber Sohn, sind

Sie jetzt wieder mit mir einig? Das ist doch ein ziemlich honetter Brief vor eine Frau, der das Schreiben verboten ist. Wir sind wieder gute Freunde und in der Hoffnung unterschreibe ich mich als

Ihre
wahre und treue Freundin
E. G.

N. S. Dienstags den 30. Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Potz, Fritzgen, das wird ein Spaß seyn!

37.

Fr. den 1. März 1790.

Lieber Sohn! Das Erste warum ich Ihnen bitte, ist meinem Sohne zu danken wegen seines 6ten Bandes, Tasso und Lilla sind mir neu — und ich hoffe viel Vergnügen davon zu haben. Ferner berichten Sie ihm, daß sein römisches Carneval auf dem Hofball in Maynz mit aller Pracht ist aufgeführt worden, dieses läßt ihm Mama la Roche nebst ihrer herzlichen Empfehlung vermelden. Der Tod des Kaisers hat unsere Stadt zu einem lebendigen Grabe gemacht; das Läuten aller Glocken, welches 4 Wochen täglich zweimal, nämlich Morgens von 11 bis 12 und Abends von 5 bis 6 Uhr geschieht — hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht. Der ganze Magistrat in tiefer Trauer — die Garnison schwarz, mit Flor Alles umwickelt, — die kaiserliche Werbung, die Räthe, Residenten u. s. w. Alles, Alles schwarz, — das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag den 7ten März ist bei allen drei Religionen

in allen Kirchen Leichenpredigt — unsre Hauptkirche wird ganz schwarz behängt, — Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer — Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse verschrieben und dieser einzige Umstand kostet 2000 Flor. Sollte die künftige Krönung näher rücken, so wissen Sie Ihr Plätzchen — auch habe ich dann einen Plan im Kopfe, dessen jetzige Mittheilung noch zu früh und zur Unzeit wäre. Erlebe ichs, — nun kommt Zeit kommt Rath. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und glauben daß ich ewig bin

Ihre

wahre Freundin

E. G.

38.

Fr. den 12. Juni 1790.

Lieber Sohn! Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe ohnmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, denn unsre besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermiethet, — dem Dick im rothen Hause sind schon 30,000 Flor. geboten, aber er giebts noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden — denn da kommen Gesandten, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer u. s. w. — Der Päpstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemiethet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, — ich traue mir deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei

dem herrlichen Gotteswetter wie in der Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ich's keinem rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen. — Nun muß ich Ihnen noch was Spaßhaftes erzählen. Diesen Winter hats hier kein Eis gegeben — und die galante Welt hat diese Herrlichkeit entbehren müssen, ein einziger Mann, der S.... heißt, hat von 88 noch eine Grube voll. Diese Grube ist ohngefähr so groß, wie meine Wohnstube, doch nur 3 Schuh hoch, — diesem Mann hat der Churfürst von Cöln 19000 Floren davor geboten, er giebts aber nicht anders, als 30000 Flor. O, wer doch jetzt Eis statt Wein hätte! Wenn nur die Krönung sich nicht bis in den Winter verzieht — davor ist mir angst und bange, müssens eben in Geduld abwarten! — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben, aber freilich müßten Sie sich begnügen, wenns auch drei Treppen hoch wäre, — was thäte das, wir wollen doch lustig seyn, — in dieser angenehmen Hoffnung verbleibe wie immer

Dero

treue Freundin

E. G.

39.

Goethe's Mutter an Frau von Stein.

Frankfurt, den 9. Januar 1787.

Hochwohlgeborne Frau, vortreffliche Freundin!

Wie vielen Dank bin ich Ihnen nicht vor die Mittheilung der mir so sehr interessanten Briefe schuldig — ich freue mich, daß die Sehnsucht, Rom zu sehen, meinem Sohne geglückt ist,

es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum, — die Seligkeit, die er bei Beschauung der Meisterwerke der Vorwelt empfinden und genießen muß, kann ich mir lebendig vorstellen, und freue mich seiner Freuden. Sr. Durchlaucht der Herzog, haben mich auf das angenehmste überrascht, meine Freude war groß, unsern theuern Fürsten gesund und vergnügt zu sehen. Herr von Knebel und Graf von Lincker waren seine Begleiter, Dero Herr Bruder war nicht dabei, — die mir so lieben Briefe erhielte durch einen Jäger von Meinungen, der hier durch nach Darmstadt geschickt wurde. Ich empfehle mich und meinen Sohn aufs Beste in Dero und des Herrn Gemahls fortdauernde Liebe und Freundschaft, und verbleibe mit der größten Hochachtung

Hochwohlgeborne Frau

Dero

gehorsamste Dienerin

und Freundin

E. Goethe.

40.

Goethe's Mutter an Joh. Georg Schlosser's Kinder in Emmendingen.

Frankfurt, den 13. Jenner 1786.

Liebe Enkeleins!

Es freut mich, daß Euch mein Christgeschenk Vergnügen gemacht hat — ich höre aber auch das gantze Jahr von Eurer lieben Mutter, daß ihr geschickte und gute Mädels seyd — bleibt so — ja werdet alle Tage noch besser, so wie ihr größer werdet — Folgt euren lieben Eltern, die es gewiß gut mit euch meinen; so macht ihr uns allen Freude — und das ist denn gar hübsch,

wenn vor alle Mühe die eure Erziehung kostet — eure Eltern, Großmutter und übrigen Freunde — Freude an euch haben — Auf den Strickbeutel freue ich mich was rechts, den nehme ich dann in alle Gesellschaften mit, und erzähle von der Geschicklichkeit und dem Fleiß meiner Louise! Ihr müßt den Bruder Eduard jetzt hübsch laufen lernen — damit wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herum springen kann — das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre lernte ich euch allerley Spiele, als Vögel verkaufen — Tuchdiebes — Potz schimper potz schemper und noch viele andre — aber die G** müßten das alles ja auch kennen — es ist vor Kinder gar lustig, und ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist, und gerne lustig macht.

Nun Gott erhalte euch auch in diesem Jahre gesund, vergnügt und munter, das wird von Hertzen freuen

Eure

treue Euch liebende Großmutter

Goethe.

41.

Den 23. Februar 1789.

Liebe, liebe, gute, brave Enkeleins!

O! was habt Ihr mir vor Freude gemacht! und das alles kam so gantz unerwartet. Liebe Louise! Es war ja als wenn Du es gewußt hättest, daß ich in großer Strickbeutels Noth mich befände — mein allerbester ist 9 Jahr alt, und so unmusterhaft als nur möglich — und da es doch sehr oft der Fall ist, daß ich in Gesellschaften gehe wo gearbeitet wird: so war es höchst nöthig einen neuen anzuschaffen — und da kommt mir so gantz von ohngefähr ein schöner, prächtiger von meinem lieben Enkel selbst verfertigter — so lieb wäre mir doch kein andrer geweßt — Aber den will ich auch in Ehren halten — allen meinen Bekannten

sagen von wem er ist — und stoltz auf mein geschicktes und fleißiges Enkel sein — Habe also meinen besten Dank davor. Meine liebe Julia! auch Dir danke ich vor Dein schön gearbeitetes Angebinde — auch zu Deinem Andenken soll es Parade machen — damit jedermann sieht, daß auch Du liebe Juliette an die Großmutter denkst. Und mein liebes Jettchen! mit seinem schönen Körbgen — so zierlich als man's nur machen kann — potz fickerment! Jetzt muß die Großmutter fleißig seyn und N.B. auch schöne Arbeit machen wie es sich zu so einem eleganten Körbgen schickt — ich will wenigstens mein möglichstes thun, um ihm keine Schande zu machen — Danke Dir hiermit hertzlich vor Deine Liebe zur Großmutter. Treuer, biederer Ritter Eduard! auch Du denkst an mich — Ha aus dem Glas da schmeckts — habe sogleich meines lieben Ritters Gesundheit getrunken, und werde das oft thun, danke danke danke lieber Eduard. Die dicke Catharine fragt alle Tage ob Eduard und Jettgen recht bald wieder kämen — sie möchte gar zu gern mit ihnen die Wachtparade aufziehen sehn — und die Elisabeth möchte gern wieder gebrannte Mehlsuppen machen — Kommt doch ja bald wieder — Hörst Du!

Nun liebe Enkeleins! Nochmahls meinen Dank — Fahrt ferner fort Euren lieben Eltern und mir Freude zu machen — und glaubt, daß ich allezeit von gantzem Herzen bin

Eure

Euch zärtlich liebende Großmutter

Elisabethe Goethe.

42.

Den 14. October 1789.

Liebe Louise!

Daß Dir das überschickte Buch Freude gemacht hat ist mir sehr lieb und ich wünsche nichts so sehr, als Dir und Deinen

lieben Geschwistern immer ein kleines Vergnügen verschaffen zu können. Die Fräulein Bl** sind gar liebe Kinder — aber ich habe sie zu kurtze Zeit gesehen, zu wenig Umgang mit ihnen gehabt, um zu bestimmen, welche mir am besten gefallen hätte. Sie erinnerten sich mit vielem Vergnügen an ihren Aufenthalt bei Euch — und sagten mir so viel liebes und gutes von Euch allen, welches mir denn sehr erfreulich war. An Tante B** meinen besten und schönsten Gruß und das verlangte Buch wollte ich sehen, obs zu bekommen wäre — und es alsdann überschicken. Daß Du meine gutgemeinten aber sehr gekritzelten Briefe so werth hälst, daß Du sie so wohl aufhebst freut mich gar sehr — denn Schreiben ist eben so eigentlich meine Sache nicht — und meine Briefe haben wenn ich nicht gantz besonders dazu aufgelegt bin — gar oft weder Muster noch Geschick — Desto mehr schmeichelt es mir, daß Du sie so viel werth hälst um sie aufzuheben. Ja wenn ich so schön schriebe wie meine Louise! Potz Fischer! Da sollte die gantze Christenheit Briefe von mir erhalten, nun nun jeder hat so seine eigne Gabe — und wenn ich in den langen Winter Abenden bei Euch wäre wollte ich mein Licht schon leuchten lassen und Euch durch anmuthige Geschichten und schöne Mährlein die Zeit so vertreiben — daß es eine Art und Schick haben sollte. Jetzt muß ich noch an die liebe Julie schreiben. Lebe also vordießmahl wohl und behalte lieb

Deine treue Großmutter
Elisabethe Goethe.

43.

Den 1. Mai 1791.

Liebe, gute, brave Louise!

Tausend Dank vor Dein schönes, geschmackvolles — und zugleich prächtiges Arbeittischgen — So ist keins in Frankfurth —

Es wird aber auch deßwegen von Hauß zu Hauß zum Beschauen herumgetragen — heute ists bei Frau St**, und ich freue mich auf den Nachmittag wie meine geschickte Louise von alt und jung in meiner Gegenwart wird gelobt und geprießen werden. Sobald es ausgepackt war trug ich es zu meiner Frau Gräfin, die bei mir wohnt — ich mußte es den gantzen Tag oben lassen, damit Sie es denen Herrschaften, die Sie besuchen kämen, zeigen könnte — Sämptlich verliebten Sie sich hinein — und jede hätte gern so ein schön Möbel in ihr Prunkzimmer gehabt — und ich wurde um so eines geschickten Enkels Willen von allen beneidet — welches mir denn sehr wohl that. Nimm also nochmahls meinen besten Dank dafür an. Die andre Woche soll eine Schachtel voll klein Brod und sonstiges bon bon Eure Hertzen erlaben — Sage Deinem lieben Vater, daß er künftige Woche die Rechnung erhalten soll — die liebe Mutter grüße hertzlich — wie auch alle Deine Geschwister — Lebe wohl! Behalte diejenige lieb und in gutem Andenken die ist und bleibt

Deine treue Großmutter
Elisabethe Goethe.

44.

Den 8. Jenner 1792.

Liebe Louise!

Das freut mich ja recht sehr, daß ich zu deinem Vergnügen etwas beigetragen habe — mein Wunsch ist es immer Euch meine Lieben, Freude zu machen — und wenn dieser Zweck erreicht wird, fühle ich mich sehr glücklich. Aus eben dem Grunde ist mir es aber auch unbehaglich, wenn ich dein Verlangen meine liebe Louise nicht befriedigen kann. Ich habe mir alle ersinnliche Mühe gegeben, alle Musik Kenner und Liebhaber angegangen — und keiner kann mir über die Ariadne wie du sie verlangst Aus=

kunft geben. Solte ich noch so glücklich sein das opus ausfindig zu machen; so solst du es gewiß gleich haben. Mich freuts, daß das liebe Klärchen und du einander so lieb haben — bewahrt diese Freundschaft in eurem Hertzen — denn es ist eine köstliche Sache mit einer erprobten Freundin so durch das Erdenleben zu wandeln! In meiner Jugend war mirs auch eine große Freude das neue Jahr ansingen — antrommeln — anschießen zu hören — aber jetzt ist mir mein Bett lieber — um halb 10 Uhr schlief ich dieß mal schon so fest, daß weder der Nachtwächter mit seiner holden Stimme, noch Pfeifen und Trommeln mich in meinen sieben Kißen incommodirten. Wenn ich nun schon bei Euch mit dem Leibe nicht gegenwärtig war; so wünschte ich Euch allen doch die Fortdauer Eures Wohlseyns — nebst Glück — Heil und Segen — und dieses sey denn hiermit nochmals wiederholt, Lebe wohl! behalte lieb

Deine

Dich liebende Großmutter

Elisabethe Goethe.

45.

Bettina an Goethe's Mutter.

Am 20. März 1807.

Frau Rath. Geh' Sie doch mit Ihren Vorwürfen; — das antwort' ich Ihr auf Ihre Nachschrift, und sonst nichts.

Jetzt rath' Sie einmal, was der Schneider für mich macht. Ein Andrieng? — Nein! Eine Kontusche? — Nein! Einen Joppel? — Nein! Eine Mantille? — Nein! Ein paar Boschen? — Nein! Einen Reifrock? — Nein! Einen Schlepprock? —

Nein! Ein paar Hosen? — Ja! — Vivat — jetzt kommen andre Zeiten angerückt, — und auch eine Weste und ein Ueberrock dazu. Morgen wird Alles anprobirt, es wird schon sitzen, denn ich hab' mir alles bequem und weit bestellt, und dann werf' ich mich in eine Chaise und reise Tag und Nacht Courier durch die ganzen Armeen zwischen Feind und Freund durch; alle Festungen thun sich vor mir auf und so geht's fort bis Berlin, wo einige Geschäfte abgemacht werden, die mich nichts angehn. Aber dann geht's eilig zurück und wird nicht eher Halt gemacht bis Weimar. O Frau Rath, wie wird's denn dort aussehen? — mir klopft das Herz gewaltig, obschon ich noch bis zu Ende April reisen kann, ehe ich dort hinkomme. Wird mein Herz auch Muth genug haben sich ihm hinzugeben? — ist mir's doch als ständ' er eben vor der Thür! — Alle Adern klopfen mir im Kopf; ach wär' ich doch bei Ihr! — das allein könnt' mich ruhig machen, daß ich säh' wie Sie auch vor Freud' außer sich wär'; oder wollt' mir einer einen Schlaftrunk geben, daß ich schlief', bis ich bei ihm erwachte. Was werd' ich ihm sagen? — ach, nicht wahr, er ist nicht hochmüthig? — von Ihr werd' ich ihm auch alles erzählen, das wird er doch gewiß gern hören. Adieu, leb' Sie wohl und wünsch' Sie mir im Herzen eine glückliche Reis'. Ich bin ganz schwindlich. Bettine.

Aber das muß ich Ihr doch noch sagen, wie's gekommen ist. Mein Schwager kam und sagte, wenn ich seine Frau überreden könne in Männerkleidern mit ihm eine weite Geschäftsreise zu machen, so wolle er mich mitnehmen, und auf dem Rückweg mir zu Lieb' über Weimar gehen. Denk' Sie doch, Weimar schien mir immer so entfernt, als wenn es in einem andern Welttheil läg' und nun ist's vor der Thür.

46.

Goethe's Mutter an Bettina.

Am 11. Mai 1807.

Was läßt du die Flügel hängen? Nach einer so schönen Reise schreibst du einen so kurzen Brief, und schreibst nichts von meinem Sohn, als daß du ihn gesehen hast; das hab' ich auch schon gewußt und er hat mir's gestern geschrieben. Was hab' ich von deinem geankerten Schiff? da weiß ich so viel wie nichts. Schreib' doch, was passirt ist. Denk' doch, daß ich ihn acht Jahr nicht gesehen hab', und ihn vielleicht nie wieder seh': wenn du mir nichts von ihm erzählen willst, wer soll mir dann erzählen? — hab' ich nicht deine alberne Geschichten hundertmal angehört, die ich auswendig weiß, und nun, wo du etwas Neues erfahren hast, etwas Einziges, wo du weißt, daß du mir die größte Freud' machen könntest, da schreibst du nichts. Fehlt dir denn was? — es ist ja nicht über's Meer bis nach Weimar. Du hast ja jetzt selbst erfahren, daß man dort sein kann, bis die Sonne zweimal aufgeht. — Bist du traurig? — Liebe, liebe Tochter, mein Sohn soll dein Freund sein, dein Bruder, der dich gewiß liebt, und du sollst mich Mutter heißen in Zukunft für alle Täg', die mein spätes Alter noch zählt, es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt.

Deine treue Freundin

Elisabeth Goethe.

Vor die Tasse bedank' ich mich.

47.

Bettina an Goethe's Mutter.

Am 16. Mai 1807.

Ich hab' gestern an Ihren Sohn geschrieben; verantwort' Sie es bei ihm. Ich will Ihr auch gern alles schreiben, aber ich hab' jetzt immer so viel zu denken, es ist mir fast eine Unmöglichkeit, mich loszureißen, ich bin in Gedanken immer bei ihm; wie soll ich denn sagen, wie es gewesen ist? — Hab' Sie Nachsicht und Geduld; ich will die ander Woch' nach Frankfurt kommen, da kann Sie mir alles abfragen.

Ihr Kind

Bettine.

Ich lieg' schon eine Weile im Bett und da treibt mich's heraus, daß ich Ihr alles schreib' von unserer Reise. — Ich hab' Ihr ja geschrieben, daß wir in männlicher Kleidung durch die Armeen passirten. Gleich vor'm Thor ließ uns der Schwager aussteigen, er wollte sehen, wie die Kleidung uns stehe. Die Lullu sah sehr gut aus, denn sie ist prächtig gewachsen und die Kleidung war sehr passend gemacht; mir war aber alles zu weit und zu lang, als ob ich's auf dem Grempelmarkt erkauft hätte. Der Schwager lachte über mich und sagte, ich sähe aus wie ein Savoyardenbube, ich könnte gute Dienste leisten. Der Kutscher hatte uns vom Weg abgefahren durch einen Wald, und wie ein Kreuzweg kam, da wußt' er nicht wohinaus; obschon es nur der Anfang war von der ganzen vier Wochen langen Reise, so hatt' ich doch Angst, wir könnten uns verirren und kämen dann zu spät nach Weimar; ich klettert' auf die höchste Tanne und da sah

ich bald, wo die Chaussee lag. Die ganze Reise hab' ich auf dem Bock gemacht; ich hatte eine Mütze auf von Fuchspelz, der Fuchsschwanz hing hinten herunter. Wenn wir auf die Station kamen, schirrte ich die Pferde ab und half auch wieder anspannen. Mit den Postillions sprach ich gebrochen deutsch, als wenn ich ein Franzose wär'. Im Anfang war schön Wetter, als wollt' es Frühling werden, bald wurd' es ganz kalter Winter; wir kamen durch einen Wald von ungeheuren Fichten und Tannen, alles bereift, untadelhaft, nicht eine Menschenseele was des Wegs gefahren, der ganz weiß war; noch obenein schien der Mond in dieses verödete Silberparadies, eine Todtenstille — nur die Räder pfiffen von der Kälte. Ich saß auf dem Kutschersitz und hatte gar nicht kalt; die Winterkält' schlägt Funken aus mir; — wie's nah an die Mitternacht rückte, da hörten wir pfeifen im Walde; mein Schwager reichte mir ein Pistol aus dem Wagen und fragte, ob ich Muth habe, loszuschießen, wenn die Spitzbuben kommen, ich sagte: ja, er sagte: schießen Sie nur nicht zu früh. Die Lullu hatte große Angst im Wagen, ich aber unter freiem Himmel mit der gespannten Pistole, den Säbel umgeschnallt, unzählige funkelnde Sterne über mir, die blitzenden Bäume, die ihren Riesenschatten auf den breiten, mondbeschienenen Weg warfen, — das alles machte mich kühn auf meinem erhabenen Sitz. Da dacht' ich an ihn, wenn der mich in seinen Jugendjahren so begegnet hätte, ob das nicht einen poetischen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, daß er Lieder auf mich gemacht hätte, und mich nimmermehr vergessen. Jetzt mag er anders denken, — er wird erhaben sein über einen magischen Eindruck; höhere Eigenschaften (wie soll ich die erwerben?) werden ein Recht über ihn behaupten. Wenn nicht Treue, — ewige, an seine Schwelle gebannt, mir endlich ihn erwirbt! So war ich in jener kalten hellen Winternacht gestimmt, in der ich keine Gelegenheit fand, mein Gewehr loszuschießen, erst wie der Tag anbrach, erhielt ich die Erlaubniß, loszudrücken; der Wagen hielt und ich lief in den Wald und schoß

in die dichte Einsamkeit Ihrem Sohn zu Ehren muthig los, indessen war die Axe gebrochen; wir fällten einen Baum mit dem Beil, das wir bei uns hatten, und knebelten ihn mit Stricken fest; da fand denn mein Schwager, daß ich sehr anstellig war, und lobte mich. So ging's fort bis Magdeburg; präcis sieben Uhr Abends wird die Festung gesperrt, wir kamen eine Minute nachher und mußten bis den andern Morgen um sieben halten; es war nicht sehr kalt, die beiden im Wagen schliefen. In der Nacht fing's an zu schneien, ich hatte den Mantel über den Kopf genommen und blieb ruhig sitzen auf meinem freien Sitz; am Morgen guckten sie aus dem Wagen, da hatte ich mich in einen Schneemann verwandelt, aber noch eh' sie recht erschrecken konnten, warf ich den Mantel ab, unter dem ich recht warm gesessen hatte. In Berlin war ich wie ein Blinder unter vielen Menschen, und auch geistesabwesend war ich, an nichts konnt' ich Theil nehmen, ich sehnte mich nur immer nach dem Dunkel, um von nichts zerstreut zu sein, um an die Zukunft denken zu können, die so nah gerückt war. Ach wie oft schlug es da Allarm! — plötzlich, unversehens, mitten in die stille Ruhe, ich wußte nicht von was. Schneller als ich's denken konnte, hatte mich ein süßer Schrecken erfaßt. O Mutter, Mutter! denk' Sie an Ihren Sohn, wenn Sie wüßte, Sie sollte ihn in kurzer Zeit sehen, Sie wär' auch wie ein Blitzableiter, in den alle Gewitter einschlügen. — Wie wir nur noch wenig Meilen von Weimar waren, da sagte mein Schwager, er wünsche nicht den Umweg über Weimar zu machen und lieber eine andere Straße zu fahren. Ich schwieg stille, aber die Lullu litt es nicht; sie sagte: „einmal wär' mir's versprochen und er müßte mir Wort halten.“ — Ach Mutter! — das Schwert hing an einem Haar über meinem Haupt, aber ich kam glücklich drunter weg.

In Weimar kamen wir um 12 Uhr an; wir aßen zu Mittag, ich aber nicht. Die beiden legten sich auf's Sopha und schliefen; drei Nächte hatten wir durchwacht. Ich rathe Ihnen, sagte mein Schwager, auch auszuruhen; der Goethe wird sich nicht viel draus

machen ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und was Besondres wird auch nicht an ihm zu sehen sein. Kann Sie denken, daß mir diese Rede allen Muth benahm? — Ach, ich wußte nicht, was ich thun sollte, ich war ganz allein in der fremden Stadt; ich hatte mich anders angekleidet, ich stand am Fenster und sah nach der Thurmuhr, eben schlug es halb drei. Es war mir auch so, als ob sich Goethe nichts draus machen werde, mich zu sehen; es fiel mir ein, daß ihn die Leute stolz nennen; ich drückte mein Herz fest zusammen, daß es nicht begehren solle; — auf einmal schlug es drei Uhr. Und da war's doch auch grad' als hätte er mich gerufen, ich lief hinunter nach dem Lohnbedienten, kein Wagen war da, eine Portechaise? Nein, sagt' ich, das ist eine Equipage für's Lazareth. Wir gingen zu Fuß. Es war ein wahrer Chokoladenbrei auf der Straße, über den dicksten Morast mußte ich mich tragen lassen, und so kam ich zu Wieland, nicht zu Ihrem Sohn. Den Wieland hatte ich nie gesehen, ich that, als sei ich eine alte Bekanntschaft von ihm, er besann sich hin und her, und sagte: ja, ein lieber bekannter Engel sind Sie gewiß, aber ich kann mich nur nicht besinnen, wann und wo ich Sie gesehen habe. Ich scherzte mit ihm und sagte: jetzt hab' ich's herausgekriegt, daß Sie von mir träumen, denn anderswo können Sie mich unmöglich gesehen haben. Von ihm ließ ich mir ein Billet an Ihren Sohn geben, ich hab' es mir nachher mitgenommen und zum Andenken aufbewahrt; und hier schreib' ich's Ihr ab. „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie La Rochens Enkelin wünscht dich zu sehen, l. Br., und giebt vor, sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgebe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn dir's nicht eben so wie mir geht." W.

Den 23. April. 1807.

Mit diesem Billet ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauschte mir das Wasser so betäubend, — ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gyps, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend: Fürchte dich nicht, sagten mir die bescheidnen Wände, er wird kommen und wird sein, und nicht mehr sein wollen, wie du, — und da ging die Thür auf und da stand er feierlich ernst, und sah mich unverwandten Blickes an; ich streckte die Hände nach ihm, glaub' ich, — bald wußt' ich nichts mehr, Goethe fing mich rasch auf an sein Herz. Armes Kind, hab' ich Sie erschreckt, das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir in's Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf den Sopha gegen sich über. Da waren wir beide stumm, endlich unterbrach er das Schweigen: Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie. Ach! sagt' ich, ich lese die Zeitung nicht. — So! — ich habe geglaubt, alles interessire Sie, was in Weimar vorgehe. — Nein, nichts interessirt mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern. — Sie sind ein freundliches Kind. — Lange Pause — ich auf das fatale Sopha gebannt, so ängstlich. Sie weiß, daß es mir unmöglich ist, so wohlerzogen da zu sitzen. — Ach Mutter! Kann man sich selbst so überspringen? — Ich sagte plötzlich: hier auf dem Sopha kann ich nicht bleiben, und sprang auf. — Nun! sagte er, machen Sie sich's bequem; nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich auf's Knie und schloß mich an's Herz. — Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm, — ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben. Und mehr will ich Ihr diesmal nicht schreiben. Bettine.

48.

Ich habe freilich einen Brief vom Wolfgang hier im Rheingau erhalten, er schreibt: Halte meine Mutter warm und behalte mich lieb. Diese lieben Zeilen sind in mich gedrungen wie ein erster Frühlingsregen; ich bin sehr vergnügt, daß er verlangt, ich soll ihn lieb behalten; ich weiß es wohl, daß er die ganze Welt umfaßt; ich weiß, daß ihn die Menschen sehen wollen und sprechen, daß ganz Deutschland sagt: unser Goethe. Ich aber kann Ihr sagen, daß mir bis heute die allgemeine Begeistrung für seine Größe, für seinen Namen noch nicht aufgegangen ist. Meine Liebe zu ihm beschränkt sich auf das Stübchen mit weißen Wänden, wo ich ihn zuerst gesehen, wo am Fenster der Weinstock, von seiner Hand geordnet, hinaufwächst, wo er auf dem Strohsessel sitzt und mich in seinen Armen hält; da läßt er keinen Fremden ein, und da weiß er auch von nichts als nur von mir allein. Frau Rath! Sie ist seine Mutter, und Ihr sag' ich's: wie ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte, und ich kam nach Haus, da fand ich, daß ein Haar von seinem Haupt auf meine Schulter gefallen war. Ich verbrannte es am Licht, und mein Herz war ergriffen, daß es auch in Flammen ausschlug, aber so heiter, so lustig, wie die Flammen in blauer, sonnenheller Luft, die man kaum gewahr wird, und die ohne Rauch ihr Opfer verzehrt. So wird mir's auch gehen: mein Leben lang werde ich lustig in die Lüfte flackern, und die Leute werden nicht wissen, woher sich diese Lust schreibt; es ist nur, weil ich weiß, daß wenn ich zu ihm komme, er allein mit mir sein will und alle Lorbeerkränze vergißt.

Leb' Sie wohl und schreib' Sie ihm von mir.

49.

Goethe's Mutter an Bettina.

Frankfurt, am 12. Mai 1808.

Liebe Bettine, deine Briefe machen mir Freude, und die Jungfer Lieschen, die sie schon an der Adresse erkennt, sagt: Frau Rath, da bringt der Briefträger ein Plaisir. — Sei aber nicht gar zu toll mit meinem Sohn, alles muß in seiner Ordnung bleiben. Das braune Zimmer ist neu tapezirt mit der Tapete, die du ausgesucht hast, die Farbe mischt sich besonders schön mit dem Morgenroth, das über'm Katharinenthurm heraufsteigt und mir bis in die Stube scheint. Gestern sah unsre Stadt recht wie ein Feiertag aus in dem unbefleckten Licht der Alba.

Sonst ist noch alles auf dem alten Fleck. Um deinen Schemmel habe keine Noth, die Lise leidet's nicht, daß jemand drauf sitzt.

Schreib' recht viel und wenn's alle Täg' wär', deiner wohlgeneigten Freundin Goethe.

50.

Bettina an Goethe's Mutter.

Frau Rath! Ich will Ihr gern den Gefallen thun und einmal einen recht langen deutlichen Brief schreiben, meinen ganzen Lebensaufenthalt in Winckel.

Erst ein ganzes Haus voll Frauen, kein einziger Mann, nicht einmal ein Bedienter. Alle Läden im Hauſ' sind zu, damit uns die Sonne nicht wie unreife Weinstöcke behandelt und garkocht. Das Stockwerk, in dem wir wohnen, besteht aus einem großen Saal, an das lauter kleine Kabinette stoßen, die auf den Rhein sehen, in deren jedem ein Pärchen von unserer Gesellschaft wohnt. Die liebe Marie mit den blonden Haaren ist Hausfrau und läßt für uns backen und sieden. Morgens kommen wir alle aus unseren Gemächern im Saal zusammen. Es ist ein besondres Plaisir zu sehen, wie einer nach dem andern griechisch drappirt hervorkommt. Der Tag geht vorüber in launigem Geschwätz, dazwischen kommen Bruchstücke von Gesang und Harpegge auf der Guitarre. Am Abend spazieren wir an den Ufern des Rheins entlang, da lagern wir uns auf dem Zimmerplatz; ich lese den Homer vor, die Bauern kommen alle heran und hören zu; der Mond steigt zwischen den Bergen herauf und leuchtet statt der Sonne. In der Ferne liegt das schwarze Schiff, da brennt ein Feuer, der kleine Spitzhund auf dem Verdeck schlägt von Zeit zu Zeit an. Wenn wir das Buch zu machen, so ist ein wahres politisches Verhandeln; die Götter gelten nicht mehr und nicht weniger als andre Staatsmächte, und die Meinungen werden so hitzig be-

hauptet, daß man denken sollte, alles wär' gestern geschehen, und und es wär' manches noch zu ändern. Einen Vortheil hab' ich davon: hätt' ich den Bauern nicht den Homer vorgelesen, so wüßte ich heut noch nicht, was drin steht, die haben mir's durch ihre Bemerkungen und Fragen erst beigebracht. — Wenn wir nach Hause kommen, so steigt einer nach dem andern, wenn er müde ist, zu Bette. Ich sitze dann noch am Klavier, und da fallen mir Melodien ein, auf denen ich die Lieder, die mir lieb sind, gen Himmel trage. Wie ist Natur so hold und gut. Im Bett richte ich meine Gedanken dahin, wo mir's lieb ist, und so schlafe ich ein. Sollte das Leben immer so fortgehen? — gewiß nicht.

Am Samstag waren die Brüder hier, bis zum Montag. Da haben wir die Nächte am Rhein verschwärmt. George mit der Flöte, wir sangen dazu, so ging's von Dorf zu Dorf, bis uns der aufgehende Tag nach Hause trieb. — Fr. Mutter, auf dem prächtigen Rheinspiegel in Mondnächten dahingleiten und singen, wie das Herz eben aufjauchzt, allerlei lustige Abenteuer bestehen in freundlicher Gesellschaft, ohne Sorge aufstehen, ohne Harm zu Bette gehen, das ist so eine Lebensperiode in der ich mitten inne stehe. Warum lasse ich mir das gefallen? — weiß ich's nicht besser? — und ist die Welt nicht groß und mancherlei in ihr, was bloß des Menschengeistes harrt, um in ihm lebendig zu werden? — und soll das alles mich unberührt lassen? — Ach Gott, das Philisterthum ist eine harte Nuß, nicht leicht aufzubeißen, und mancher Kern vertrocknet unter dieser harten Schale. Ja, der Mensch hat ein Gewissen, es mahnt ihn, er soll nichts fürchten, und soll nichts versäumen, was das Herz von ihm fordert. Die Leidenschaft ist ja der einzige Schlüssel zur Welt, durch die lernt der Geist alles kennen und fühlen, wie soll er denn sonst in sie hineinkommen? — und da fühl' ich, daß ich durch die Liebe zu Ihm erst in den Geist geboren bin, daß durch Ihn die Welt sich mir erst aufschließt, da mir die Sonne scheint, und der Tag sich von der Nacht scheidet. Was ich durch diese Liebe nicht lerne,

das werde ich nie begreifen. Ich wollt', ich säß' an seiner Thür ein armes Bettelkind, und nähm' ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, weß Geistes Kind ich bin, da zög' er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Gewiß, er hieß' mich nicht wieder gehen, ich dürfte fort und fort im Hauf' herumwandeln, und so vergingen die Jahre und Keiner wüßte, wer ich wäre, und Niemand wüßte, wo ich hingekommen wär', und so vergingen die Jahre und das Leben, und in seinem Antlitz spiegelte sich mir die ganze Welt, ich brauchte nichts Andres mehr zu lernen. Warum thu' ich's denn nicht? — es kommt ja nur drauf an, daß ich Muth fasse, so kann ich in den Hafen meines Glückes einlaufen.

Weiß Sie noch, wie ich den Winter durch Schnee und Regen gesprungen kam, und Sie fragt', wie läufst du doch über die Gasse, und ich sagte, wenn ich die alte Stadt Frankfurt nicht wie einen Hühnerhof traktiren sollte, so würd' ich nicht weit in der Welt kommen, und da meinte Sie, mir sei gewiß kein Wasser zu tief und kein Berg zu hoch; und ich dachte damals schon: ja, wenn Weimar der höchste Berg und das tiefste Wasser ist. Jetzt kann ich's ihr noch besser sagen, daß mein Herz schwer ist und bleiben wird, so lang' ich nicht bei ihm bin, und das mag Sie nun in der Ordnung finden oder nicht.

Adieu', leb' Sie recht wohl. Ich werd' nächstens bei Ihr angerutscht kommen.

51.

Winckel, am 25. Juni 1808.

Frau Rath, ich war mit dem Franz auf einer Eisenschmelze, zwei Tag' mußt' ich in der engen Thalschlucht aushalten, es regnete

oder vielmehr näßte fortwährend, die Leute sagten: ja, das sind wir gewohnt, wir leben wie die Fisch', immer naß, und wenn einmal ein paar trockne Tage sind, so juckt einem die Haut, man möchte naß sein; ich muß mich besinnen, wie ich Ihr das wunderliche Erdloch beschreibe, wo unter dunklen gewaltigen Eichen die Gluth hervorleuchtet, wo an den Bergwänden hinan einzelne Hütten hängen und wo im Dunkel die einzelnen Lichter herüberleuchten, und der lange Abend durch eine ferne Schalmei, die immer dasselbe Stückchen hören läßt, recht an den Tag giebt, daß die Einsamkeit hier zu Haus' ist, die durch keine Geselligkeit unterbrochen wird. Warum ist denn der Ton einer einsamen Hausflöte, die so vor sich hinbläst, so melancholisch langweilig, daß einem das Herz zerspringen möcht' vor Grimm, daß man nicht weiß, wo aus noch ein; ach wie gern möcht' man da das Erdenkleid abstreifen und hochfliegen weit in die Lüfte; ja, so eine Schwalbe in den Lüften, die mit ihren Flügeln, wie mit einem scharfen Bogen den Aether durchschneidet, die hebt sich weit über die Sclavenkette der Gedanken, in's Unendliche, das der Gedanke nicht faßt. —

Wir wurden in gewaltig große Betten logirt, ich und der Bruder Franz, ich hab' viel mit ihm gescherzt und geplaudert, er ist mein liebster Bruder. Am Morgen sagte er ganz mystisch: geb' einmal Acht, der Herr vom Eisenhammer hat ein Hochgericht im Ohr; ich konnt's nicht errathen; wie sich aber Gelegenheit ergab in's Ohr zu sehen, da entdeckt' ich's gleich, eine Spinne hatte ihr Netz in's Ohr aufgestellt, eine Fliege war drin gefangen und verzehrt, und ihre Reste hingen noch im unverletzten Gewebe; daraus wollte der Franz das versteinerte langweilige Leben recht deutlich erkennen, ich aber erkannte es auch am Tintefaß, das so pelzig war und so wenig Flüssiges enthielt. Das ist aber nur die eine Hälfte dieses Lochs der Einsamkeit. Man sollt's nicht meinen, aber geht man langsam in die Runde, so kommt man an eine Schlucht. Am Morgen, wie eben die

Sonne aufgegangen war, entdeckte ich sie, ich bin hindurch, da befand ich mich plötzlich auf dem steilen höchsten Rand eines noch tieferen und weiteren Thalkessels, sein sammtner Boden schmiegt sich sanft an die ebenmäßigen Bergwände, die es rund umgeben und ganz besäet sind mit Lämmern und Schafen; in der Mitte steht das Schäferhaus und dabei die Mühle, die vom Bach, der mitten durchbraust, getrieben wird. Die Gebäude sind hinter uralten himmelhohen Linden versteckt, die grade jetzt blühen und und deren Duft zu mir heraufdampfte und zwischen deren dichtem Laub der Rauch des Schornsteins sich durchdrängte. Der reine blaue Himmel, der goldne Sonnenschein hatte das ganze Thal erfüllt. Ach lieber Gott, säß' ich hier und hütete die Schafe, und wüßte, daß am Abend einer käm', der meiner eingedenk ist, und ich wartete den ganzen Tag, und die sonneglänzenden Stunden gingen vorüber, und die Schattenstunden mit der silbernen Mondsichel und dem Stern brächten den Freund, der fänd' mich an Bergesrand ihm entgegenstürzend in die offnen Arme, daß er mich plötzlich am Herzen fühlte mit der heißen Liebe, was wär' dann nachher noch zu erleben. Grüß' Sie Ihren Sohn und sag' Sie ihm, daß zwar mein Leben friedlich und von Sonnenglanz erleuchtet ist, daß ich aber der goldnen Zeit nicht achte, weil ich mich immer nach der Zukunft sehne, wo ich den Freund erwarte. Adieu leb' Sie wohl. Bei Ihr ist Mitternacht eine Stunde der Geister, in der Sie es für eine Sünde hält die Augen offen zu haben, damit Sie keine sieht; ich aber ging eben noch allein in den Garten durch die langen Traubengänge, wo Traube an Traube hängt, vom Mondlicht beschienen, und über die Mauer hab' ich mich gelehnt und hab' hinausgesehen in den Rhein, da war alles still. Aber weiße Schaumwellen zischten und es patschte an's Ufer, und die Wellen lallten wie Kinder. Wenn man so einsam Nachts in der freien Natur steht, da ist's als ob sie ein Geist wär', die den Menschen um Erlösung bäte. Soll vielleicht der Mensch die Natur erlösen? ich muß einmal darüber nachdenken; schon gar zu oft hab'

ich diese Empfindung gehabt als ob die Natur mich jammernd wehmüthig um etwas bäte, daß es mir das Herz durchschnitt nicht zu verstehen, was sie verlangte. Ich muß einmal recht lang dran denken, vielleicht entdeck' ich etwas, was über das ganze Erdenleben hinaushebt. Adieu Fr. Rath, und wenn Sie mich nicht versteht, so denk' Sie nur, wie Ihr noch immer in Ihren jetzigen Tagen ein Posthorn, das Sie in der Ferne hört, einen wunderlichen Eindruck macht, ungefähr so ist mir's auch heute.

Bettine.

52.

Goethe's Mutter an Bettina.

Da kommt der Fritz Schlosser aus dem Rheingau und bringt nur drei geschnittne Federn von dir und sagt: er hätt' geschworen, daß er mir keine Ruh lassen will, ich müßt' schreiben, wer's gewesen ist, der deine Brief' gelesen hat. Was hat's denn für Noth, wer sollt's denn gewesen sein? — in Weimar ist alles ruhig und auf dem alten Fleck. Das schreiben die Zeitungen schon allemal voraus, lang eh' es wahr ist, wenn mein Sohn zu einer Reis' Anstalt macht, der kommt einem nicht mit der Thür in's Haus gefallen. Da sieht man aber doch recht, daß dein Herz deinem Kopf was weiß macht. Herz, was verlangst du? — Das ist ein Sprichwort, und wenn es sagt was es will, so geht's wie in einem schlechten Wirthshaus, da haben sie alles, nur keine frische Eier, die man grad' haben will. Adieu, das hab' ich bei der Nachtlamp' geschrieben.

Ich bin dir gut.

Catharina Goethe.

Das hätt' ich bald vergessen zu schreiben, wer mir deinen Brief gelesen hat, das war der Pfarrer Hufnagel, der wollt' auch sehen, was ich mach' nach dem Schreck mit dem Feuer, ich sagt': Ei Herr Pfarrer, ist denn der Katharine Thurm grad so groß, daß er mir auf die Nas' fällt, wenn er umstürzt? — Da hat er gesessen mit seinem dicken Bauch im schwarzen Talar mit dem runden weißen Kragen im doppelten Falten, mit der runden Stuckperück und den Schnallenschuh auf deiner Schawell und hat den Brief gelesen, hätt's mein Sohn gesehen, er hätt' gelacht.

Catharina Goethe.

53.

Werd' mir nicht krank, Mädchen, steh' auf aus deinem Bett, und nimm's, und wandle. So hat der Herr Christus gesagt zum Kranken, das sag' ich dir auch, dein Bett ist deine Liebe, in der du krank liegst, nimm sie zusammen und erst am Abend breite sie aus, und ruhe in ihr, wenn du des Tages Last und Hitze ausgestanden hast. — Da hat mein Sohn ein paar Zeilen geschrieben, die schenk' ich dir, sie gehören dem Inhalt nach dein.

Der Prediger hat mir deinen Brief vorgerumpelt wie ein schlechter Postwagen auf holperichem Weg, da schmeißt alles Passagiergut durcheinander; du hast auch deine Gedanken so schlecht gepackt, ohne Komma, und ohne Punkt, daß wenn es Passagiergut wär', Keiner könnt' das seinige heraus finden; ich hab' den Schnuppen und bin nicht aufgelegt, hätt' ich dich nicht so lieb, so hätt' ich nicht geschrieben, wahr' deine Gesundheit.

Ich sag' allemal, wenn die Leut fragen, was du machst:

Sie fängt Grillen, und das wird dir auch gar nicht sauer, bald ist's ein Nachtvogel der dir an der Nas' vorbeifliegt, dann hast du um Mitternacht, wo alle ehrliche Leute schlafen etwas zu bedenken, und marschierst durch den Garten an den Rhein in der kalten feuchten Nachtluft, du hast eine Natur von Eisen, und eine Einbildung, wie eine Rakete, wie die ein Funken berührt, so platzt sie los. Mach', daß du bald wieder nach Haus kommst. Mir ist nicht heuer wie's vorige Jahr, manchmal krieg' ich Angst um dich, und an den Wolfgang muß ich stundenlang denken, immer wie er ein klein Kind war, und mir unter den Füßen spielte, und dann wie er mit seinem Bruder Jacob so schön gespielt hat, und hat ihm Geschichten gemacht; ich muß einen haben dem ich's erzähl', die andern hören mir alle nicht so zu wie du; ich wollt' wirklich wünschen, die Zeit wär' vorbei und du wärst wieder da. Adieu, mach', daß du kommst, ich hab' alles so hell im Gedächtniß, als ob's gestern passirt wär', jetzt kann ich dir die schönsten Geschichten vom Wolfgang erzählen, und ich glaub', du hast mich angesteckt, ich mein' immer, das wär' kein rechter Tag, an dem ich nichts von ihm gesprochen hab'.

Deine Freundin Goethe.

54.

Fr. 7. October 1808.

Die Beschreibung von deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten hat mir recht viel Plaisir gemacht; wenn's nur auch wahr ist, daß du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal hier auf deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn du, mit Ehren zu melden, in's Erfinden geräthst, dann hält dich

Gebiß und kein Zaum. — Ei, mich wundert's, daß du noch ein End' finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzst, blos um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopf steckt. Manchmal mein' ich aber doch, es müßt' wahr sein, weil du alles so natürlich vorbringen kannst. Wo solltest du auch alles herwissen? — Es ist aber doch kurios, daß die Kurfürsten immer mit Fisch und Wassernymphen zu thun haben; auf der Krönung hab' ich in den Silberkammern auch solche Sachen gesehen, da war ein Springbrunnen von Silber mit schönen Figuren, da sprang Wein heraus, der wurde zur Pracht auf die Tafel gestellt. Und einmal hat der Kurfürst von der Pfalz ein Fischballet aufführen lassen, da tanzten die Karpfen, prächtig in Gold und Silberschuppen angethan, aufrecht einen Menuet. Nun, du hast das alles allein gesehen, solche Sachen, die man im Kopf sieht, die sind auch da und gehören in's himmlische Reich, wo nichts einen Körper hat, sondern nur alles im Geist da ist.

Mach' doch, daß du bald wieder herkommst, du hast den ganzen Sommer verschwärmt, mir ist es gar nicht mehr drum zu thun mit dem Schreiben, und ich hab' dich auch so lange nicht gesehen, es verlangt mich nach dir.

Deine wahre Herzensfreundin

Goethe.

55.

Bettina an Goethe.

1808.

Was soll ich dir denn schreiben, da ich traurig bin und nichts neues Freundliches zu sagen weiß? Lieber möcht' ich dir gleich das weiße Blatt schicken, statt daß ich's erst mit Buchstaben be-

schreibe, die doch immer nicht sagen, was ich will, und du fülltest es zu deinem Zeitvertreib aus, und machtest mich überglücklich und schicktest es an mich zurück, und wenn ich denn den blauen Umschlag sähe und riß ihn auf: Neugierig eilig, wie die Sehnsucht immer der Seligkeit gegenwärtig ist, und ich lese nun, was mich aus deinem Mund einst entzückte! Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen, die süßen Worte, mit denen du mich verwöhntest, so freundlich mich beschwichtigend; — ach! mehr wollt' ich nicht, alles hätt' ich wieder, sogar dein Lispeln würde ich mitlesen, mit dem du mir leise das Lieblichste in die Seele ergossen und mich auf ewig vor mir selbst verherrlicht hast. — Da ich noch an deinem Arm durch die Straßen ging: ach, wie eine geraume Zeit dünkt mir's, da war ich zufrieden, alle Wünsche waren schlafen gegangen, hatten wie die Berge, Gestalt und Farbe in Nebel eingehüllt; ich dachte, so ging es, und weiter, ohne große Mühseligkeit vom Land in die hohe See, kühn und stolz, mit gelösten Flaggen und frischem Wind. — Aber Goethe, feurige Jugend will die Sitten der heißen Jahreszeit, wenn die Abendschatten sich über's Land ziehen, dann sollen die Nachtigallen nicht schweigen: singen soll alles, oder sich freudig aussprechen; die Welt soll ein üppiger Fruchtkranz sein, alles soll sich drängen im Genuß, und aller Genuß soll sich mächtig ausbreiten, er soll sich ergießen wie gährender Most, der brausend arbeitet, bis er zur Ruhe kommt, untergehen sollen wir in ihm, wie die Sonne unter die Meereswellen, aber auch wiederkommen wie sie. So ist dir's geworden, Goethe, Keiner weiß, wie du mit Gott vertraut warst und was für Reichthum du von ihm erlangt hast, wenn du untergegangen warst im Genuß.

Das seh' ich gerne, wenn die Sonne untergeht, wenn die Erde ihre Gluth in sich saugt, und ihr die feurigen Flügel leise zusammenfaltet und die Nacht durch gefangen hält, da wird es still auf der Welt, die Sehnsucht steigt so heimlich aus den Finster-

nissen empor; ihr leuchten die Sterne so unerreichbar über'm Haupt, so unerreichbar, Goethe!

Wenn man selig sein soll, da wird man so zaghaft, das Herz scheidet zitternd vom Glück, noch ehe es den Willkommen gewagt; — auch ich fühl's, daß ich meinem Glück nicht gewachsen bin. Welche Allbefähigung, um dich zu fassen! — Liebe muß eine Meisterschaft erwerben, das Geliebte besitzen wollen, wie es der gemeine Menschenverstand nimmt, ist nicht der ewigen Liebe würdig, und scheitert jeden Augenblick am kleinsten Ereigniß. — Das ist meine erste Aufgabe, daß ich mich dir aneigne, nicht aber dich besitzen wolle, du Allbegehrlichster!

Ich bin doch noch so jung, daß es sich leicht entschuldigen läßt, wenn ich unwissend bin. Ach, für Wissenschaft hab' ich keinen Boden, ich fühl's, ich kann's nicht lernen, was ich nicht weiß, ich muß es erwarten, wie der Prophet in der Wüste die Raben erwartet, daß sie ihm Speise bringen. Der Vergleich ist so uneben nicht: durch die Lüfte wird meinem Geist Nahrung zugetragen, — oft grade, wenn er im Verschmachten ist.

Seitdem ich dich liebe, schwebt ein Unerreichbares mir im Geist; ein Geheimniß, das mich nährt. Wie vom Baum die reifen Früchte fallen, so fallen hier mir Gedanken zu, die mich erquicken und reizen. O Goethe, hätte der Springquell eine Seele, er könnte sich nicht erwartungsvoller an's Licht drängen um wieder empor zu steigen, als ich mit ahnender Gewißheit mich diesem neuen Leben entgegen dränge, das mir durch dich gegeben ist, und das mir zu erkennen giebt, daß ein höherer Lebenstrieb den Kerker sprengen will, der nicht schont der Ruhe und Gemächlichkeit gewohnter Tage, die er in brausender Begeisterung zertrümmert. Diesem erhabenen Geschick entgeht der liebende Geist nicht, so wenig der Same der Blüthe entgeht, wenn er einmal in frischer Erde liegt. So fühl' ich mich in dir, du fruchtbarer gesegneter Boden! Ich kann sagen wie das ist, wenn der

Keim die harte Rinde sprengt, — es ist schmerzlich; die lächelnden Frühlingskinder sind unter Thränen erzeugt.

O Goethe, was geht mit dem Menschen vor? was erlebt er in dem innersten Flammenkelch seines Herzens? — Ich wollte dir meine Fehler gern bekennen, allein die Liebe macht mich ganz zum idealischen Menschen. Viel hast du für mich gethan noch eh' du von mir wußtest, über vieles, was ich begehrte und nicht erlangte, hast du mich hinweg gehoben.

56.

Am 5. März.

Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier; — wenn die Mutter nicht wär', der Winter wär' unerträglich, so ganz ohne Hältniß, — nur ewig schmelzender Schnee! — Ich habe jetzt einen Nebenbuhler bei ihr, ein Eichhörnchen, was ein schöner französischer Soldat als Einquartierung hier ließ, von dem läßt sie sich alles gefallen, sie nennt es Hänschen, und Hänschen darf Tische und Stühle zernagen, ja es hat selbst schon gewagt, sich auf ihre Staatshaube zu setzen, und dort die Blumen und Federn anzubeißen. Vor ein paar Tagen ging ich Abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich an's Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte, — ich lauschte und glaubte athmen zu hören; — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen, und fragte, weil ich's gern auf's Eichhörnchen geschoben hätte: Hänschen, bist du es? sehr unerwartet und für meinen Muth sehr niederschlagend

antwortet eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: Hänschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubeque malus Spiritus. Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Athmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht vollleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. Bist du da? fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rath, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Speckfalat mit Eierkuchen essen? Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei; denn wer hätte die schöne Geschichte nicht von deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiserkrönung die jetzige Königin von Preußen, damals als junges Prinzessinnenkind, und ihr Bruder der Frau Rath zusahen, wie sie ein solches Gericht zu speisen im Begriff war, und daß dies ihren Appetit so reizte, daß sie es beide verzehrten, ohne ein Blatt zu lassen. Auch diesmal wurde die Geschichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche andre, z. B. wie sie den Prinzessinnen den Genuß verschaffte, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen, und die Hofmeisterin durch alle mögliche Argumente abhält, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht darauf Rücksicht nimmt, Gewalt braucht und sie im Zimmer einschließt. Denn: sagte die Mutter, ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgend wo gegönnt war als in meinem Hause; auch haben Sie mir's beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren. — So könnte ich dir noch ein paar Bogen voll schreiben von allen Rückerinnerungen!

Adieu, lieber Herr! — Die Frau grüß' ich, Riemers Sonett

kracht wie neue Sohlen; er soll meiner Geschäfte gewärtig sein, und seinen Diensteifer nicht umsonst gehabt haben.

Gelt, ich mach's grade wie dein Liebchen, schreibe, kritzele, mach' Tintenkleckse und Orthographiefehler, und denk', es schadet nichts, weil er weiß, daß ich ihn liebe, und der Brief, den du mir geschrieben, war doch so artig und zierlich abgefaßt, das Papier mit goldnem Schnitt! — Aber, Goethe, erst ganz zuletzt denkst du an mich! erlaub', daß ich so frei bin, dir einen Verweis zu geben für diesen Brief, fasse alles kurz ab, was du verlangst und schreib's mit eigner Hand, ich weiß nicht, warum du einen Secretair anstellst, um das Ueberflüssige zu melden, ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, es macht mich krank; im Anfang glaubt' ich, der Brief sei gar nicht an mich, nun trag' ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt, — wie kann ich aber mit einer solchen fremden Secretairshand verfahren? nein, diesmal hab' ich dich in meinem Zorn verdammt, daß du gleich mit dem Secretair in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter hab' ich gar nicht gesagt, daß du geschrieben hattest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das einzige, was du zu sagen hast und nicht mehr.

57.

Am frühen Morgen. Im Juli 1808.

Ein Heer von Wolken macht mir heute meine frühe Wanderung zu Wasser, dort drüben die Ufer sind heute wie Schatten der Unterwelt schwankend und schwindend; die Thurmspitzen der Nebelbegrabenen Städte und Ortschaften dringen kaum durch,

die schöne Au' ist verschwunden. — Es ist noch ganz früh — ich merk's! kaum kann es vier Uhr sein, da schlagen die Hähne an, von Ort zu Ort in die Runde bis Mittelheim, von Nachbar zu Nachbar; keiner verkümmert dem andern die Ehre des langen Nachhalls, und so geht's in die Ferne wie weit! die Morgenstille dazwischen, wie die Wächter der Moscheen, die das Morgengebet ausrufen.

Morgenstund' hat Gold im Mund', schon seh' ich's glänzen und flimmern auf dem Wasser, die Strahlen brechen durch, und säen Sterne in den eilenden Strom, der seit zwei Tagen, wo es unaufhörlich gießt, angeschwollen ist.

Da hat der Himmel seine Schleier zerrissen! — nun ist's gewiß, daß wir heute schön Wetter haben, ich bleibe zu Hause und will alle Segel zählen, die vorüber ziehen, und allen Betrachtungen Raum geben, die mir die ferne allmählig erhellende Aussicht zuführt. Du kennst den Fluß des Lebens wohl genau; und weißt, wo die Sandbänke und Klippen sind, und die Strudel, die uns in die Tiefe ziehen, und wie weit der jauchzende Schiffer mit gespanntem Segel, mit frischem Wind wohl kommen wird, und was ihn am Ufer erwartet.

Wenn dir's gefällt, einen Augenblick nachzudenken über den Eigensinn meiner Neigung und über die Erregbarkeit meines Geistes, so mag dir's wohl anschaulich sein, was mir unmündig Schiffenden noch begegnen wird. O sag' mir's, daß ich nichts erwarten soll von jenen Luftschlössern, die die Wolken eben im Saffran und Purpurfeld der aufgehenden Sonne aufthürmen, sag' mir: Dies Lieben und Aufflammen, und dies trotzige Schweigen zwischen mir und der Welt sei nichtig und nichts!

Ach, der Regenbogen, der eben auf der Ingelheimer Au' seinen diamantnen Fuß aufsetzt und sich über's Haus hinüberschwingt auf den Johannisberg, der ist wohl grad' wie der seelige Wahn, den ich habe von dir und mir. Und der Rhein, der sein Netz ausspannt, um das Bild seiner paradiesischen Ufer drin

aufzufangen, der ist wie diese Lebensflamme, die von Spiegelungen des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht mehr abgewinnen, als den Wahn; — es wird mir eben auch den eigenthümlichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausspricht, wie dem Fluß das Bild, das sich in ihm spiegelt.

58.

Am 26. Juli 1808.

Dies heimliche Ergötzen an deiner Brust zu schlafen: — denn dies Schreiben an dich nach durchlaufner Tagsgeschichte ist ein wahres Träumen an deinem Herzen von deinen Armen umschlungen, ich freu' mich immer, wenn wir in die Herberge einziehen und es heißt: wir wollen früh zu Bett', denn wir müssen auch früh wieder heraus, der Franz jagt mich immer zuerst in's Bett', und ich bin auch so müde, daß ich's kaum erwarten kann; ich werfe in Hast die Kleider ab, und sinke vor Müdigkeit in einen tiefen Brunnen, da umfängt mich das Waldrevier, durch das wir am Tag geschritten waren, das Licht der Träume blitzt durch die dunkeln Wölbungen des Schlafs. — Träume sind Schäume, sagt man, ich hab' eine andre Bemerkung gemacht, ob die wahr ist? — allemal die Gegend, die Umgebung in der ich mich im Traum fühle, die deutet auf die Stimmung, auf das Passive meines Gemüths. So träum' ich mich jetzt immer in Verborgenes, Heimliches; es sind Höhlen von weichem Moos bei kühlen Wassern, verschränkt von blühenden Zweigen; es sind dunkle Waldschluchten, wo uns gewiß kein Mensch findet und sucht. Da wart' ich auf dich im Traum, ich harre, und sehe mich um nach dir; ich gehe auf engen, verwachsenen Wegen hin und her, und eile zurück, weil ich glaub' jetzt bist du da; dann bricht plötzlich

der Wille durch, ich ringe in mir, dich zu haben, und das ist mein Erwachen. Dann färbt sich's schon im Osten, ich rücke mir den Tisch an's Fenster, die Dämmerung verschleiert noch die ersten Zeilen; bis ich aber das Blatt zu Ende geschrieben habe, scheint schon die Sonne. Ach, was schreib' ich dir denn? — Ich hab' selbst kein Urtheil drüber, aber ich bin allemal neugierig, was kommen wird. Laß Andre ihre Schicksale bereichern durch schöne Wallfahrten in's gelobte Land, laß sie ihr Journal schreiben von gelehrten und andern Dingen, wenn sie dir auch einen Elephantenfuß oder eine versteinerte Schneck mitbringen, — darüber will ich schon Herr werden, wenn sie sich nur nicht in ihren Träumen in dich versenken, wie ich. Laß mir die stille Nacht, nimm keine Sorgen mit zu Bett, ruh' aus in dem schönen Frieden, den ich dir bereite, ich bin ja auch so glücklich in dir! Es ist freilich schön wie du sagst, sich in dem Labyrinth geistiger Schätze mit dem Freund zu ergehen; aber darf ich nicht bitten für das Kind, das stumm vor Liebe ist? Denn eigentlich ist dieses geschriebene Geplauder nur eine Nothhülfe — die tiefste Liebe in mir ist stumm: es ist, wie ein Mückchen summt um deine Ohren im Schlaf, und wenn du nicht wach werden willst, und meiner bewußt sein, dann wird dich's stechen. — Sag'! ist dies Leidenschaft, was ich dir hier vorbete? — O sag's doch; — wenn's wahr wäre, wenn ich geboren wär' in Leidenschaft zu verflammen, wenn ich die hohe Ceder wär' auf dem die Welt überragenden Libanon, angezündet zum Opfer deinem Genius, und verduften könnte in Wohlgerüchen, daß jeder deinen Geist einsöge durch mich; wenn's so wär', mein Freund, daß Leidenschaft den Geist des Geliebten entbindet, wie das Feuer den Duft! — und so ist es auch! dein Geist wohnt in mir, und entzündet mich, und ich verzehre mich in Flammen, und verdufte, und was die aussprühenden Funken erreichen, das verbrennt mit; — so knackert und flackert jetzt die Musik in mir, — die muß auch herhalten zum lustigen Opferfeuer; sie will nur nicht recht zünden, und

setzt viel Rauch. Ich gedenke hier deiner und Schiller's; die Welt sieht euch an wie zwei Brüder auf einem Thron, er hat so viel Anhänger wie du; -- sie wissen nicht, daß sie durch den einen vom andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß. — Ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich dich gesehen hatte, und nachdem seine Asche als letztes Heiligthum seinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heiligen Leichnam sei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt du, was du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? — Ich will dir's hier zum Denkstein hinsetzen deines innersten Gewissens, du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller, indem sah'st du mich an und seufztest tief, da sprach ich drein, und wollte dir sagen, wie ich ihm nicht anhinge, du sagtest abermals: „ich wollte, er wär' jetzt hier. — Sie würden anders fühlen, kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen, wenn man ihn nicht so reich achtet und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war, und seine Mängel ergänzt. So war er Andern, so war er mir des meisten, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen." Damals schrieb ich deine Worte auf, nicht um sie als merkwürdiges Urtheil von dir Andern mitzutheilen; — nein, sondern weil ich mich beschämt fühlte. Diese Worte haben mir wohlgethan, sie haben mich belehrt, und oft wenn ich im Begriff war über einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie du damals in deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen. Ich mußte in aufgeregter Eifersucht doch anerkennen, ich sei nichts. „Man berührt nichts umsonst," sagtest du, diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr, der ist ein Theil meiner selbst geworden; und wenn ich jetzt in's Theater komme und seh' nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen

mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein.

Lieber Goethe, du hast mich sehr hochgestellt, daß du damals so köstliche Gefühle und Gesinnungen vor mir aussprachst. Es war zum erstenmal, daß jemand sein innerstes Herz vor mir aussprach, und du warst es! — ja du nahmst keinen Anstoß, und ergabst dich diesen Nachwehen in meiner Gegenwart; und freilich hat Schiller auf mich gewirkt, denn er hat dich zärtlich und weich gestimmt, daß du lange an mir gelehnt bliebst, und mich endlich fest an dich drücktest!

Ich bin müde; ich habe geschrieben von halb 3 bis jetzt gegen 5 Uhr; heute wird's gar nicht hell werden — es hängen dicke Regenwolken am Himmel; da werden wir wohl warten bis Mittag, eh' wir weiter fahren. Du solltest nur das Getümmel von Nebel sehen auf dem Rhein, und was an den einzelnen Felszacken hängt! Wenn wir hier bleiben, dann schreib' ich dir mehr heute Nachmittag, denn ich wollte dir von Musik sagen, und von Schiller und dir, wie ihr mit der zusammenhängt — das bohrt mir schon lange im Kopf.

Ich bin müde, lieber Goethe, ich muß schlafen.

59.

Am 3. Februar 1809.

In den wenig Wochen die ich in Landhut zubrachte, hab' ich trotz Schnee und Eis nah und ferne Berge bestiegen, da lag mir das ganze Land im blendendsten Gewand vor Augen; alle Farben vom Winter getödtet und vom Schnee begraben, nur mir röthete die Kälte die Wangen; — wie ein einsames Feuer in der Wüste so brennt der einzige Blick, der beleuchtet und erkennt, während die ganze Welt schläft. Ich hatte so kurz vorher den Sommer

verlassen, so reich beladen mit Frucht. — Wo war's doch wo ich den letzten Berg am Rhein bestieg? — in Godesberg; warst du da auch oft? — Es war bald Abend da wir oben waren; du wirst dich noch erinnern es steht oben ein einziger hoher Thurm, und rund auf der Fläche stehen noch die alten Mauern. Die Sonne in großer Pracht senkte einen glühenden Purpur über die Stadt der Heiligen; der Kölner Dom, an dessen dornigen Zierrathen die Nebel wie eine vorüberstreifende Schaafheerde ihre Flocken hängen ließen, in denen Schein und Wiederschein so fein spielten, da sah ich ihn zum letztenmal; alles war zerflossen in dem ungeheuren Brand, und der kühle ruhige Rhein den man viele Stunden weit sieht und die Siebenberge hoch über den Ufergegenden.

Im Sommer, in dem leidenschaftlichen Leben und Weben aller Farben, wo die Natur die Sinne als den rührendsten Zauber ihrer Schönheit festhält; wo der Mensch durch das Mitempfinden selbst schön wird: da ist er sich selbst auch oft wie ein Traum, der vor dem Begriff wie Duft verfliegt. — Das Lebensfeuer in ihm verzehrt alles; den Gedanken im Gedanken, und bildet sich wieder in allem. Was das Aug' erreichen kann gewinnt er nur um sich wieder ganz dafür hinzugeben; und so fühlt man sich frei und keck in den höchsten Felsspitzen, in dem kühnsten Wassersturz, ja mit dem Vogel in der Luft mit dem man in die Ferne zieht, und höher mit ihm steigt um früher den Ort der Sehnsucht zu erblicken. Im Winter ist's anders, da ruhen die Sinne mit der Natur, nur die Gedanken graben, wie die Arbeiter im Bergwerk, heimlich in der Seele fort. — Darauf hoffe und baue auch ich, lieber Goethe, jetzt wo ich empfinde wie öde und mangelhaft es in mir ist: daß die Zeit kommen werde wo ich dir mehr sagen und dich mehr fragen kann. Einmal wird mir doch einleuchten was ich zu wissen fordere. Das deucht mir der einzige Umgang mit Gott, nämlich die Frage um das Ueberirdische; und das scheint mir die einzige Größe des Menschen,

diese Antwort zu empfinden, zu genießen. Gewiß ist die Liebe auch eine Frage an Gott, und der Genuß in ihr ist eine Antwort von dem liebenden Gott selbst.

60.

Wenn deine Einbildungskraft geschmeidig genug ist mich in alle Schlupfwinkel von verfallenem Gemäuer, über Berg und Klüfte zu begleiten, so will ich's auch noch wagen dich bei mir einzuführen; ich bitte also: komm' — nur immer höher, — drei Stiegen hoch — hier in mein Zimmer, setz' dich auf den blauen Sessel am grünen Tisch, mir gegenüber; — ich will dich nur ansehen, und — Goethe! — folgt mir deine Einbildungskraft immer noch? — dann mußt du die unwandelbarste Liebe in meinen Augen erkennen, mußt jetzt liebreich mich in deine Arme ziehen; sagen: so ein treues Kind ist mir bescheert, zum Lohn, zum Ersatz für manches. Es ist mir werth dies Kind, ein Schatz ist mir's, ein Kleinod das ich nicht verlieren will. — Siehst du? — und mußt mich küssen; denn das ist was meine Einbildungskraft der deinigen bescheert.

Ich führ' dich noch weiter; — tritt sachte auf in meines Herzens Kammer; — hier sind wir in der Vorhalle; — große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund der bellt. — Du bist nicht fremd; — geh' hin poch' an — es wird allein sein und, herein — dir rufen. Du wirst's auf kühlem, stillem Lager finden, ein freundlich Licht wird dir entgegen leuchten, alles wird in Ruh und Ordnung sein, und du Willkommen. — Was ist das? — Himmel! — die Flammen über ihm zusammenschlagend! — Woher die Feuersbrunst? — Wer rettet hier? — armes Herz! — armes nothgedrungenes Herz. — Was kann der Ver-

stand hier? — der weiß alles besser und kann doch nichts helfen, der läßt die Arme sinken.

Kalt und unbedeutend geht das Leben entweder so fort, das nennt man einen gesunden Zustand; oder wenn es wagt auch nur den einzigen Schritt tiefer in's Gefühl, dann greifen Leidenschaften brennend mit Gewalt es an, so verzehrt sich's in sich selber. — Die Augen muß ich zumachen und darf nichts ansehen was mir lieb ist. Ach! die kleinste Erinnerung macht mich ergrimmen in sehnendem Zorn, und drum darf ich auch nicht immer in Gedanken dir nachgehen, weil ich zornig werde und wild. — Wenn ich die Hände ausstrecke so ist's doch nur nach den leeren Wänden, wenn ich spreche, so ist's doch nur in den Wind, und wenn ich endlich dir schreibe, so empört sich mein eigen Herz, daß ich nicht die leichte Brücke von dreimal Tag und Nacht überfliege und mich in süßester, der Liebe ewig ersehnter Ruhe zu deinen Füßen lege.

Sag' wie bist du so mild, so reichlich gütig in deinem lieben Brief; mitten in dem hartgefrornen Winter, sonnige Tage die mir das Blut warm machen; — was will ich mehr? — Ach so lang ich nicht bei dir bin kein Segen.

Ach ich möchte, so oft ich dir wieder schreibe auch wieder dir sagen: wie und warum und alles; ich möchte dich hier auf den einzigen Weg leiten den ich einzig will, damit es einzig sei, und ich nur einzig sei die so dich liebt und so von dir erkannt wird.

Ob Liebe die größte Leidenschaft sei und ob zu überwinden, versteh' ich nicht, bei mir ist sie Willen, mächtiger, unüberwindlicher.

Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener nicht nachgiebt und ewig dasselbe will; unser Wille aber jeden Augenblick fragt: darf oder soll ich? — Der Unterschied ist, daß der göttliche Wille alles verewigt, und der menschliche am irdischen scheitert; das ist aber das große Geheim-

niß, daß die Liebe himmlischer Wille ist, Allmacht der nichts versagt ist.

Ach Menschenwitz hat keinen Klang, aber himmlischer Witz, der ist Musik, lustige Energie, dem ist das irdische zum Spott; er ist das glänzende Gefieder mit dem die Seele sich aufschwingt, hoch über die Ansiedelungen irdischer Vorurtheile, von da oben herab ist ihr alles Geschick gleich. Wir sagen das Schicksal walte über uns? — Wir sind unser eigen Schicksal, wir zerreißen die Fäden die uns dem Glück verbinden, und knüpfen jene an die uns unselige Last auf's Herz legen; eine innere geistige Gestalt will sich durch die äußere weltliche bilden, dieser innere Geist regiert selbst sein eigen Schicksal, wie es zu seiner höheren Organisation erforderlich ist.

Du mußt mir's nicht verargen wenn ich's nicht deutlicher machen kann, du weißt alles und verstehst mich, und weißt daß ich recht habe und freust dich drüber.

Gute Nacht! — bis Morgen gute Nacht, — Alles ist still, schläft ein jeder im Haus, hängt träumend dem nach was er wachend begehrt, ich aber bin allein wach mit dir. Draußen auf der Straße kein Laut mehr — ich möchte wohl versichert sein daß in diesem Augenblick keine Seele mehr an dich denkt, kein Herz einen Schlag mehr für dich thut, und ich allein auf der weiten Welt sitze zu deinen Füßen, das Herz in vollen Schlägen, geht auf und ab; und während alles schläft bin ich wach dein Knie an meine Brust zu drücken — und du? — die Welt braucht's nicht zu wissen daß du mir gut bist.

61.

Am 23. Oktober.

Der Mond scheint weit her über die Berge, die Winterwolken ziehen herdenweis vorüber. Ich habe schon eine Weile

am Fenster gestanden und zugesehen wie's oben jagt und treibt. Lieber Goethe, guter Goethe, ich bin allein, es hat mich wieder ganz aus den Angeln gehoben und zu dir hinauf! wie ein neugeboren Kindchen, so muß ich diese Liebe pflegen zwischen uns; schöne Schmetterlinge wiegen sich auf den Blumen die ich um seine Wiege gepflanzt habe, goldne Fabeln schmücken seine Träume, ich scherze und spiele mit ihm, jede List versuch' ich um seine Gunst. Du aber beherrsch'st es müheIos, durch das herrliche Ebenmaaß deines Geistes; es bedarf bei dir keiner zärtlichen Ausbrüche, keiner Betheuerungen. Während ich sorge um jeden Augenblick der Gegenwart, geht eine Kraft von dir aus des Segens, die da reicht über alle Vernunft und über alle Welt.

62.

Wien, 27. Mai 1810.

Es sind nicht Lustpartieen die mich abhalten dir zu schreiben, sondern ein scharlachkrankes Kind meines Bruders bei dem ich Tage und Nächte verbringe, und so vergeht die Zeit schon in die dritte Woche; von Wien hab' ich nicht viel gesehen, und von der Gesellschaft noch weniger, weil einem eine solche Krankheit eine Discretion auflegt wegen Ansteckung. Der Graf Herberstein, der in meiner Schwester Sophie eine geliebte Braut verloren hat, hat mich mehrmals besucht und ist mit mir spazieren gegangen, und hat mich alle Wege geführt die er mit Sophie gewandert ist, da hat er mir sehr schönes, rührendes von ihr erzählt, es ist seine Freude meiner Aehnlichkeit mit ihr nachzuspüren; er nannte mich gleich du, weil er die Sophie auch so genannt hatte, manchmal wenn ich lachte wurde er blaß, weil die Aehnlichkeit mit Sophie ihn frappirte. Wie muß diese Schwester liebenswürdig gewesen sein, da sie jetzt noch im Herzen der

Freunde so tiefe Spuren der Wehmuth ließ. Bänder, Tassen, Locken, Blumen, Handschuhe, die zierlichsten Billette, Briefe, alle diese Andenken liegen in einem kleinen Cabinet umher zerstreut, er berührt sie gern und liest die Briefe oft, die freilich schöner sind als alles was ich je in meinem Leben gelesen habe; ohne heftige Leidenschaft deutet jeder Ausdruck auf innige Freundlichkeit, nichts entgeht ihr, jeder Reiz der Natur dient ihrem Geist. O! was ist Geist für ein wunderbarer Künstler, wär' ich doch im Stande dir von dieser geliebten Schwester einen Begriff zu geben, ja wär' ich selbst im Stande ihre Liebenswürdigkeit zu fassen, alle Menschen die ich hier sehe, sprechen mir von ihr als wenn man sie erst vor kurzer Zeit verloren hätte, und Herberstein meinte, sie sei seine letzte und erste einzig wahre Liebe, dies alles bewegt mich, giebt mir eine Stimmung für's Vergangne und Zukünftige, dämpft mein Feuer der Erwartung. Da denk' ich an den Rhein bei Bingen, wie da plötzlich seine lichte, majestätische Breite sich einengt zwischen düsteren Felsen, zischend und brausend sich durch Schluchten windet, und nie werden die Ufer wieder so ruhig, so kindlich schön wie sie vor der Binger Untiefe waren; solche Untiefen stehen mir also bevor, wo sich der Lebensgeist durch schauerliche Schluchten winden muß. Muth! die Welt ist rund, wir kehren zurück mit erhöhten Kräften und doppeltem Reiz, die Sehnsucht streut gleich beim Abschied schon den Samen der Wiederkehr; so bin ich nie von dir geschieden ohne zugleich mit Begeisterung der Zukunft zu gedenken, die mich in deinen Armen wieder empfangen werde, so mag wohl alle Trauer um die Abgeschiednen ein bescheidner Vorgenuß einer zukünftigen Wiedervereinigung sein, gewiß, sonst würden keine solche Empfindungen der Sehnsucht das Herz durchdringen.

63.

Bukowan im Praginer Kreis: Juli.

Wie bequem ist's, wie lieblich an dich zu denken, unter diesem Dach von Tannen und Birken, die den heißen Mittag in hoher Ferne halten. Die schweren Tannzapfen glänzen und funkeln mit ihrem Harze, wie tausend kleine Tagsterne, machen's droben nur noch heißer und hier unten kühler. Der blaue Himmel deckt mein hohes enges Haus; ich messe rücklings seine Ferne wie er unerreichbar scheint, doch trug mancher schon den Himmel in der Brust; ist mir doch als hab' auch ich ihn in mir fest gehalten einen Augenblick, diesen weitgedehnten über Berg und Thal hinziehenden: über alle Ströme Brücken; durch alle Felsen, Höhlen; über Stock und Stein in einem Strich fort der Himmel über mir, bis dort an dein Herz, da sinkt er mit mir zusammen.

Liegt es denn nur in der Jugend, daß sie so innig wolle, was sie will? — bist du nicht so? — begehrst nicht nach mir? — möchtest du nicht zuweilen bei mir sein? — Sehnsucht ist ja doch die rechte Fährte, sie weckt ein höheres Leben, giebt helle Ahnung noch unerkannter Wahrheiten, vernichtet allen Zweifel, und ist sie die sicherste Prophetin seines Glückes.

Dir sind alle Reiche aufgethan, Natur, Wissenschaft und Kunst, aus allen sind den Fragen deiner Sehnsucht göttliche Wahrheiten zugeströmt. — Was hab' ich? — ich habe dich auf tausend Fragen.

Hier in der tiefen Felsschlucht denk' ich so allerlei; — ich hab' mich einen halsbrechenden Weg herunter gewagt, wie werd' ich wieder hinauf kommen an diesen glatten Felswänden an denen ich vergeblich die Spur suche wo ich herabgeglitten bin. Selbstvertrauen ist Vertrauen auf Gott, er wird mich doch nicht stecken lassen! — Ich lieg' hier unter frischen hohen Kräutern die mir die heiße Brust kühlen, viele kleine Würmchen und Spinnen klet-

tern über mich hinaus, alles wimmelt geschäftig um mich her. Die Eidexen schlüpfen aus ihren feuchten Löchern und heben das Köpfchen und staunen mich an mit ihren klugen Augen, und schlüpfen eilig zurück; sie sagen's einander daß ich da bin; — ich der Liebling des Dichters — es kommen immer mehr und gucken.

Ach, schöner Sommernachmittag! ich brauch' nicht zu denken, der Geist sieht müßig hinauf in die kristallne Luft. — Kein Witz, keine Tugend, nackt und blos ist die Seele in der Gott sein Ebenbild erkennt.

Die ganze Zeit war Regenwetter, heut brennt die Sonne wieder. Nun lieg' ich hier zwischen Steinen auf weichem Moos von vielen Frühlingen her, die jungen Tannen dampfen heißes Harz aus, und rühren mit den Aesten meinen Kopf. Ich muß jedem Fröschchen nachgucken, mich gegen Heuschrecken und Hummeln wehren, dabei bin ich so faul — was soll ich mit dir schwätzen, hier wo ein Hauch das Laub bewegt durch das die Sonne auf meine geschlossnen Augenlider spielt? — Guter Meister! — hör' in diesem Lispeln wie sehr du meine Einsamkeit beglückst; der du alles weißt, und alles fühlst, und weißt wie wenig die Worte dem innern Sinn gehorchen. — Wann soll ich dich wiedersehen? — Wann? — Daß ich mich nur ein klein wenig an dich anlehnen möge und ausruhen, ich faules Kind.

64.

1822.

Schon oft hab' ich mich im Geist vorbereitet dir zu schreiben, aber Gedanken und Empfindungen, wie die Sprache sie nicht ausdrücken kann, erfüllen die Seele, und sie vermag nicht, ihr Schweigen zu brechen.

So ist denn die Wahrheit eine Muse, die das Kunstgebilde ihrer Melodien zwar in dem, den sie durchschreitet, harmonisch begründet, nicht aber sie erklingen läßt. — Wenn alles irdische Bedürfniß schweigt, alles irdische Wissen verstummt dann erst hebt sie ihrer Gesänge Schwingen. — Liebe! Trieb aller Begeistrung, erneut das Herz, macht die Seele kindlich und unbefleckt. Wie oft ist mein Herz unter der Schlummerdecke des Erdenlebens erwacht, begabt mit dieser mystischen Kraft sich zu offenbaren; der Welt war ich erstorben, die Seele ein Mitlauter der Liebe, und daher mein Denken, mein Fühlen, ein Aufruf an dich: Komm! Sei bei mir! finde mich in diesem Dunkel! — Es ist mein Athem der um deine Lippen spielt, der deine Brust anfliegt; — so dachte ich aus der Ferne zu dir, und meine Briefe trugen dir diese Melodien zu; es war mein einzig Begehren daß du meiner gedenken mögest, und so wie in Gedanken ich immer zu deinen Füßen lag, deine Kniee umfassend, so wollte ich, daß deine Hand segnend auf mir ruhe. Dies waren die Grundaccorde meines Geistes die in dir ihre Auflösung suchten. — Da war ich was allein Seligkeit ist: ein Element von Gewalten höherer Natur durchdrungen, meine Füße gingen nicht, sie schwebten der Zukunftsfülle entgegen über die irdischen Pfade hinaus; meine Augen sahen nicht, sie erschufen die Bilder meiner seligsten Genüsse; und was meine Ohren von dir vernahmen das war Keim des ewigen Lebens, der vom Herzen aus mit fruchtender Wärme gehegt ward. Sieh ich durcheile mit diesen Erinnerungen die Vergangenheit. Zurück! von Klippe zu Klippe abwärts, in's Thal einsamer Jugend; hier dich findend, das bewegte Herz an deiner Brust beschwichtigend, fühl' ich mich zu dieser Begeistrung aufgeregt, mit der der Geist des Himmels in menschlicher Empfindung sich offenbart.

Dich auszusprechen wär' wohl das kräftigste Insiegel meiner Liebe, ja es bewiese, als ein Erzeugniß göttlicher Natur meine Verwandtschaft mit dir. Es wär' ein gelöstes Räthsel, gleich dem

lange verschlossnen Bergstrom der endlich zum Lichte sich drängt, den ungeheuren Sturz mit wollüstiger Begeisterung erleidend, in einem Lebensmoment, durch welchen, nach welchem ein höheres Dasein beginnt. — Du Vernichter, der du den freien Willen von mir genommen, du Erzeuger der du die Empfindung des Erwachens in mich geboren; mit tausend elektrischen Funken aus dem Reiche heiliger Natur mich durchzuckt. Durch dich hab' ich das Gewinde der jungen Rebe lieben lernen, auf ihre bereiften Früchte fielen meiner Sehnsucht Thränen. Das junge Gras hab' ich um deinetwillen geküßt, die offne Brust um deinetwillen dem Thau geboten, um deinetwillen hab' ich gelauscht wenn der Schmetterling und die Biene mich umschwärmten. Denn dich wollte ich empfinden in dem heiligsten Kreis deiner Genüsse. O du! im Verborgnen mit der Geliebten spielend! mußte ich, die das Geheimniß erlauscht hatte, nicht liebetrunken werden?

Ahnest du die Schauer die mich durchbebten, wenn die Bäume ihren Duft und ihre Blüthen auf mich schüttelten? — Da ich dachte, empfand und fest glaubte es sei dein Kosen mit der Natur, dein Genießen ihrer Schönheit, ihr Schmachten, ihr Hingeben an dich, die diese Blüthen von den bewegten Zweigen löse und sie leise niederwirble in meinen Schooß. O ihr Spiegelnächte des Mondes! wie hat an euerm Himmelsbogen mein Geist sich ausgedehnt! da entnahm der Traum das irdische Bewußtsein, und wieder erwachend war die Welt mir fremd. Im Herannahen der Gewitter ahnete ich den Freund. Das Herz empfand ihn, der Athem strömte ihm zu, freudig löste sich das gebundne Leben unter dem Kreuzen der Blitze und dem Rollen der Donner.

Die Gabe des Eros, ist die einzige genialische Berührung die den Genius weckt; aber die Andern die den Genius in sich entbehren nennen sie Wahnsinn. Die Begabten aber entschwingen sich mit dem fern hintreffenden Pfeil dem Bogen des Gottes, und ihre Lust und ihre Liebe hat ihr Ziel erreicht, wenn sie mit

solchem göttlichen Pfeil zu den Füßen des Geliebten niedersinkt. — Es halte einen solchen Pfeil heilig und bewahre ihn im Busen als ein Kleinod, wer zu seinen Füßen ihn findet, denn er ist ein Doppelgeschenk des Eros, da ein Leben, im Schwung solchen Pfeiles, ihm geweihet verglüht. Und nun sage ich auch dir: Achte mich als ein solches Geschenk das deiner Schönheit ein Gott geweihet habe, denn mein Leben ist für dich einem höheren versöhnt, dem irdischen verglüht; und was ich dir in diesem Leben noch sage, ist nur das Zeugniß was der zu deinen Füßen erstreckte Pfeil dir giebt.

Was im Paradiese erquickender, der Himmelsbeseligung entsprechender sei: Ob Freunde wieder finden und umgebende Fülle seliger Geister, oder allein die Ruhe genießen, in welcher der Geist sich sammelt, in stiller Betrachtung schwebend über dem was Liebe in ihm erzeugt habe, das ist mir keine Frage; denn ich eile unzerstreut an den einsamsten Ort, und dort das Antlitz in die betenden Hände verbergend, küsse ich die Erscheinung dessen was mein Herz bewegt.

Ein König wandelte durch die Reihen des Volkes, und wie Ebbe und Fluth es erheischen, so trug die Woge der Gemeinheit ihn höher, aber ein Kind vom Strahl seiner Augen entzündet, ergriff den Saum seines Gewandes und begleitete ihn bis zu den Stufen des Thrones, dort aber drängte das berauschte Volk den unschuldigen, ungenannten, unberathnen Knaben zurück hinter der Philister aufgepflanzte Fahnenreihe. — Jetzt harret er auf die einsame Stätte des Grabes, da wird er die Mauern um den Opferaltar hochbauen, daß kein Wind die Flamme verlösche, während sie, der Asche des Geliebten zu Ehren, die dargebrachten Blumen in Asche verwandelt. Aber Natur! bist du es die den Aufgelösten verbirgt? — Nein! nein! denn die Töne die der Leier entschweben sind dem Lichte erzeugt, und der Erde entnommen, und wie das Lied, entschwebt auch der geliebte Geist in die Freiheit höherer Regionen, und je unermeßlicher die Höhe, je

endloser die Tiefe dessen der liebend zurück bleibt, wenn nicht der befreite Geist ihn erkennt, ihn berührt, ihn weihet im Entfliehen.

Und so mir, o Goethe, wird die Verzweiflung den Busen durchschneiden, wenn am einsamsten Orte verweilend ich dem Genuß deiner Betrachtung mich weihe, und die Natur um mich her wird ein Kerker, der mich allein umschließt wenn du ihm entschwebt bist, ohne daß dein Geist, der Inhalt meiner Liebe mich berührt habe. O thue dem nicht also, sei nicht meiner Begeistrung früher erstorben, lasse das Geheimniß der Liebe noch einmal zwischen uns erblühen; ein ewiger Trieb, ist außer den Grenzen der irdischen Zeit, und so ist meine Empfindung zu dir ein Urquell der Jugend, der da erbrauset in seiner Kraft, und sich fortreißt mit erneuten Lebensgluthen bis an das Ende.

Und so ist es Mitternacht geworden bei dem Schreiben und Bedenken dieser letzten Zeilen, sie nennen es die Sylvesternacht in der die Menschen einen Augenblick das Fortrücken der Zeit wahrnehmen. Nun bei dieser Erschütterung, die dem Horn des Nachtwächters ein grüßendes Zeichen entlockt, beschwöre ich dich: denke von diesen geschriebenen Blättern, daß sie wie alle Wahrheit wiederkehren aus vergangner Zeit. Es liegt hier nicht ein bloßes Erinnern sondern eine innige Verbindung mit jener Zeit zum Grund. Wie der Zauberstab, der sich aus dem Strahl liebender Augen bildet und den Geliebten aus der Ferne berührt, so bricht sich der Lichtstrahl jener frühen Zeit an meiner Erinnerung und wird zum Zauberstab an meinem Geist. Eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, meines eigensten wahrhaftesten Lebens Ansicht, ist für mich diese Berührung aus der Vergangenheit; und während Schicksal und Welt nur wie Fantome im Hintergrund, nie wahrhaften Einfluß auf mich hatten, so hat der Glaube als sei ich dir näher verwandt, als habe dein Sehen, dein Hören, dein Fühlen einen Augenblick meinem Einfluß sich ergeben, allein mir zur Versicherung meiner Selbst verholfen. Der Weg zu dir ist die Erinnerung, durch sie wirke ich an einer Gemeinschaft mit

dir, sie ist mir Erscheinung und Gegenerscheinung; Geistergespräch, Mittheilung und Zueignung, und was mir damals ein Räthsel war, daß ich bei zärtlichem Gespräch mehr den Bewegungen deiner Züge lauschte, als deinen Worten, daß ich deine Pulsschläge, dein Herzklopfen zählte, die Schwere und Tiefe deines Athems berechnete, die Linien an den Falten deiner Kleider betrachtete, ja den Schatten, den deine Gestalt warf, mit Geisterliebe in mich einsog, das ist mir jetzt kein Räthsel mehr sondern Offenbarung durch die mir deine Erscheinung um so fühlbarer wird, und auch mein Herz bei der Erinnerung zum Klopfen und den Athem zum Seufzen bewegt.

Sieh! an den Stufen der Verklärung wo sich alle willkührliche Thätigkeit des Geistes niederbeugen läßt von irdischer Schwere, keine Liebe, keine Bewunderung ihre Flügel versucht um die Nebel zu durchdringen in die der Scheidende sich einhüllt, und die zwischen hier und jenseits aufsteigen, bin ich in liebender Ahnung dir schon vorangeeilt, und während Freunde, Kinder und Schützlinge, und das Volk das dich *seinen Dichter* nennt, die Seele zum Abschied bereitend, dir in feierlichem Zug langsam nachschreitet: Schreite, fliege, jauchze ich bewillkommend dir entgegen die Seele in den Duft der Wolken tauchend, die deine Füße tragen aufgelöst in die Atmosphäre deiner Beseligung; ob wir uns in diesem Augenblick verstehen, mein Freund! der noch den irdischen Leib trägt, dieser Leib der seinen Geist ein Urquell der Grazie ausströmte über mich, mich heiligte, verwandelte, der mich anbeten lehrte die Schönheit im Gefühl, der diese Schönheit als einen schützenden Mantel über mich ausbreitete, und mein Leben unter dieser Verhüllung in einen heiligen Geheimnißzustand erhob, ob wir uns verstehen, will ich nicht fragen in diesem Augenblick tiefster Rührung. Sei bewegt, wie ich es bin; laß mich erst ausweinen deine Füße in meinen Schooß verbergend, dann ziehe mich herauf an's Herz, gieb deinem Arm noch einmal die Freiheit mich zu umfassen, lege die segnende Hand auf das Haupt

das sich dir geweihet hat, überströme mich mit deinem Blick, nein! mehr! verdunkle, verberge deinen Blick in meinem, und es wird mir nicht fehlen, daß deine Lippen die Seele auf den meinen als dein Eigenthum besiegelt. Dies ist, was ich diesseits von dir verlange.

Im Schooße der Mitternacht, umlagert von den Prospekten meiner Jugend; das hingebendste Bekenntniß aller Sünden deren du mich zeihen willst im Hinterhalt, den Himmel der Versöhnung im Vorgrund, ergreife ich den Becher mit dem Nachttrunke und leere ihn auf dein Wohl, indem ich bei dem dunkeln Erglühen des Weines auf kristallnem Rande, der herrlichen Wölbung deiner Augen gedenke. Bettine.

65.

Die Gräfin Bernstorff an Goethe.

Bordesholm, den 15. Octbr. 1822.

Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja, ich bin's — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie Den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, Sie bitten: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gern finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten." Die selig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun schauen!" und ich sage: „der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen und uns allen dreien Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war." Und nun, ich rede auch im Namen der ver-

klärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber, lieber Goethe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie des Glücks, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!" und die Vollendeten setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch deiner hier." — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig ist, aber in seliger Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden ist, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnsucht darnach zu stillen. — Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;" — nun maaße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, die Sie so herzlich liebten. — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen; o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke, ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein

Stündlein schlägt — die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöser. — Bei allem, was mich traf, tönte es tief und stark in meinem Innern: „Der Herr hat alles wohl gemacht!" — Der Gott meiner Jugend ist auch der Gott meines Alters. — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die besten Eltern — geliebt von den besten Geschwistern — später das geliebte Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der besten Kinder. — Aber welche Trübsale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von vier Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich sage nicht, daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, sah mein Mutterherz nie für Verlust an; er gewann den Himmel und nur mir ward der unsägliche Schmerz zu Theil, und so konnte ich selbst im heißen Schmerz Gott danken; und später — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geschwister. Ach die herrlichen, die unaussprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerstörte die vorher noch jugendvolle Lebenskraft des Aeltern — durch diesen doppelten, so schnell auf einander folgenden Verlust, fühlte ich mich wie auf's Neue verwaiset, — aber dennoch pries ich Gott. — Ich finde sie ja alle wieder, Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten. — So gern nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen — noch einmal bitte ich Sie — schlagen Sie es der nicht ab, die Sie einst Freundin, Schwester nannten. — Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr ist, wie glücklich, die auf ihn trauen.

Bitte, lassen Sie dies unter uns bleiben. — Wollen Sie

mir antworten? Ich möchte wissen, wo Sie sind, was Sie treiben. Ich lebe meistens still auf dem Lande — meine liebe Enkelin, Tochter meines jüngsten Sohnes, ist bei mir — Sie ist dreizehn Jahre — meine Liebe, meine Freude. Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand. Ihr Andenken ist nie in mir erloschen und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünsche für Ihr wahres Wohl auch. — Manches betrübte mich oft — ich will, so lange ich lebe, noch recht für Sie beten. — Möchten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen — mein Erlöser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem Andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte, schreiben Sie ein paar Worte.

Die Adresse ist: An Auguste Bernstorff — Stolberg, in Bardesholm, durch Hamburg.

Den 23. Sie bitten mich in einem Ihrer Briefe, nachdem Sie so lange geschwiegen hatten: „den alten Faden wieder anzuspinnen, es sei dies ja ohnehin ein weibliches Geschäft." Da ist er denn wieder angesponnen, und o! möge er sich denn nun bis in die Ewigkeit hineinspinnen! — So leben Sie denn wohl, und verkennen Sie meine Absicht nicht — Lassen Sie, ich bitte Sie, dies ganz unter uns bleiben.

66.

Antwort.

Goethe's letzter Brief an Auguste.

Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-

rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt, gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für Andere wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht

aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.

Weimar, den 17. April 1823.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

67.

Schiller an Christophine Schiller.

Mannheim, den 1. Januar 1784.

Ich bekomme gestern deinen Brief, und da ich über meine Nachlässigkeit, dir zu antworten, etwas ernsthafter nachdenke, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe von der Welt. Glaube mir, es ist keine Verschlimmerung meines Herzens; denn so sehr auch Schicksale den Charakter verändern können, so bin ich doch mir immerfort gleich geblieben. Es ist eben so wenig Mangel an Aufmerksamkeit und Wärme für dich; denn dein künftiges Loos hat schon oft meine einsamen Stunden beschäftigt, und wie oft warst du die Heldin in meinen dichterischen Träumen! — Es ist die entsetzliche Zerstreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herumgeworfen werde; es ist zugleich auch eine gewisse Beschämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Menschen und über deines insbesondre bis jetzt so wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unsere Thaten unsern Hoffnungen schuldig, und wie oft spottet ein unerklärbares Verhängniß unsres besten Willens!

Also unsre gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern

glaub' ich es, daß ein schleichender Gram ihrer Gesundheit entgegengearbeitet: und daß Medicamente nichts thun. Aber du irrst dich, meine gute Schwester, wenn du ihre Besserung von meiner Gegenwart hoffst. Unsere liebe Mutter nährt sich gleichsam von beständiger Sorge. Wenn sie auf einer Seite keine mehr findet, so sucht sie sie mühsam von einer andern auf. Wie oft haben wir Alle uns das in's Ohr gesagt! Ich bitte dich auch, ihr es in meinem Namen zu wiederholen. Ich spreche ganz allein als Arzt — denn daß eine solche Gemüthsart das Schicksal selbst nicht verbessern, daß sie mit einer Resignation auf die Vorsicht durchaus nicht bestehen könne, wird unser guter Vater ihr öfter und besser gesagt haben. — Dein Zufall ficht mich wirklich nicht wenig an. Ich erinnere mich, daß du ihn mehrmals gehabt hast, und bin der Meinung, daß eine Lebensart mit starker Leibesbewegung, neben einer verdünnenden Diät, ihn am besten hemmen würde. Nimm zuweilen eine Portion Salpeter mit Weinstein; und trinke auf das Frühjahr die Molken.

Du äußerst in deinem Briefe den Wunsch, mich auf der Solitüde*) im Schooß der Meinigen zu sehen, und wiederholst den ehemaligen Vorschlag des lieben Papas, beim Herzog um meine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann dir nichts darauf antworten, als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach einer einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergiebt, nützt mir wenig, denn Jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und Jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein

---

*) Das Lustschloß des Herzogs von Würtemberg, wo Schillers Eltern wohnten.

Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil Deutschlands weiß von meinen Verhältnissen gegen Euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — und wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht, daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, auf's Neue in meinem Vaterlande suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterlande entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes; aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut. Nur das sage ich dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will, im Fall er es aber nicht zugiebt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen.

Nunmehr weißt du genug, um vernünftig in dieser Sache zu rathen. Schließlich wünsche ich dir und euch von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784. Jahre; und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler des vorigen in diesem wieder gut machen; geb' es Gott, daß das Glück seine Versäumniß in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe.

68.

Schiller an Reinwald.

Mannheim, den 5. Mai 1784.

Mit peinigender Beschämung ergreif' ich die Feder, nicht um mein langes Stillschweigen zu entschuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Ansprüche auf mein Andenken überwiegen? Nein, mein Theurer, um Ihnen diese Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigstens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einst an mir schätzen, zu gestehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachlässigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Rechtfertigung anführe, daß ich Aussichten hatte, Sie diesen Frühling selbst wieder zu sehen, daß ich tausend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen hatte, mündlich zu überbringen hoffte? — Dieser Traum ist verflogen, wir sehen uns nunmehr so bald nicht, und nichts als Ihre Freundschaft und Liebe wird mein großes Versehen entschuldigen. Glauben Sie wenigstens, daß Ihr Freund noch der vorige ist, daß noch kein Anderer Ihren Platz in meinem Herzen besetzt hat, und daß Sie mir oft, sehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerstreuungen meines hiesigen Lebens in stilles Nachdenken überging. — Und jetzt will ich auch auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie steht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Gesundheit, Ihren Cirkeln, Ihren Aussichten in bessere Zukunft? Ist noch kein Schritt zu einer solidern Versorgung geschehen? Müssen Sie sich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armseligen Dienstes herumstreiten? Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenstand aufgefunden, der

Ihnen Glückseligkeit gewährt? Wie sehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht? — Auch um einen Freund mußt' ich Sie betrügen. Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünschen Sie mit meiner Lage bekannt zu sein. Was sich in einem Briefe sagen läßt, sollen Sie erfahren. Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahrs, nämlich vom 1. September meinen Contract*) verlängern will oder nicht. Man rechnet indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe, auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir dieses Jahr in Allem 500 Fl. Fixum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht leisten mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt, ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume, und legen Blei an den Flug der Begeisterung. Hätt' ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit herzlicher, warmer Theil-

*) Als Theaterdichter.

nahme sich um mich beschäftigte — ganz könnte ich wieder Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu.

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die schlimme hiesige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrückte Seele machten ihn bald wiederkehren. Bester Freund, ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Ansprüche machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird. Vorige Woche war ich in Frankfurt, Großmann zu besuchen und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil und Iffland, Gastrollen spielten. Großmann bewirthete mich unter andern auch mit Kabale und Liebe. Nicht wahr, jetzt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieses Stück vor Ihnen zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geschickt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur dieses Stück, sondern auch die beiden andern für Sie zurückgelegt worden, und daß ich fest entschlossen war, sie Ihnen selbst nach der Vorstellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stück schon kommen lassen? — Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben. Sie hätt' ich dabei gewünscht. Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und

gespielt. Auch in Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen. Es ist Ihre Freundin, die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin. Nun, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird dieselben in keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun. Und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates, mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt sein würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das, mit allem Nachdruck und allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen. Von Ihnen, mein Liebster, wurde Langes und Breites gesprochen. Madame Albrecht und ich waren unerschöpflich in der Bewunderung Ihres Geistes und Ihres mir noch schätzbarern Herzens. Könnten wir uns in einem Cirkel von mehrern Menschen dieser Art vereinigen, und in diesem engen Kreise der Philosophie und dem Genuß der schönen Natur leben, welche glückliche Idee! Auch der Doctor Albrecht ist ein lieber, schätzbarer Freund von mir. Sein ganzes Wesen erinnerte mich

an Sie, und wie theuer ist mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trag' ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille, mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben; und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht noch einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke am süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind viel und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz; aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillen Freude zusammen!

Es kann geschehen, daß ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters ein periodisches dramaturgisches Werk unternehme, worin Aufsätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Dramas oder an die Kritik desselben grenzen, Platz haben sollen. Wollen Sie, mein Bester, Einiges in diesem Fache ausarbeiten, so werden Sie sich nicht nur ein Verdienst um mich erwerben, sondern auch alle Vortheile für Ihre Börse davon ziehen, die man Ihnen verschaffen kann; denn vielleicht verlegt und bezahlt die Kurfürstl. Theaterkasse das Buch. Schreiben Sie mir Ihre Entschließung darüber. — Daß ich Mitglied der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft und also jetzt pfälzischer Unterthan bin, wissen Sie ohne Zweifel. Fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältnissen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird.

69.

Schiller an Körner.

Mannheim, 10. Februar 1785.

Unterdessen, daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus zusammendrängt, einem Autodafe über Natur und Dichtkunst — einer großen Opera — beizuwohnen und sich an den Verzuckungen dieser armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß, daß ich in diesem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erst fange ich an, meine Phantasie, die unruhige Vagabundin, wieder liebzugewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hiesigen Aufenthalts so freundschaftlich weg- und zu Ihnen führt. Es ist kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her zernichtet — es ist wirklicher Eigennutz, meine süßeste Erholung von meiner jetzigen freudenlosen Existenz, daß meine Seele um Sie schweben darf. Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo alle meine Empfindungen in wollüstiges Trauern dahinschmelzen, wo ich in mich selbst zurücktrete und von meiner eigenen Armuth schwelge; solche Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimath Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiligt sein. Wenn Sie zuweilen mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können, so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat sich mein Geist bei Ihnen gemeldet.

Dieser Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher sehen als meiner wahren Empfindung, und doch ist er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls. Für Sie, meine Besten,

kann ich schlechterdings keine Schminke auftragen, diese armselige Zuflucht eines kalten Herzens kenne ich nicht. Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: „Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du.“ — Urtheilen Sie deswegen von meiner Freundschaft nicht zweideutiger, weil sie vielleicht die Miene der Uebereilung trägt. — Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hängen an zarten Seilen zusammen, die nicht selten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Accorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich — edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindungen nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger Schritt, und dann Ihre edle Toleranz gegen mein Schweigen — für mich spreche, wenn Sie wollen, Carl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, so könnten wir unsere fünf Köpfe zu Lavater tragen.

Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenso gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird.

Werden Sie nach diesem Geständniß vorbereitet sein, ein zweites zu hören? O meine Besten, Ihre freiwillig mir entgegen=

kommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen so unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, daß oft der kleinste Umstand mir ein Saamenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieses Nämliche fängt mir an mit Ihrer Freundschaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfniß eines Freundes lebhafter — 22. Februar.

als jemals fühlte. (Hier bin ich neulich durch einen unvermutheten Besuch unterbrochen worden, und diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen lassen — die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. — Mit dem Theater hab' ich meinen Contract aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Connexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negotiire, so armselig ich mich auch sonst bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem anderen lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Theuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich

muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.

Werden Sie mich wohl aufnehmen?

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt, und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein; denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes — Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Ich traue auf diese sonderbare Ahnung, so wenig ich sonst auf Visionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich — doch warum Ahnung? Ich weiß ja, was auf mich wartet und wen ich da finde!

Ich sollte Ihnen so unendlich viel sagen, das Ihnen einen Aufschluß über den Paroxysmus von Freude geben könnte, der mich bei dieser Aussicht befällt. Bis hierher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Musen mußten

zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch — daß ich anfange Dichter zu werden.

Den Don Carlos, von dem Sie den ersten Aufzug in der Thalia finden werden, bringe ich — in meinem Kopfe nämlich — zu Ihnen mit, in Ihrem Zirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Sein Sie meine begeisternden Musen, lassen Sie mich in Ihrem Schooße von diesem Lieblingskinde meines Geistes entbunden werden.

Der magische Nebel, in den das Gerücht gewöhnlich Schriftsteller einhüllt — Ihre glänzenden Ideale von mir, werden fr et-lich ganz erstaunlich durch meine wirkliche Erscheinung verlie ren. Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden; aber gut bleiben Sie mir gewiß. Innige Freundschaft, Zusar amen-schmelzung aller Gefühle, gegenseitige Verehrung und Lieb e, Verwechselung und gänzlicher Umtausch des persönlichen I nteresses sollen unser Beieinandersein zu einem Eingriff in Elysiur a machen. Ich würde unglücklich sein, wenn meine reizende Hoff aung nicht eine ähnliche in Ihnen entflammte, wenn hier unsere Er apfindungen nicht ebenso harmonisch zusammenflössen, als sie es sonst zu thun schienen.

Ich bin fest entschlossen, wenn die Umstände mich nur entfernt begünstigen, Leipzig zum Ziel meiner Exister ʒ, zum beständigen Ort meines Aufenthalts zu machen. Ic) hoffe, daß ich das zu Stande bringen kann; doch das Weite ce ist für diesen Brief zu weitläufig, — es sei auf mündliche Erklärungen aufgespart. Hinter die räthselhafte Decke der Zukunft kann der Mensch ohnehin nicht sehen. Ein Moment k ann meinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz besondere — glückliche — Richtung geben. Gesegnet sei der Zufall (sagt Ferdinand von W alter), er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft ur d wird besser bestehen an jenem Tag, als der Witz aller Weisen . — Alle schriftlichen Verbindungen, alle Träume der Phantasie — so ausschweifend

sie auch oft sein mögen — sind doch immer nur bestandloses Schattenspiel gegen das Angesicht zu Angesicht. Ich fühle, wie theuer Sie mir jetzt schon sind, aber ich weiß gewiß, daß dieses warme Gefühl für Sie durch unsere persönlichen Erkennungen und Berührungen unendlich entflammt werden wird. —

Ich habe unter den hiesigen Mädchen eine Minna und Dora gesucht, aber unser hiesiger Himmelsstrich versteht sich nicht auf solche Gesichter. Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen werden — aber ich gestehe Ihnen, Ihre Bildnisse waren mir nicht neu, und doch schwöre ich Ihnen, daß ich mich auf kein ähnliches besinne — — ich würde der Eitelkeit nicht haben widerstehen können, Ihnen meine Zeichnung zu schicken, aber die größere Eitelkeit, daß vielleicht Dora mich zeichnen werde, hat mich zurückgehalten. Um's Himmelswillen aber beurtheilen Sie mich nicht nach einem Kupferstich, den man kürzlich von mir in die Welt gesetzt hat, — sonst können Sie zwar die Räuber, aber den Schiller nicht mehr begreifen; denn jener Kupferstich ist finster wie die Ewigkeit, und der Kupferstecher hat mir funfzehn Jahre mehr auf die Rechnung gesetzt, als ich mich erinnere gelebt zu haben. — Die Brieftasche von Minna habe ich neulich in Darmstadt eingeweiht, den ersten Act des Carlos, den ich bei Hofe vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Fürstin, die Frau Erbprinzessin, hat sie bewundert. Der Umstand ist Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Werth setzt, kann nichts so Geringes begegnen, das nicht merkwürdig für mich wäre.

So viel ich Ihrer Geduld auch durch diesen kolossalen Brief zumuthe, so muß ich doch noch einmal auf das Vorige zurückkommen. Also es ist ausgemacht, daß ich in drei bis vier Wochen Mannheim verlasse. Ich gehe geradewegs nach Leipzig und (aus einigen hauptsächlichen Gründen) erst von da aus nach Weimar. Urtheilen Sie nun, wie unerträglich mir die Stunden sein werden, die mich bis dahin noch zu Mannheim gefangen halten. Zum großen Glücke läßt mich die rheinische Thalia nicht zu Athem

kommen. Unzählige Briefe liegen mir zur Beantwortung da, aber ich habe alle Laune verloren, bis ich in Leipzig bin — zuverlässig ist das Epoche meines Lebens.

Wie unaussprechlich viele Seligkeiten verspreche ich mir bei Ihnen, und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und wo möglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben. Schreiben Sie mir doch bald; nehmen Sie mich nicht zum Muster in unsern Correspondenzen. Sobald als Sie entschlossen sind mich aufzunehmen (oder abzuweisen?) — schreiben Sie mir. Ich bin immer der gewinnende Theil, weil ein Brief mir vierfach bezahlt wird; aber bei Ihnen will ich nicht gewinnen, darum mußte dieser Brief viermal so groß sein.

Leben Sie recht wohl, ewig geliebt von

Ihrem

Schiller.

70.

Körner an Schiller.

Dresden, 2. Mai 1785.*)

In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin, an meinen Schiller zu schreiben. Seit meinem Hiersein ist es die erste ruhige Stunde, in der ich mich ganz dem süßen Gedanken an meine jetzige Lage überlassen habe. Ein Brief von meiner Minna, der eben ankam, hat mein Gefühl noch erhöht. Jetzt fange ich zu leben an. Bisher habe ich nur vegetirt und zuweilen von künftigem Leben geträumt.

---

*) Der erste Brief an Schiller nach Leipzig, der daselbst am 17. April angekommen war.

Mich verlangt nach interessanter Beschäftigung. Auf dem Punkte, wo ich stehe, wird mir der Genuß der größten Seligkeit verbittert, wenn ich mir bewußt bin Zeit verschwendet zu haben, nicht etwas zu thun, wodurch man einen Theil seiner Schulden dem Glücke abträgt. Und da thut mir's so wohl, daß ich mich gegen einen Freund ergießen kann, der mich so ganz versteht, der mit ächter Wärme an jeder begeisternden Idee Theil nimmt, der mit mir empfindet, schwärmt, Plane entwirft und Ideen zergliedert, so wie es der Gegenstand erfordert.

Um ganz glücklich, das heißt beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den Anderen anfeuern, Einer sich vor dem Anderen schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber Einer sieht mit Freuden die Fortschritte des Anderen.

Meine ersten jugendlichen Plane gingen auf schriftstellerische Thätigkeit. Aber immer war mein Hang, mich dahin zu stellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte. Die interessanteste Beschäftigung hatte für mich nichts Anziehendes mehr, sobald mir eine dringendere aufstieß. So flog ich von einer Gattung Wissenschaften zur anderen. Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeprägt — ich beschloß Autoren herauszugeben. Garve's und Platner's Vorträge erweckten in mir eine Neigung zur Speculation, und: vitam impendere vero wurde mein Wahlspruch. Um diese Zeit mußte ich mich für eine der drei Facultätswissenschaften bestimmen. Theologie würde mich gereizt haben, wenn nicht die Philosophie schon Zweifel in mir erregt hätte, wodurch mir die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs unerträglich geworden war. Die unangenehmen Situationen praktischer Aerzte verleideten mir die Medicin. Jurisprudenz

blieb allein übrig. Ich wählte sie als Brodstudium und angebliche Beschäftigung, aber mir ekelte vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtniß eingeprägt werden mußten. Ich suchte philosophische Behandlung rechtlicher Gegenstände, Entwickelung allgemeiner Begriffe, pragmatische Geschichte von den Ursachen und Folgen einzelner Gesetze — und fand nirgends Befriedigung, als allenfalls bei Pütter im Staatsrechte; einem Fache, das ich gerade am wenigsten nach meinem Geschmacke fand, weil ich mich durch zwanzig armselige Streitfragen durchwinden mußte, um zu einer fruchtbaren Idee zu gelangen. Fruchtbarkeit war es auch, was ich in einigen Theilen der Philosophie vermißte, und ich warf mich in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen. Es war etwas Herrliches in dem Gedanken, das Feld dieser Wissenschaften zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen von Glückseligkeit zu eröffnen. Dies bestimmte besonders meine Beschäftigungen in Göttingen in den Jahren 76 und 77. Ich kam nach Leipzig zurück, sollte Doctor werden, und gerieth dadurch auf einige philosophische Untersuchungen über das Naturrecht, die mich ziemlich lange interessirten. Nun kam die Gelegenheit zu reisen. Sie kam plötzlich, und ich reiste unvorbereitet ohne besonderen Zweck. Ich hatte mir das Reisen überhaupt als etwas Wünschenswerthes gedacht, und anfangs war mein Gedanke, so viel Vortheil davon zu ziehen wie möglich. Aber dazu war ich zu sehr Neuling in der Welt. Ich verweilte bei einzelnen Gegenständen, die ich noch nicht gesehen und gehört hatte, und überließ mich zu sehr dabei meinem Hange zum Nachdenken, um einen großen Vorrath von Erfahrungen und Kenntnissen einzusammeln. Ich brütete oft noch über Bemerkungen, die die Ereignisse des vergangenen Tages veranlaßt hatten, wenn ich auf einen neuen Gegenstand meine Aufmerksamkeit richten sollte. So geschah

es, daß ich zwar kein reichhaltiges Tagebuch von meinen Reisen mitbrachte, aber meinen Beobachtungsgeist hatte ich geschärft, meinen Geschmack mehr gebildet, und besonders meine Begriffe über menschliche Fertigkeiten erweitert. — — Ich werde so eben gestört — nächstens mehr!

71.

Schiller an Körner.

Leipzig, 7. Mai 1785.

Könnte meine herzliche Achtung für Sie, mein Bester, noch viele höhere Grade zählen, so hätte sie zuverlässig durch Ihren letzten Brief den höchsten erreicht. Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Muth, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer verführerischer Erschlappung dahingeben, und den besten Theil ihres Daseins in einem berauschenden Traume verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Thaten dürstet und — erlauben Sie mir Ihre eigenen Worte — darauf denkt, dem Glück einen Theil seiner Schuld abzutragen. Es freut Sie, Theuerster, daß Sie an mir den Menschen fanden, dem sich so etwas anvertrauen und mittheilen läßt, und mich könnt' es stolz machen, daß Sie mich werth halten, die schönste und größte Seite Ihres Geistes mir zuzusprechen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längsterflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Thatenbegierde

ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Werthester, spannen jetzt neue und kühnere aus, und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der anderen alltäglichen Menschen ein muthloses Anker werfen.

Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl' es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahnete. — Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. Wenn auch der verwegene Flug unseres Denkens uns bis in die unbefahrensten fernsten Himmelsstriche der Wahrheit geführt hat, so erschrecken wir mitten in dem entdeckten Klima über uns selbst und unsere todte Einsamkeit: „Fremdlinge in der ätherischen Zone irren wir einsam umher, und sehen mit thränenden Augen nach unserer nordischen Heimath zurück.“ Dies lag aufgedeckt vor dem großen Meister der Natur, darum knüpfte er die denkenden Wesen durch die allmächtige Magnetkraft der Geselligkeit aneinander. Und was existirt im unermeßlichen Reiche der Wahrheit, worüber Menschen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meister werden sollten? Freuen Sie sich, theurer Freund, daß unsere Freundschaft das Glück hatte da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menschen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unsterbliche Dauer. Ihre Materialien sind die Grundtriebe der menschlichen Seele. Ihr Terrain ist die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit. —

Es würde mich traurig machen, Bester, wenn Sie in einer einzigen Anwandlung von Nüchternheit — in einer einzigen klügelnden Minute Ihres Lebens, das was ich jetzt gesagt habe, für Schwärmerei nehmen wollten. Es ist keine Schwärmerei — oder Schwärmerei ist wenigstens ein vorausgenossener Paroxysmus unserer künftigen Größe, und ich vertausche einen solchen Augenblick für den höchsten Triumph der kalten Vernunft nicht. Aber

dieser Brief ist auch nur für uns und die Verwandten unserer Empfindung.

Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung. Das Leben von tausend Menschen ist meistens nur Circulation der Säfte, Einsaugung durch die Wurzel, Destillation durch die Röhren und Ausdünstung durch die Blätter; das ist heute wie gestern, beginnt in einem wärmeren Apriltage und ist mit dem nämlichen October zu Ende. Ich weine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Theils in der denkenden Schöpfung, und den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. Man sagt von Newton, daß bei Gelegenheit eines fallenden Apfels das ungeheure System der Attraction in seinem Gehirn aufdämmerte. — Durch wie viel tausend Labyrinthe von Schlüssen würde sich ein gewöhnlicher Geist bis zu dieser Entdeckung haben durchkriechen müssen, wo das verwegene Genie durch einen Riesensprung sich am Ziele sah! Sehen Sie, bester Freund — unsere Seele ist für etwas Höheres da, als blos den uniformen Tact der Maschine zu halten. Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Dictatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reclamiren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.

Das Bisherige, Freund, sollte keine Ausschweifung, keine Digression sein. Wir wollen durch eine dreifache Verbrüderung unsere Bahnen gehen, aber Enthusiasmus ist ja der erste Gewinn von unserem Bunde. Ich wollte Ihnen beweisen, wie viel En-

thusiasmus bewirken kann — also wissen Sie nun auch, was unser Bündniß bewirken wird.

Ueber den Bau unserer Freundschaft habe ich tausend Ideen, deren ich entweder jetzt schon in Briefen, oder bei unserem persönlichen Umgange in Dresden los zu werden gedenke. Kalte Philosophie muß die Gesetzgeberin unserer Freundschaft sein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß sie formen. Doch es ist unmöglich, daß ich Ihnen jetzt schon die unzähligen mir zuströmenden Gedanken darüber preisgeben kann, die nun erst in meinem Kopfe sich läutern und reinigen müssen. So viel ist gewiß, daß ich von Euch aufgefordert sein möchte, den Riß zu dem schönen stolzen Gebäude einer Freundschaft zu machen, die vielleicht ohne Beispiel ist.

Ihre Wanderung durch die Wissenschaften, liebster Freund, die Sie mir so lebhaft beschrieben haben, darf Sie niemals gereuen. Es ist immerhin von entschiedenem Nutzen, wenn man in einem Felde zu Hause, und in den übrigen kein ganzer Fremdling ist. Sie haben Ihren Geist in verschiedenen Sphären des Denkens geübt, und laufen nicht mehr Gefahr, sich pedantisch in Ihr Hauptfach hineinzugraben.

Meine jetzige Beschäftigung zu Gohlis wird die Thalia und der Carlos sein. Freilich, liebster Freund, wird das Vergnügen meiner jetzigen Existenz durch den perspectivischen Anblick des höheren Vergnügens, das mich in unserem engeren Zirkel zu Dresden erwartet, um ein Großes gestört. Sie wissen ja, Lieber — es ist die allgemeine Quelle der menschlichen Klagen, daß ihnen die Hirngespinnste der Zukunft den Genuß des Augenblickes rauben. Sobald wir beisammen sind, schneide ich meine Zeit in drei Theile. Einer gehört dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menschen. Das ist freilich auch nur so eine Papierdistinction, doch Sie verstehen mich ja.

Unsere lieben Mädchen sind nunmehr in Gohlis, und was mit Huber indessen geschehen ist, werden Sie ja wohl von ihm

selbst schon erfahren haben. Von Mannheim habe ich angenehme Nachrichten erhalten. Schreiben Sie mir bald wieder, liebster Freund, und lassen Sie uns wenigstens durch Briefe unsere jetzige Trennung hintergehen.

72.

Körner an Schiller.

Dresden, 8. Mai 1785.

Noch einen Nachtrag, lieber Schiller, zu meinem letzten Briefe. An einen Freund, der mich noch nicht ganz kennt, schreibe ich gern von mir selbst, damit er weiß, was er sich von mir zu versprechen hat, und ich des Redens darüber bei jedem einzelnen Falle überhoben sein kann. Mein Glaubensbekenntniß über Kunst habe ich noch abzulegen. Es steht nichts davon in meinem letzten Briefe.

Von meiner ersten Erziehung klebte mir lange Zeit der Gedanke an: der Künstler arbeite nur für sein und anderer Menschen Vergnügen. Eltern und Lehrer hatten sich so viel Mühe gegeben, den Hang zum Vergnügen bei mir zu unterdrücken, es war ihnen gelungen, durch eine Art von leidenschaftlicher, mönchsartiger Frömmigkeit mich so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß ich über jede Stunde, die ich ohne Vorwissen und Erlaubniß meiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse fühlte, und nie zufrieden war, als wenn ich eine beschwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Es fehlte mir nicht an Gefühl für dichterische und musikalische Schönheiten, aber ich erlaubte mir nicht lange bei ihrem Genuß zu verweilen. Indessen entstand frühzeitig bei mir ein

Ekel vor aller Mittelmäßigkeit in Werken der Kunst. Daher der Mangel an Trieb, selbst zu arbeiten. Ich fühlte, wie viel es mich Anstrengung kosten würde, um mich einigermaßen zu befriedigen. Von Natur bin ich zur Trägheit geneigt; es bedarf einen Sporn, um mich in Thätigkeit zu setzen. Und dieser fehlte hier. Der Gedanke von Pflicht vermochte Alles über mich, aber Vergnügen zu empfinden und zu wirken war für mich kein Ziel, das ich des Ringens werth gehalten hätte. Auch in der Folge, da ich schon freier und aufgeklärter dachte, hatte der Hang zu vielumfassender Wirksamkeit, verbunden mit dem Mangel an richtigen Begriffen über die erhabene Bestimmung der Kunst, mich blos auf solche Beschäftigungen eingeschränkt, die ich für unentbehrliche hielt, um die dringendsten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Nur spät entstand bei mir der Gedanke: daß Kunst nichts anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen erweckt, kurz Alles veredelt, was sich ihr nähert. Daher jetzt meine unbegrenzte Verehrung des wahren Virtuosen in jeder Art. Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie darzustellen. Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspenstigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dies nicht, wenigstens nicht beiläufig. Wenn ich nur dahin noch komme, Anderen einige noch unbetretene Bahnen zu öffnen, wenn es auch

für mich selbst zu spät ist sie voranzugehen! — Ruhig zu sein, am Ziele seiner Wünsche, Schiller neben sich — wer weiß, was dies alles noch aus mir machen kann! Wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll.

73.

Dresden, 8. Juli 1785.

Sonderbares Schicksal! Von Jugend auf sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten heiligsten Sinne dieses Wortes, aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkte nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht — nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dies nicht zu viel für einen Menschen, wie ich? — Ich kann mich bei den unaussprechlich seligen Aussichten, die meiner warten, einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren.

O Götter, laßt ihn ewig ewig dauern
Den süßen Wahn u. s. w.

ruft Admet in dem Augenblicke, da ihn sein Glück überwältigt. — Du mußt jetzt Nachsicht mit mir haben, Freund. Meine Seele kann dir jetzt nicht mit dem Grade von Begeisterung entgegen-

strömen, wie es vor acht bis zehn Jahren geschehen sein würde. Ich bin zu voll jetzt von dem Gedanken an meine Minna, zu zerstreut durch mancherlei Angelegenheiten, zu beschäftigt mit der Sorge, den Bau unsers gemeinschaftlichen Glückes zu gründen. Ich sinne blos darauf, alles zu entfernen, was uns im Genusse unserer Freuden stören könnte. Wenn dann die Stätte wird bereitet sein, die uns aufnehmen soll, wenn ich alles werde erschöpft haben, um die Dauer unseres Zustandes, so viel als menschliche Vorsicht vermag, zu sichern — dann biete ich jedem von euch Trotz, mich an Wärme zu übertreffen. Keine convulsivischen Anfälle, keine Abwechselung von Trunkenheit und Erschlaffung, sondern steter Genuß ineinanderstrahlender Seelen, nur nach der jedesmaligen Stimmung verschieden: bald Mittheilung gegenwärtiger Freuden, bald eröffnete Aussichten für die Zukunft, bald Anfeuerung zur Thätigkeit. Glaube mir, daß ich den Ausdruck deines Gefühls in seinem ganzen Umfange verstehe. Ich würde mich mit dir messen, wenn ich jetzt nicht in einer anderen Art von Stimmung wäre. Du weidest dich ungestört an dunkeln Ahnungen der Zukunft. Mein Loos ist jetzt, diese Zukunft mir mit der größten Deutlichkeit zu denken, das Detail des Coulissenspiels zu besorgen, wodurch die Wirkung des Ganzen befördert, wenigstens jede Störung gehindert werden soll; alles aufzubieten, um den schönsten Traum in seinem ganzen Umfange zu realisiren, und die Freuden ganz zu erschöpfen, wovon unsere Vereinigung die Quelle sein wird. —

Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? warum schriebst du mir nicht gleich, wieviel du brauchst? Kommt es blos darauf an, einige currente Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich hier beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. (Du verlierst an jedem Thaler 9 Pf. bei der Verwechselung.) Ich würde

dir gleich mehr schicken, wenn ich nicht hier noch allerlei Handwerksleute zu bezahlen und erst in Leipzig wieder Geld zu empfangen hätte. Aber sobald du im Mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. — Wenn ich noch so reich wäre, und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn du im Ueberfluß bist. Es ist unstreitig am besten, wenn du deine Schriften Göschen in Commission giebst. Ich schieße alsdann aus einer anderen Kasse, die nicht in Göschen's Handlung ist, die Druckerkosten vor, und mache mich von dem Ertrage bezahlt, den Göschen nach Abzug der Commissionsgebühren mir berechnet. Dir steht es alsdann frei, den Ertrag abzuwarten, oder dir von mir darauf vorschießen zu lassen. So werde ich's auch mit meinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten machen und mit dem, was Huber in unseren Verlag giebt. — Die neue Auflage von deinen Schauspielen ist eine sehr gute Speculation, wogegen ich nichts habe, sobald sie dich nicht im Carlos unterbricht. Doch ich begreife, daß du jetzt nicht mit völliger Ruhe an diesem arbeiten kannst.

74.

Schiller an Körner.

Am 11. Juli 1785.

Du hast recht, lieber Körner, wenn du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte, dir meine Verlegenheit zu gestehen. Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsere Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringen kann. Mir hat das Schicksal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, dir gab es auch noch die Macht, es zu können. Du bist also ja nur glücklicher gefahren als ich — und doch war ich Alltagsmensch genug, durch meine Zurückhaltung stillschweigend einzuräumen, daß deine Ueberlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher schmerzt, als die Harmonie unserer Herzen ihm wohlthut. Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen: derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schicksal sein. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab?

Verzeih' mir's, bester Freund. Frühe Vorurtheile der Erziehung und die immer und ewig zurückkehrende Erfahrung haben mein besseres Wissen überstimmt. Meine Philosophie kann für die Schamröthe nicht, die mein Gesicht unwillkürlich färbte.

Ueber Glücksgüter werden wir beide wohl von einerlei Meinung sein. Süße Empfindung ist es dem edlen Manne, sie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung ist das Werk einer schönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere

Tugend und eine süßere Wollust als diese giebt. Siehst du, mein Theuerster, ich, dem diese Quelle schöner Thaten verstopft ist, ich muß so denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Werth deiner Großmuth heruntersetzen, muß ich Vorzüge und Genüsse des Geistes und des Herzens auf Unkosten jener erheben, ich muß das thun, weil diese, aber nicht jene, in meiner Gewalt sind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen dich steigt, desto höher muß ich dir meine Freundschaft anrechnen; und ich kenne dich zu gut, als daß ich nicht voraus überzeugt sein sollte, du würdest viel lieber den Werth dieser letzteren übertreiben, als mir die erstere schwer machen.

Für dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln, wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei dir und durch dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher, als du?

Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören.

Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf schlafen.

Leb' tausendmal wohl. Mein Herz ist zu weich. In einigen Tagen schreib' ich dir wieder. Lebe wohl.

75.

Schiller an Körner und dessen Frau.

Meine Theuersten!

An dem Morgen des Tages, der euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht.

Wünschen kann ich euch nichts mehr. Jetzt habt ihr ja Alles. Euer Glück zu vergrößern, müßte der Himmel eure Sterblichkeit aufheben.

Euer Glück ruht in euren Herzen, es kann also nimmermehr aufhören. Aber wenn ihr nichts mehr zu wünschen findet, wenn das Wonnegefühl, euch zu besitzen, eure ganze Seele füllt, so schenkt wenigstens einen Seitenblick noch der Freundschaft. Vergeßt nicht, daß sie für euch betet, für euch Thränen der Freude weint, und sich so ungern von dem lieblichen Traume trennt, eure Tage verschönern zu helfen. Entlaßt sie ihrer Pflichten nicht — sie sind ihre Glückseligkeit, und wie viel bleibt ihr übrig, wenn ihr gar nichts mehr wünschen wollt?

Sehnsucht, sich nie von dem lieben Wesen zu scheiden, das einst unserem Herzen so theuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum seien sie heute das Symbol eurer Liebe und unserer Vereinigung.

76.

Schiller an Körner.

Dresden, 20. April 1786.

Wahrlich, ich fange an zu glauben, daß ihr Narren seid; denn so viel Glück, als euch auf eurer Reise begleitet, würde keinem gescheidten Menschen zu Theil werden. Mitten im April entschließt sich der Himmel seine Natur zu verleugnen, die Elemente werden ihren Grundsätzen ungetreu, und die ganze Natur giebt sich ein öffentliches „Dömahnti", und warum? — um den jüngsten Ober-Consistorialrath Körner aus Dresden mit seiner hoffnungsvollen Frau und seiner hoffnungslosen Schwägerin angenehm reisen zu lassen. Und was habe ich armer Versifex von der ganzen Schönheit des Wetters? Just eben jetzt, da ich's allein genießen muß, also gar nicht genieße? Mich macht es verdrießlich, denn es erinnert mich an etwas, das mir fehlt — bald hätte ich gesagt, daß ich euch vermisse! Alles lebt und webt hier, und freut sich und fliegt aus und liebt und paart sich, und ich — mein Zustand ist trostlos,

Und ich Armer muß allein
trauern und verlassen sein,
blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
will mich keine hören?

Im Ernst, ich bin's nachgerade überdrüssig, in meiner eigenen Gesellschaft zu sein. Man kann mir ohnehin nicht nachsagen, daß ich ein Spaßmacher oder, wie es unsere Weiberchen heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht. Hätte mir mein Freund

Archenholz nicht zum Glück noch seinen gedruckten Brief an Neumann geschickt und mir seinen Besuch auf übermorgen angekündigt, wäre nicht gestern der Pachter aus Elysium bei mir gewesen, und hätte er mich nicht zu einer großen Wasserreise nach Wittenberg (in seiner Gesellschaft zwischen Himmel und Wasser auf einigen Brettern, rechts und links die Elbe, daß man nicht ausweichen kann, und in seiner Gesellschaft) —, ja wo blieb ich? hätte er mich nicht zu einer Reise nach Wittenberg auf der Elbe beredet, und versteht sich, auch schon gänzlich gestimmt; hätte nicht der Professor Becker einen Morgenspaziergang nach deinem Weinberge vorgeschlagen; ja und hätte mir nicht das himmlische Antlitz meiner Hausfrau, der Frau Hofgärtnerin, freundlichst gelächelt — wäre alles das nicht geschehen, welch eine Existenz für mich! So aber seht ihr leicht ein, könnte ich eure Abwesenheit gar wohl verschmerzen, wenn ich nicht eben einige seltsame Capricen hätte. Ich hoffe übrigens, da ich eure Freundschaft zu mir kenne, ihr werdet einer Neuigkeit, die mich sehr nahe angeht, eure Theilnehmung nicht versagen, und dem Glücke eures Freundes eine Thräne der Freude weihen. Ich entdecke euch also, daß — — — daß mich die Neumann'sche Familie schätzt, wie mir Archenholz betheuert hat.

Noch einmal lebet wohl — Körner, Minna, Doris und Huber! — daß der verfluchte Kerl nicht mit zurückkommt! Ich sehne mich ungeduldig nach eurer Umarmung.

77.

Weimar, im Juli 1787.

Der Brief wäre hier auf der Post unnütz liegen geblieben, weil ich zu spät gekommen bin, und erst Donnerstags eine Post

abgeht. Ich erbreche ihn und erzähle euch, wie es mir gestern gegangen ist.

Ich besuchte also Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft. Ein Augenblick machte Alles. Wir wollen langsam anfangen, sagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bei dieser ersten Zusammenkunft den Gang unseres künftigen Verhältnisses vor, und was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntschaft behandelte, sondern als ein Verhältniß, das für die Zukunft fortdauern und reifen sollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erst gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, sagte er mir, daß Einer zu dem Anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet.

Unsere Unterhaltung verbreitete sich über sehr mancherlei Dinge, wobei er viel Geist zeigte und auch mir dazu Gelegenheit gab. Einige Materien, Religionsgespräche zum Beispiel, legte er besonders auf künftige Tage zurück; hierbei schien er sich sehr wohl zu haben, und über diesen Stoff, ahne ich, werden wir warm werden. Auch über politische Philosophie wurde viel gesprochen, etwas über Literatur, Goethe, die Berliner und Wien. Von Klinger sprach er sehr witzig; Stolberg ist seine Renonce, wie die unsrige; er ist jetzt ganz in den Lucian versunken, den er wie den Horaz übersetzen und commentiren wird.

Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gerne hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht

fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich sehr angenehm bei ihm beschäftigt worden, und was unser Verhältniß betrifft, kann ich sehr mit ihm zufrieden sein. Man sagte mir nachher, daß er es nicht gewohnt wäre, sobald in den Ton mit einem Anderen zu entriren, und unverkennbare Theilnahme, Wohlwollen und Achtung sprach aus ihm. Er wird sich näher an mich anschließen, er verweilte mit Wärme bei meinem Alter und bei der Idee, wie viel Spielraum mir noch übrig wäre. Wir wollen auf einander wirken, sagte er, und ob er gleich für Umänderung zu alt wäre, so wäre er doch nicht unverbesserlich.

Ueber meine Erwartungen und meine Absicht habe ich, aus guten Gründen, in der ersten Unterredung kein Wort mit ihm verloren. Ueberhaupt kann ich, da der Herzog doch noch nicht sobald kommt, abwarten, bis er selbst davon anfangen wird. Es sollte mich wundern, wenn er nicht hierüber etwas im Schilde führte. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, nach deren Verfluß er in den Clubb mußte. Er wollte mich dort gleich einführen, aber ich hatte Charlotten zugesagt, mit ihr spazieren zu gehen. Unterwegs wollte er wegen der Schwan bei mir auf den Busch klopfen, ich war aber kalt wie Eis und höchst einsylbig. Es machte mir Spaß, wie er sich dabei nahm.

Wieland ist hier ziemlich isolirt, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie. Diese habe ich noch nicht gesehen, er will mich das nächstemal darin einführen. Mit ihm werde ich vermuthlich auch nach Jena gehen.

Ich weiß nicht, was ich euch über ihn gesagt und was ich vergessen habe. Ist es etwas Wichtiges, so wird es mir ein andermal einfallen. Morgen besuche ich Herder. Was ich dort sehe und höre, sollt ihr noch in diesem Briefe erfahren.

Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Char-

lotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen.

Einigemal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Mit dem ersten habe ich selbst über sie gesprochen. — Sie ist jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich schon angesteckt, und sie ist nicht unbemerkt geblieben.

Heute schickt der Kammerherr Einsiedel, den ich weder besucht noch gesehen habe, zu mir, und läßt sich entschuldigen, daß ich ihn nicht zu Hause getroffen habe. Er wollte mir aufwarten — ich verstand anfangs nicht, was das bedeutete, Charlotte aber glaubt, daß es ein Pfiff wäre, mich zu ihm zu bringen, weil er mich der Herzogin vorstellen sollte. Diese lebt auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier. Nun kann ich nicht umhin, mich nächster Tage präsentiren zu lassen.

Ein Logis habe ich im Hause der Frau v. Imhof erhalten; ich weiß aber noch nicht, wie mir's gefallen und was es mir kosten wird. Heute soll ich's erst sehen. Es ist auf der Esplanade, eine Allee vor dem Hause, welche mich oft an das Fleischmann'sche und den japanischen Garten erinnern wird.

— — Ich komme von Herder. Wenn ihr sein Bild bei Graff gesehen habt, so könnt ihr ihn euch recht gut vorstellen, nur daß in dem Gemälde zu viel leichte Freundlichkeit, in seinem Gesicht mehr Ernst ist. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.

Wir haben erstaunlich viel über diesen gesprochen, was ich euch ein andermal erzählen will. Auch über politische und philosophische Materien Einiges, über Weimar und seine Menschen, über Schubart und den Herzog von Würtemberg, über meine Geschichte mit diesem. Er haßt ihn mit Tyrannenhaß. Ich

muß ihm erstaunlich fremd sein, denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen.

Herder ist erstaunlich höflich, man hat sich wohl in seiner Gegenwart. Ich glaube, ich habe ihm gefallen, denn er äußerte mehrmals, daß ich ihn öfters wiedersehen möchte.

Ueber sein Bild von Graff ist er nicht sehr zufrieden. Er holte mir's her, und ließ mich's mit ihm vergleichen. Er sagt, daß es einem italienischen Abbé gleichsehe.

Goethe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt.

Er lebt äußerst eingezogen, auch seine Frau, die ich aber noch nicht gesehen habe. In den Clubb geht er nicht, weil dort nur gespielt oder gegessen oder Tabak geraucht würde; das wäre seine Sache nicht. Wielands Freund scheint er nicht sehr zu sein. Musaeus hat er mir gerühmt. Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte. Unter allen Weimarschen Gelehrten sei Wieland der einzige, der seinem Geschmack und seiner Feder leben könnte.

Von Herder ist mir hier eine Schrift in die Hand gekommen: Gott ist der Titel. Der Anfang, der von Spinoza handelt, hat mir gefallen. Das Uebrige hat keine Klarheit für mich.

Herder haßt Kant, wie du wissen wirst.

Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie euch ganz hersetzen kann.

Es wird an meiner Thür geklopft.

„Herein."

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„„Habe ich nicht das Glück,"" sagte die Figur, „„den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?""

„Der bin ich, ja."

„„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht

umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.""

„Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?"

„„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.""

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedauere nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen."

„„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.""

Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.

Ich muß hier einen Bedienten annehmen, weil ich zum Verschicken die Leute nicht habe, und alle Tage etwas dergleichen vorfällt. Charlotte hat mir einen ausgemacht, und ich erwarte ihn in einer Stunde. Gefällt er mir, und ist er nur mit fünf Thalern des Monats zufrieden, so bringe ich ihn mit nach Dresden.

Das schwarze Kleid hätte ich ganz entbehren können. Ich kann im Frack zum Herzog und zur Herzogin. Annoncirt werde ich heute. Ich habe den Kammerherrn Einsiedel besucht, der ein herzlich gutes Geschöpf ist, mit dem ich eine Stunde vom deutschen Fürstenbund gesprochen habe. In diesem Hause kann ich Musik hören, ein gewisser Schlick geht dort aus und ein.

Nun will ich doch schließen. Gott weiß, wann ihr diesen Brief erhalten werdet. Charlotte hat euch schon geschrieben.

Lebt tausendmal wohl, und behaltet mich lieb.

Ewig der Eurige.

78.

Volkstädt bei Rudolstadt, 26. Mai 1788.

Seit acht Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, und in einer sehr bequemen heitern und reinlichen Wohnung. Das Glück hat es gefügt, daß ich ein neues Haus, das besser, als auf dem Lande sonst geschieht, gebaut ist, finden mußte. Es gehört einem wohlhabenden Manne, dem Cantor des Orts. Das Dorf liegt in einem schmalen, aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsen gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad, längs des Flusses, an Gärten und Kornfeldern vorüberführt. In dem Dorfe selbst ist die Porzellanfabrik, die du vielleicht kennst. Ich habe zwei kleine Stunden nach Saalfeld, ebenso weit nach dem Schlosse Schwarzburg und zu verschiedenen zerstörten Schlössern, die ich alle mit einander nach und nach besuchen will. — In der Stadt selbst habe ich an der Lengefeld'schen und Beulwitz'schen Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft, und bis jetzt noch die einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine *sehr nahe* Anhänglichkeit an dieses Haus, und eine *ausschließende* an irgend eine einzelne Person aus demselben, sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas *der* Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das Bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte.

Ich habe vieles zum Lesen mit hierhergebracht. Es kommt

nun darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geschehen sein. Täglich stoße ich noch auf meinen Mangel an Lectüre, und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde ersetzen können. Daran hindert mich wie immer das leidige Bedürfniß, daß ich viel schreiben muß, und der unglückliche Umstand, daß ich langsam arbeite. Nach der gewissenhaftesten Zeitberechnung, wie sie sich nämlich bei solchen willkürlichen Fällen anstellen läßt, bleiben mir des Tages höchstens drei Stunden zur Lectüre — und wie wenig ist das bei einer solchen Anzahl nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß.

Die Arbeiten, mit denen ich diesen Sommer gern zu Stande kommen möchte, sind der Geisterseher, der leicht auf fünfundzwanzig bis dreißig Bogen anlaufen dürfte, der zweite Theil meiner niederländischen Rebellion und der Rest des ersten, ein Theaterstück (noch steht es dahin, ob dieses der Menschenfeind oder ein anderes sein werde, das ich, wie der Schwabe sagt, an der Kunkel habe) und hier und da ein Aufsatz in den Mercur. Aus dem bisherigen Lauf meiner Schreibereien zu schließen, dürfte dieses Unternehmen wohl fast übertrieben sein. Indessen wollen wir sehen. Geschieht auch nicht alles, so ist doch immer das gewonnen, was geschieht. Ganz bin ich hier doch noch nicht zu Hause; auch meine Arbeiten strömen noch nicht. Bin ich aber einmal darin, so weiß ich aus der Erfahrung, daß es rasch geht; und weil alsdann die Unregelmäßigkeiten und Zerstreuungen wegfallen, die den Lauf meines Fleißes in der Stadt gehemmt haben, so gelingt es mir vielleicht, alsdann desto länger in dieser Thätigkeit zu verharren.

79.

Rudolstadt, 12. September 1788.

Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht theurer und kaum so theuer leben,

als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er sehr; sowohl von Seiten ihrer Kunst, als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein; aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstande hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben, und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

Ich wollte dir noch mehreres aus seiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterweges nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den Mercur geben werde; ob er auf nächste Ostermesse seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte.

80.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, im Februar 1788.

Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Man kann den Menschen recht gut sein, und doch wenig von ihnen empfangen; dieses, glaube ich, ist auch Ihr Fall; jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieses wird oft von der Gesellschaft (ja oft von guter Gesellschaft) eingeschränkt; aber die Einsamkeit giebt es uns wieder, und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie, in der Hof- und —-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigne Denkungsart unterschiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie besuchen zu dürfen; aber ich bin schon von gestern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von Koppenfels zu verlieren. Wie sehr wünschte ich nun, daß Sie eine Besuch-Schuld an sie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewissen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen. Von Wolzogen habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er —

und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat. An Frau von Kalb habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt. In das Stammbuch will ich morgen schreiben. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

81.

Charlotte v. Lengefeld an Schiller.

Weimar.

Ihr Billet erhielt ich heut bei meinem Erwachen und danke Ihnen herzlich, daß Sie mir die Zeilen in mein Buch schrieben.*) Sie sollen mir immer als ein Zeichen Ihres Andenkens werth sein. Daß ich Sie nicht so oft sehen kann, als ich's wünsche, thut mir leid! (Denn ich berechne die Grade meiner Freundschaft nicht so gewissenhaft; meine Freunde, alt oder neu, sind mir gleich lieb, denn es war nicht der Werth der ältern, der mich sie früher schätzen lehrte, sondern ein Zufall des Schicksals, der mich eher ihre Bekanntschaft machen ließ.) Wohl bin ich oft in Verhältnisse verflochten, die ich nicht abwerfen kann; denn Sie wissen selbst, wie es geht, wenn man an einem fremden Ort ist, daß man da weniger von sich selbst abhängt. Ich hoffte, Ihr Aufenthalt in R. würde mir manchen Ersatz für das geben, was ich hier versäumte; aber Sie sprechen heute so unbestimmt davon, daß es mich betrübt. Ich dachte eben, ehe ich Ihr Billet erhielt daran, daß es doch mir so lieb sein würde, daß Sie manchen schönen Morgen, manchen stillen Abend mit uns der schönen Natur sich freuen würden und Sie durch Ihre Gesellschaft uns so viel

---

*) Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen 2c.

Freude machen könnten. Doch vielleicht kann sich noch Manches wieder ändern! Meine Abreise ist noch nicht so bestimmt als ich's glaubte. Auf diesen Abend sind wir leider schon bei Frau von Stein versagt. Haben Sie aber keine Abhaltungen, so kommen Sie Nachmittags, und dies recht bald; wir sind um drei Uhr schon ganz mit unserm Mittagessen fertig. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Ihrer oft gedacht habe, ob ich gleich Sie nicht sehen konnte.

Lotte v. Lengefeld.

82.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld.

Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseins auch die meinigen waren und die meinigen sein konnten, so war mir Ihr Hiersein doch schon an sich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll

mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Vielmehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein.

Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn Sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr. — Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so Trauriges für mich. Vielleicht sehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermuthe auch, daß Sie jetzt immer umringt und beschäftigt sein werden.

Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier Jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.

83.

Charlotte v. Lengefeld an Schiller.

Rudolstadt, den 24. April 1788.

Wie danke ich Ihnen für den gütigen Brief, für Ihr Andenken! Sie waren der erste von meinen Weimarschen Freunden, der mir sagte, daß ich noch nicht vergessen sei. Ich würde Ihnen eher geantwortet haben, wenn ich nicht wegen der Anstalten, die ich treffen mußte, Ihnen eine bequeme und angenehme Wohnung auszusuchen, wäre gehindert worden. Lange bestimmten wir die Wohnung des Gärtners dazu; aber dann fiel es uns ein, daß Sie keinen Schritt aus dem Hause thun könnten, ohne gesehen zu werden; denn das Haus liegt gerade so, daß man Alles sehen kann, und Sie wollen doch gern ganz frei und unbekümmert auf dem Lande leben. Daher fielen wir auf ein ander Dorf, das, ich glaube, nicht hundert Schritt weiter als jenes ist, und eine schöne Lage hat, am Ufer der Saale; hinter ihm erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, und die Gipfel mit dunklem Holze bekränzt; gegenüber an der andern Seite der Saale schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites langes Thal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele,

der mir innig wohlthat. Die Stube, die ich für Sie bestimmte, ist nicht sehr groß, aber reinlich; auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bette stehen kann, und auch eine für den Bedienten nicht weit davon. Für Betten will der Schulmeister sorgen, dem das Haus gehört. Auch wohnt eine Frau darin, die Ihnen Kaffee machen, und auch bedienen könnte; zur Noth auch kochen, wenn das Wetter zu böse wäre, um sich aus der Stadt holen zu lassen. Ich denke, es ist alles gut besorgt; nun steht es bei Ihnen, wenn Sie kommen wollen, daß ich mich freue, Sie zu sehen; manchen schönen Tag mit Ihnen zu verleben, mich freue, können Sie denken. Glauben Sie nicht, daß ich's je bereuen werde, mir vielleicht einen Theil Ihrer Freundschaft erworben zu haben. — Ich lebe hier so ganz ruhig; wäre das Wetter aber nicht oft so freundlich und ich könnte der Natur nicht genießen, so glaube ich, wäre ich's nicht. Mein Aufenthalt in Weimar hat mir viele Freude gegeben; und so ganz von dem allen auf einmal abgeschnitten zu sein, wäre mir traurig, wenn nicht die milde Luft, das schöne Grün, und das Gefühl des Frühlings, das Wachsen und Wirken der Natur, das innige Leben mir meinen Sinn erhellten. So lese ich viel, zeichne, gehe mit meiner Schwester in unsrer schönen Gegend herum. Die Freude meiner Verwandten, mich wieder zu sehen, war groß, und auch die meinige mußte es sein, wenn ich nicht ein kaltes, fühlloses Herz mir hätte vorwerfen müssen. Mit innigem Dank erkannte ich aber ihre Liebe. Sie haben Recht, daß ich edle Menschen um mich habe; sie versüßen mir mein Leben hier. Wie viele trauliche Stunden werden wir verleben. Ich möchte, daß es Ihnen wohl unter uns würde! Von Wolzogen habe ich wieder Nachricht. Er glaubte mich noch in Weimar; trug mir daher viel Grüße an Sie auf, und sagte, daß er Ihnen ehestens antworten würde. Vielleicht hat er es indessen schon gethan. Ich hoffe bald etwas von Frau von Kalb zu hören; sie ist mir so innig lieb.

Sie gehen also oft in den Stern und sehen die Schnecke? Denken Sie nicht, daß mein Geschmack so übel wäre, daß ich sie ihrer Bauart wegen schön fände; nur ihres Alters wegen ist sie mir ehrwürdig und der Absicht des Erbauers wegen; denn er wähnte wohl, daß oft in der Zukunst sich seine Nachkommen ihres Schattens freuen würden, mancher Ermüdete da Ruhe finden würde. Ich erwarte bald Nachricht von Ihnen, wenn Sie sich entschlossen haben zu kommen.

Aber dies bitte ich Sie herzlich, sich ja gar nichts von dem Aufenthalt bei uns zu versprechen, denn Ihre Phantasie möchte sich sonst zu liebliche Bilder malen, und wir würden dabei in der Wirklichkeit verlieren. Die Stube können Sie haben, wenn Sie wollen. Meine Verwandten grüßen Sie schön, und freuen sich der Aussicht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Leben Sie wohl!

84.

Schiller an Caroline v. Beulwitz.

Rudolstadt, Herbst 1788.

Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer und diesen Frühling nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist, er hat unsre Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsre Existenz verschönert und das Eigenthum unsrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher, als die mehresten, die ihm vorhergegangen sind, er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung, und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich

soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir früher von unsrer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

85.

Schiller an Caroline v. Beulwitz und Charlotte v. Lengefeld.

Rudolstadt, 10. November 1788.

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er ist auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme interessant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahre doch alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, so ist unsre Freundschaft unzerstörbar, wie unser Wesen!

Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht würde Sie interessiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungs-

arten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unsrer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth.

86.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, 14. November 1788.

Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetrieben habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuern Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen, mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden, ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen, in der Folge glaube ich wohl, wer-

den mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine besten Augenblicke werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindungen mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Sein Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme, und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte so gern Ihren Wagen noch gesehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends gewesen. Heut Vormittag war ich bei Wieland. Morgen werde ich die Frau v. Stein aufsuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolstadt sprechen zu können. Eben ist die Comödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünschte ich Ihnen in dem gar zu stillen Rudolstadt manchmal diese Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weniger Härten haben, als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie sich in Erfurt gefallen haben. Sie sind mir doch heute um drei Stunden näher und in drittehalb Stunden könnte ich bei Ihnen sein; das ist doch ein kleiner Trost, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides und dann wird Thee ge-

trunken. Meine Einsamkeit ist mir so lieb, weil sie mich Ihnen so viel näher bringt.

Leben Sie recht wohl. Ihrer Mutter und Herrn v. Beulwitz sagen Sie recht viel Schönes von mir, und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die Sie diesen Sommer über mir bewiesen haben.

Vielleicht denken Sie in diesem Augenblick meiner — doch nein, Sie sind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu sehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im stillen Zimmer bei'm Thee zusammensitzen, dann denken Sie meiner und wünschen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte. Adieu! Adieu! Schreiben Sie mir bald. Ewig Ihr

Schiller.

87.

Caroline v. Beulwitz an Schiller.

Rudolstadt, den 18. November 1788.

Sein Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund! Dies ist der erste Gruß, der durch einen so weiten Weg zu Ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tausend Erinnerungen, tausend liebe Gewohnheiten werden es. Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! so frei und lebendig existirte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. Wie nöthig ist es mir in der Hoffnung zu leben! Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber so schöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger

Glückseligkeit. Ich möchte Wieland beinahe lieben über seine Pläne, die unserm Zusammenleben dienen sollen. O gutes Schicksal! nur Sie in unsrer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.

Ich freue mich sehr auf den Euripides, aber die Vollendung des Künstlers kann ich kaum erwarten. Möchten Sie nur bald Muße dazu haben! Eben schlägt die Stunde, wo Sie oft in mein Zimmer traten. — Adieu, ich kann nicht mehr schreiben. Dank für Körner's Briefe. Wie lieb' ich seinen Geist! Ein andermal mehr darüber. Schreiben Sie bald wieder — Guten Abend! Caroline.

88.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld.

Donnerstag Abends (27. November).

Eben komme ich nach Haus und finde das liebe Rudolstädtsche Päckchen; auch, damit alles Angenehme zusammen kommt, einen Brief von meinem Körner.

Wie freut es mich, daß Sie sich an Ihrem Geburtstag mit unserer Freundschaft beschäftigt haben. Lassen Sie mich hoffen, daß auch die kommenden Ihnen den nämlichen Gegenstand mit Vergnügen zurückbringen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Kartenbekehrung. Wie Sie dieses, einmal nothwendige, Uebel ansehen und nehmen, haben Sie ganz vollkommen Recht; doch gehen Sie, glaube ich, darin zu weit, wenn Sie dieses Mittel blos zu solchen Gesellschaften verweisen, die keiner edleren, feineren und ernsthafteren Unterhaltung empfänglich sind. Auch in die besten Gesellschaften nisten sich zuweilen Augenblicke der Erschlaffung, oder einer schmerzhaften

Ueberspannung ein, wovon das Spiel zuweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, so ist mir doch zuweilen in drückenden Stimmungen Erleichterung dadurch gegeben worden, und da wäre es denn doch schlimm, wenn nur leere Menschen sich dieses Verdienst um einen erwerben könnten. Auch beim Spiel fühlt man es sehr angenehm, mit wem man spielt. Der Ernst Ihres Wesens läßt Sie diese frivole Unterhaltung verachten, und das ist vortrefflich. Eben dieser Ernst unterscheidet Sie aus Hunderttausenden, und bewahre der Himmel, daß ich Sie anders wünschte! Wie nahe hat Sie diese Eigenschaft meinem Wesen gebracht (das ist freilich für Sie wenig, aber mir ist es eine Quelle von Vergnügen) aber hüten Sie sich, daß Ihnen dieser Zug zu ernsthaften Dingen die armen guten Menschen nicht verleide, mit denen man einmal leben muß, und Sie in Ihrer Lage mehr als meinesgleichen. Intoleranz gegen andere Menschen ist eine Klippe, an der besonders gerne die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern. Von dieser Seite also wünschte ich Ihnen lieber einige Tropfen leichtes Blut mehr, wiewohl ich Ihnen nicht zur Last legen kann, daß Sie gegen Ihre Nebenmenschen finster sind.

Ueberhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unsers Geschlechts sein — mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitre Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen, und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammen getrieben haben, den Schnee schmelzen, und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichniß ist also das schönste, was ich von Ihrem Geschlecht nur habe sagen können, und ich hab' es auf Unkosten des meinigen gethan!

Es ist gut, daß Sie sich Ihr kleines Zimmer (denn trotz

dem weggenommenen Ofen kann ich es nicht mit der Peterskirche vergleichen) durch Reisebeschreibungen recht groß und weit machen. Mir ist es immer ein unaussprechliches Vergnügen, mich im möglichst kleinsten körperlichen Raum im Geiste auf der großen Erde herum zu tummeln. Indessen auf das wirkliche Reisen lassen Sie sich doch lieber nicht ein — bleiben Sie uns so nah als möglich.

Sie haben mich ordentlich und sehr angenehm mit der Ausrechnung überrascht, daß der zwölfte Theil von unsrer Trennung vorüber ist. Wie lang ist mir aber dieser zwölfte Theil schon geworden, und wie langsam werden die übrigen eilfe sein! Aber gottlob! Indem ich schreibe, zerfließt die Zeit unter meinen Händen. Zählen Sie darauf, daß ich mit den Erdbeeren oder noch früher erscheine.

Wie oft habe ich mich indeß schon der Abende erinnert, wo wir uns beim Thee um den erfindungsreichen Odysseus versammelten! Ich habe jetzt auch eine Kaffeemaschine, die aber (ich muß es zu meinem Lobe sagen) sehr mäßig gebraucht wird.

Leben Sie nun wohl, beste Freundin, und fahren Sie fort recht glücklich zu leben und meiner dabei eingedenk zu bleiben.

89.

Schiller an Caroline v. Beulwitz.

Donnerstag 27. Nov. 88.

Dank Ihnen, liebste Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde ist, desto froher will ich sein; und Sie können mein Gewissen durch

nichts besser erschüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abscheulichkeit meines Vergehens verweisen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zusammen gebracht, so bedenklich auch die Umstände waren.

Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu sein. Er ist doch endlich glücklich an Ort und Stelle und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen.

Wenn er aber jetzt bei so wenig Gesellschaft seine Nachrichten so klein zuschneidet, wie arm werden sie alsdann erst ausfallen, wenn seine Bekanntschaften sich häufen. Ich fürchte, der große Brief wird eine Riesengröße erreichen. Hoffentlich antworten Sie vor dem nächsten Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einschluß beilegen kann, den ich Ihnen mit nächstem Botentage schicken will. Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Objekt ist ihm wirklich noch zu groß; sein innerer Sinn muß erst dazu hinaufgestimmt werden. Er hat eine Elle mit gebracht, um einen Coloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag, aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details in's Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kömmt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von

dem Gipfel des Gotthards aussehen, aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleinen Gebrechen stoßen und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein.

Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines so feingebildeten Staats sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschaale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschen-Ocean, aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Zirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht in's Gelag hinein zu philosophiren), dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur.

Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath ich hin? Ich lasse meine Feder machen, und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique

schreibe. Lassen Sie mir's diesmal hingehen. — Meine Gesundheit lassen Sie sich nicht anfechten. Ich komme mir durch frische Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die schlechten Berge um Weimar herum schon noch gut genug sind. Frisch und gestärkt komme ich dann wieder nach Hause und setze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort.

Frau von Kalb habe ich heute besucht, und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geist die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind eben so scharf als tief.

Leben Sie recht wohl. Ewig der Ihrige.

Schiller.

90.

Weimar 10. December 1788.

Was Sie von der Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer anderen poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so viel Werth hat, als die historische.

Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gat-

tung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine, noch die andre befriedigt.

Was Körner aus seinen Vordersätzen auf meinen Beruf zur Geschichte anwendet, mag immer richtig sein. Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat sich an mich zu wenden.

Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hie und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.

91.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld.

Leipzig im August 1789.

Ist es wahr, theuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser

Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken; ich füchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unsrer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem Andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben, als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Theuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seele ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen.

Vergessen Sie jetzt Alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsre Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts die freie Mittheilung unsrer Seelen stören.

Leben Sie wohl, theuerste Lotte. Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblick, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen?

Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Theuerste.

92.

Charlotte v. Lengefeld an Schiller.

Schon zweimal habe ich angefangen Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Caroline hat in meiner Seele gelesen, und aus meinem Herzen geantwortet.

Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.

Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen, und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Hier ist der Brief, den ich Ihnen letzt bestimmte. Adieu! Ewig

Ihre treue

Lotte.

93.

Schiller an Körner.

Jena, 28. Mai 1789.

Vorgestern, als den 26sten, habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Reinhold'sche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war,

ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr

eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den anderen Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen, und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen; fast mit der Ueberzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall, noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfs. Außer den localen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixiren, hatte ich allgemeine, die ich dir nicht zu sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte.

Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat. Indessen kann ich von meiner

hiesigen Existenz nichts anders als Gutes schreiben; es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich. Der Bekanntschaften habe ich noch nicht sehr viele gemacht, aber durch abgegebene Karten mich doch wenigstens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreißig Häusern gesetzt.

Der Himmel gebe nur, daß meine Collegien im nächsten halben Jahre einschlagen. Es ist mir alsdann nicht bange, meine Umstände bald verbessert zu sehen und höhere Entwürfe zu machen. Behielte ich von meinen bisherigen Auditoren nur den vierten Theil, so verlangte ich nichts weiter. Eben höre ich, daß bei meiner zweiten Vorlesung vierhundertundachtzig Zuhörer waren und gegen funfzig keinen Platz mehr gefunden haben. Ich lese jetzt erst in zehn Tagen wieder, weil die Pfingstferien dazwischenfallen.

94.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld.

Jena, 25. August 1789.

Wie schön bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von euch. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist.

Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! Um einen einzigen Blick in deine Seele! Und jetzt, da ich alles darinnen

lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes!

In einer neuen schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theure liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegentrugst. Mit langen Zweifeln ließest du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O du mußt sie mir noch erzählen die Geschichte unsrer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich sie hören.

Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst, aber jetzt erst genieße ich alle unsre vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte.

Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum, und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Caroline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, ihr würdet mich verstehen, ihr würdet meine Hoffnungen mir erwiedern. Aber eben diese Genügsamkeit, diese Nachgiebigkeit gegen eine scheinbare Nothwendigkeit fürchtete ich bei euch. Ich fürchtete, ihr könntet eure Wünsche in den Zwang der Umstände einschließen, und — wie soll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, ihr könntet euch unsere Freundschaft ohne Liebe vollenden, und dies innere Leben der Freundschaft mit einer Trennung zusammen denken. Sobald ich mich überzeugt haben würde, daß unsere immerwährende Vereinigung auch euch die nothwendige Bedingung zum Glücke der Freundschaft sei — hätte ich nie mehr an eurer Stärke gezweifelt, diese Bedingung durchzusetzen.

Lebe wohl, theure, liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude ist, als bis ich wieder Briefe von euch sehe. Adieu, meine Lieben.

95.

Schiller an Charlotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 14. November 1789.

Seid mir gegrüßt, Theuerstes meiner Seele! Es geht mir ein schöner freundlicher Tag auf, der mir Briefe bringt von euch. Ich habe sie nöthig, in unruhiger Sehnsucht nach euch verlebte ich diese lange, diese ewige Woche; in einem glühenden Triebe nach Leben, das nur nach eurem Herzen mir beschieden ist, verzehrt sich mein Wesen.

Ihr seid glücklicher als ich. Sanfter und ruhiger genießt ihr

die Gegenwart und die Hoffnung, meine Seele bewegt eine heftige Sehnsucht. Die Ruhe flieht mich noch immer im Gedanken an euch — sie schwebt vor mir auf eine liebliche Gestalt, die ferne Zukunft, aber fest kann ich sie noch nicht halten.

Wohl hast du Recht, Caroline. Sehnsucht ist kein Leben. Entfernung von euch ist keines für mich, und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in euren Augen lese, an euren Herzen empfinde.

Für eine genügsame stille Seele ist dieses Verhältniß eine Quelle des Glückes, für ein Herz, das mit seinen Wünschen nicht über die Gegenwart hinausstrebt. Die süße Ueberzeugung, daß ihr mein seid — daß nichts euch mir entreißen kann, sollte mir das Leben erheitern. Aber es ist nicht so. Ich kann eine Glückseligkeit, die ich so lebendig, wie diese, erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unsere Einbildung zeitigt ihre Früchte so schnell, und die Zeit bringt sie so langsam zur Reife. Ach! und so muß ich euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir selbst stürmt — keine ruhige Freude kann ich euch geben.

Lebt wohl, meine Theuersten. Nur bei euch ist meine Seele, aber ich bedarf eures Anblicks, eures lieben Daseins, um mich, die Unruhe in meinem Herzen zu besänftigen. Ich drücke euch an mein Herz mit inniger, unaussprechlicher Liebe. Meine Geliebtesten! lebt wohl.

96.

Jena, 15. November 1789.

Ich habe euch zweimal nach einander so düstere und unruhige Briefe geschrieben. Sie waren der Abdruck meiner damaligen Geistesstimmung, aber ich finde doch, daß ich sie nicht hätte fortschicken sollen. Sie machen euch unruhig meinetwegen, und ihr leidet vielleicht in eben dem Augenblicke, wo mir leichter geworden ist. Das ist überhaupt ein übler Umstand beim Briefschreiben. Das Gemüth ändert sich oft schneller, als der Brief an Ort und Stelle kommt, und man weiß den Andern in einem Irrthum, den man ihm selbst gegeben hat, ohne ihn sogleich wieder daraus reißen zu können. Bedenkt dieses einmal für allemal, meine Lieben, wenn ihr Briefe von mir empfangt. Glaubt keinem, als dem, der heiter geschrieben ist. Schreibe ich traurig, so bin ich es längst nicht mehr, wenn ihr es leset.

Ach! es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht.

Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal.

Alle diese trüben Gestalten werden mir in eurem Anblick verschwinden. Euch vor meinen Augen, eures Besitzes mir bewußt, werde ich mich mit allem, was mich umgiebt, versöhnen, und den dürftigen Erscheinungen um uns her von der schöpferischen Gluth meiner Seele Strahlen oder Leben borgen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das eure Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele

sich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reicher und unerschöpflicher — ach, die Liebe ist das Einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft selbst keinen Grund findet und keine Grenze sieht. Nur in euch zu leben, und ihr in mir — o, das ist ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind.

Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du mir aufhören könntest zu sein, was du mir bist. So müßtest du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruhet und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu sein, oder weniger von euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keine Aengstlichkeit, keine Wachsamkeit, — wie könnte ich mich zwischen euch Beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für jedes von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln.

Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir

uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele.

Ich drücke euch an mein Herz, und diesen Kuß bringe euch der Engel der Liebe. Adieu, adieu.

97.

Körner an Schiller.

Dresden, 26. Januar 1790.

Nur einen fröhlichen Zuruf aus der Ferne bei einer neuen Epoche deines Lebens. Nach meiner Rechnung ist in diesen Tagen deine Hochzeit, wenn sie nicht schon vorbei ist. Ich bin oft in Gedanken bei dir und sehe dich in mancherlei Situationen.

Deine jetzige Stimmung muß sehr glücklich sein. Du hast gefunden, was du gesucht hattest; hast manche Schwierigkeit überwunden, die deinen Wünschen entgegenstand, und siehst eine heitere Zukunft vor deinen Augen.

Ich freue mich deiner jetzigen Freude; aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem anderen Wege war es dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen blos für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl deiner Ueberlegenheit bei dir entsteht, verdrängt zwar zu-

weilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von dir. Sie sind in deinem Charakter nothwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit deiner Liebe wird es nicht anders sein; und deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.

Lebe wohl, und such's deiner Gattin anschaulich zu machen, was ich ihr sein muß, sobald sie deinen Namen führt.

98.

Schiller an Körner.

Jena, 1. Februar 1790.

Dein Brief hat mich sehr erfreut. Ich erkenne dich darin wieder, ich kann mir wieder mit Zuversicht sagen, daß du mir unverändert derselbe bist. Du giebst mir und denen, welche deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniß genommen, so thust du mir doch vielleicht Unrecht, wenn du die Ursache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt, oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst Unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen,

womit du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat **nie** gegen dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu **dir** nicht treffen: sie, die selbst davon, wie du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich dir aufgehört hätte, etwas zu sein, daß deine Vorstellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber du hättest es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu dir und die ganze Harmonie unter uns wiederherzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien, oder ferner scheinen möchte, können blos die **Aeußerungen** derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei dir gelten, was du dir selbst in deinem letzten Briefe sagtest, daß der **Dichter** dem **Freunde** keinen Abbruch thut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret.

Daß wir getrennt von einander leben, und, wie es das Ansehen hat, noch manche Jahre leben sollen, ist schlimm. Die Entfernung wird uns den schönsten Genuß unseres Wesens rauben; aber laß uns unterdessen den Funken lebendig erhalten, der in einer günstigen Lage der Dinge, an die ich noch immer mit Zuversicht glaube, der spätern Periode unseres Lebens die **Wärme** geben kann. Vielleicht fanden wir einander in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verlust zu ersetzen, und unsere frühere Harmonie war nur die Anpflanzung des Baumes, unter dessen Schatten wir einmal ruhen sollen. Ich überlasse mich hier einer ernsthaften Vorstellung; aber sie dringt sich mir auf, wenn ich den Widerspruch unseres Verhältnisses mit unserem Schicksale zu heben suche. Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band

flechten, als mit mir, und ich ebenso wenig. Also haben werden wir einander immer.

Den Plan, den du jetzt verfolgst, muß ich billigen.*) Was dir eine sorgenfreie äußere Lage giebt, ist allem Anderen vorzuziehen, und wie könntest du nach höheren Genüssen streben, so lange du für deine Subsistenz zu kämpfen hast? Eine Verbesserung deiner Umstände ist das Mittel zu einem edleren Lebensgenuß — aber Mittel laß es auch nur bleiben, und nimm dich in Acht, daß du den Zweck nicht aufopferst, um das Mittel zu erreichen. Ueberlege wohl, ob du dieser Art Geschäfte Reiz und Interesse abgewinnen kannst, ob dich die Details, in die du nun hineingehen mußt, nicht anekeln oder ermüden.

Würden deiner Geschäfte mehr, ohne daß dein Geschmack dafür zunähme, so hättest du dich schwerlich verbessert. Wohlstand von außen könnte dir den Mangel an innerer Befriedigung nie verbergen. Dann ist es auch schwer zu sagen, wie weit sich die Macht dieses Berufs und dieser Lebensweise auch über die besseren Köpfe erstreckt. Du hast Beispiele vor dir, die dich abschrecken könnten. Um dieser neuen Bestimmung näher zu rücken, könntest du dich leicht von dir selbst verlieren. Daß du dich darein schicken würdest, zweifle ich nicht; aber ich zweifle noch immer, ob eben dadurch, daß du dich darein schicken lernst, viel für dich gewonnen wird? — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich,

*) Körner hatte Aussicht, als Appellationsrath angestellt zu werden.

auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.

Das Collegienlesen wird mir jetzt schon etwas leichter, oder ich mache es mir leichter. Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben, und spreche jetzt frei und aus dem Stegreif. Dadurch werden jeden Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufschreiben mir sonst gekostet hat, und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß weit besser ein, wenn ich mich auf mein Gedächtniß mehr verlassen muß. Sechzig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen, und daß ich nicht leicht weniger Auditoren habe, kann ich ziemlich sicher voraussetzen; für zwei Collegien jedes halbe Jahr wären mir also doch ungefähr zweihundertundfunfzig Thaler jährlich gewiß, und diese verdienen sich bequem und immer bequemer. So brauche ich nicht über hundertundfunfzig bis zweihundert Thaler an Schriftstellerei zuzusetzen — und wie leicht sind mir doch drei-, vierhundert Thaler zu verdienen.

Daß du den Tasso über mein Fragment aus dem Geisterseher vergessen hast, ist ein Compliment, das ich um des guten Geschmacks willen nicht annehmen kann — auch wenn ich mir gar nicht Unrecht thun will. Denn höchstens konnte es deine Erwartung nur erregen, die das Ende des Tasso befriedigt und also auch geendigt hat.

Jetzt aber lebe wohl. Meinen nächsten Brief denke ich dir als Ehemann zu schreiben, wenn nicht wieder ein Hinderniß dazwischen kommt. Lottchen soll dir selbst sagen, was du ihr bist, und was du ihr gewesen bist, seitdem dein Name zuerst vor ihr genannt wurde. Beide grüßen euch herzlich.

99.

Jena, 1. März 1790.

Du wirst schon aus meinem langen Stillschweigen schließen, daß unterdessen manches mit mir vorgegangen sein müsse, und du schließest recht. Ich bin ein sechstägiger Ehemann; am letzten Montag, als den 22., wurden wir getraut, und nach einer Zerstreuung von acht Tagen ist dies der erste ruhige Augenblick, den ich dir widmen kann. Nicht als ob wir in dieser Zeit in Saus und Braus gelebt hätten, es ging alles ganz still und häuslich zu; aber meine Schwiegermutter war diese Woche über hier, und einige Besuche aus Weimar, die ersten Einrichtungen kamen dazu, die mich nicht recht zum Schreiben kommen ließen.

Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innere und äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir ist herzlich wohl dabei. Das ist alles, was ich dir für jetzt von mir sagen kann.

Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Ich weiß nicht, ob ich dir schrieb, daß ich nach Erfurt gehen würde, um meine Frau dort abzuholen und den Coadjutor zu besuchen. Diese Reise ging vor zwölf Tagen vor sich, und ich lebte drei angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Antheil an unserem Verhältnisse nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. Am vorletzten Sonntag fuhren wir nach Jena, und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch unterwegs ward die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen (dem Adjunct Schmidt) verrichtet;

ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Das Geheimniß ist ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anschläge von Studenten und Professoren, mich zu überraschen, wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nun noch einige angenehme Tage, und da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben wir schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Meine Schwägerin bleibt bei uns, aber ich mußte ihr ein anderes Logis miethen, weil es mir zwischen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unsere Einrichtung ist gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieser neuen Ordnung gar sehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten kosten, als dir ein Bedienter in Dresden. Mit der Kost und dem Uebrigen wird es bleiben, wie ich dir schon geschrieben habe.

Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.

Jetzt darf nur noch eine Veränderung geschehen, so habe ich nichts von außen mehr zu wünschen. Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen. Er hat sich von freien Stücken gegen mich über den bewußten Punkt herausgelassen und mir in bestimmten Worten gesagt, daß er darauf zähle, mich in Mainz um sich zu haben, und mir eine Existenz, wie sie für mich gehöre, dort zu verschaffen. Er wüßte auch nicht, setzte er hinzu, wozu den Fürsten ihre Hilfsmittel nützten, wenn sie sie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln.

Aber auch ohne jede Privatrücksicht ist der Coadjutor ein

überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe wenige Menschen gefunden, mit denen ich überhaupt so gern leben möchte, als mit ihm. Er hat meinen Geist entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen. Zwar scheint er mir etwas Unstätes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen, aber seine Blicke sind hell, rasch und weit verbreitet, und dies macht ihn desto genießbarer im Gespräch.

Meine Frau und Schwägerin hat er sehr lieb, und sie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar schön, und erlaubte den beiden ihn malen zu sehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unsere Heirath Beziehung hat. Es ist ein Hymen, der unsere Namen auf einen Baum schreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerspiels und der Geschichte. Das Gemälde ist Lottchen bestimmt, und in vierzehn Tagen sollen wir's haben. Eine Madonna hat er gemalt, die wirklich ganz vortrefflich ist.

Meine Frau und Schwägerin grüßen dich herzlich und empfehlen sich Minna und Dorchen. Grüße sie schönstens von mir. Wollte mir Dorchen eine Copie von meinem Bilde zukommen lassen, so würde sie mich sehr verbinden. Meine Schwiegermutter wünscht es zu haben, und ich möchte ihr gern diesen Wunsch erfüllen.

100.

Der Erbprinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann an Schiller.

27. November 1791.

Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander fest verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide

sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten aller menschlichen Zwecke stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlern und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeiten zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs um-

fassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist, und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wieder hergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen.

101.

Schiller an Baggesen.

Jena, den 16. December 1791.

Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zusammenhängendes von

mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen diese edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann, — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich=schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie, was sie war. Aber wenn diese Handlung eines groß=denkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht be=rechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall sei, werd' ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als schrift=stellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes ge=wachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fort=schritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der un=zeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Product ließ mich nur desto empfindlicher fühlen,

wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiet der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst, ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gemacht hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die

vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht gestattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten.

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches, theurer, vortrefflicher Freund; warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen, als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen, sobald Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweisen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches sein kann. Alsdann wird es aber gewiß

meinem Wunsche nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, für das Weitere sorgen.

Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halb erstorbenen Geist an Ihrem frischen, feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfniß meines Herzens sein. Nie, so lange ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne Absicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck (die Todesfeier), und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt — o, ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jener Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie mir diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zur Eröffnung unserer Correspondenz mag es hingehen, damit sie mit einem Male mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich ganz ohne Präliminarien von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Gesetze, als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Correspondenz gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide schnell, doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Gestalten sind lange verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick. Ewig der Ihrige Schiller.

102.

Charlotte Schiller an Friedrich v. Stein.

Ludwigsburg, den 6. Februar 1794.

Mein Kind ist recht brav, und so wohl und robust als ich's nicht erwarten konnte, und macht merkliche Fortschritte in der Entwickelung seiner menschlichen Fortschritte. Er will schon oft Töne von sich geben und lacht schon recht in die Welt hinein. Er wird Ihnen auch Freude machen, auch in der Zukunft hoffe ich, und ich kann mir schon vorstellen, daß er Sie recht lieb haben wird.

Unser Plan ist nächstes Frühjahr zurückzukehren, und ruhig und still in Jena zu leben. Paulus ist angewiesen uns ein Haus zu suchen. Wir finden immer mehr, daß es nirgends besser ist, als in unserm Saalthal. Ich lerne im Ganzen immer mehr, daß man, um glücklich zu sein, mit sich selbst leben muß; sobald man die Dinge außer sich zu etwas mehr als zur Belustigung oder zur Belehrung ergreifen will, so fühlt man sich verlassen. Ich lasse die Menschen und Begebenheiten nur an mir vorüber gehen, und behalte die Freunde, die mir einmal lieb sind, im Herzen, und rechne auf nichts Neues zur Vermehrung meiner Glückseligkeit. Im Besitz meines Kleinen ist mir ein großer Schatz geworden, und ein Glück, das ich vorher nicht ahnen konnte. Bleibt er mir, so werde ich viele Freude mehr haben, und wenn Schiller seine Gesundheit noch mehr wieder erlangt, so bedarf ich nichts mehr und lebe vergnügt, wo es auch sei.

103.

Jena, den 3. März 1798.

Ich wollte Ihnen schreiben, ehe Ihr lieber Brief kam, um recht großmüthig zu sein und um Ihnen zu beweisen, daß ich immer den Glauben an Ihre Freundschaft mir erhalte, wenn Sie auch keine äußeren Beweise davon geben. Nun haben Sie mich aber beschämt und auf eine recht angenehme Art, und ich vergebe es Ihnen, daß Sie mir die Gelegenheit raubten, mich bei Ihnen recht großmüthig zu zeigen. Ihr Brief von Warschau ist verloren gegangen und es ist mir recht leid, denn es waren gewiß artige Dinge darin, die uns recht gefreut hätten.

Ich habe Ihnen so vielerlei zu sagen, daß ich fürchte, gar nichts von dem allen hervorzubringen, was Sie wissen sollten. Daß unsere Familie sich durch einen kleinen artigen Knaben noch vermehrt hat, wissen Sie; er sei Ihrer Liebe empfohlen! Ich bin sehr froh, daß es keine Tochter ist, denn ich möchte nicht gern eine haben; ich habe so viele Gründe, die mich die Söhne mehr lieben machen, theils aus anderen, theils auch meinen Neigungen nach. Es würde mir recht viel Aufopferung kosten, eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unser Geschlecht sein könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert so zu sein, wie es meine idealische Weiblichkeit sein sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst darnach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammen hinge, das ich wie mich selbst ansähe, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen.

Meine beiden Kleinen sollen keine Ideale werden, aber es ist leichter, sie zu vervollkommen und ihrem Charakter nach sie zu bilden. Bei den Frauen ist Alles gegen sie, um sie ihrem Charakter treu bleiben zu lassen, wie die Welt und die unabänderlichen Dinge einmal sind.

Sie werden denken, ich fange an recht ernsthaft zu werden und denken sich gewiß, ich sitze mit einer großen Brille am Schreibtisch und stelle meine Untersuchungen an, aber so arg ist's noch nicht. Ob ich gleich leider alle Tage älter werde, und die Zeit erreicht habe, wo, wie Madame de Staël sagt: la vie commence à se décolorer, so habe ich doch recht schöne heitere Farben um mich, und mein Leben erhält immer neue schönere Bilder. Unser Plan: in Weimar zu wohnen, hat sich nicht ausführen lassen. Wir wünschten hauptsächlich ein Haus mit einem Garten zu haben oder besser Garten mit Haus, denn das Nöthigere war der Garten. Schiller fühlt jetzt auf das Lebhafteste was er entbehrt, daß er immer in der Stube eingeschlossen ist, und wie er sich nur durch eine Wohnung im Freien wieder an die Luft gewöhnen kann. Da fand sich nun in Weimar nichts, und hier haben wir einen Garten im Handel, der alle Vorzüge hat, gesunde, trockne Lage, schöne Aussicht, nicht zu weit von der Stadt entlegen, Sie kennen ihn vielleicht, er gehörte dem H... Schmidt, und es steht an der Seite bei der Laube ein Monument, das er seiner Frau hat setzen lassen. Das Haus ist für jetzt nicht mit der ganzen Familie zu bewohnen, aber es läßt sich artig machen. Der Garten ist gut unterhalten, hat viel Bäume und Gras, kurz es ist eine sehr angenehme Besitzung.

So sehr ich gewünscht hätte, in Weimar zu wohnen, Ihrer Mutter wegen, so sehe ich doch auf der anderen Seite, daß das übrige vielleicht sich schöner von Weitem ausnimmt, und die Natur ist nicht die schönste. Sie müssen auch nicht denken, daß ich jetzt mehr so isolirt lebe wie sonst, ich habe mich nur von den Dingen und Menschen, die mir keine Freude machen, losgemacht, und bin gar nicht ungesellig. Zu dem kommt noch, daß durch die Nähe meiner Schwester ich mehr mit Gesellschaften in Verkehr kommen, daß sie selbst auch mehr bei uns sein kann. Goethen's öfteres Hiersein bringt auch mehr Mannigfaltigkeit in unser Leben: kurz wir sind nicht mehr so abgeschnitten wie sonst. In größeren

Cirkeln möchte ich in Weimar eben so wenig leben; Sie wissen ja selbst, wie ausgestorben und unbelebt die Cirkel sind und wie die Lebenskraft und Thätigkeit mehr ab- als zunimmt. Im Grunde habe ich bemerkt, daß es mir viel besser ist, nicht in viele Gesellschaften verwickelt zu sein, und brauche immer viel Zeit wieder, bis ich mich recht sammeln kann, um recht thätig und hell zu sein, wenn ich mich eine Weile so herumgetrieben habe, auch wenn ich Menschen recht lieb habe. Ich wollte es Ihnen recht überzeugend beweisen, daß es mir vortheilhafter ist für mein Gemüth, wenn ich mich von außen mehr mir selbst überlassen weiß. Auch Schiller würde es in der Länge drückend fühlen, wenn er sich in gesellige Verhältnisse verwickelt fühlte, die seine innere Thätigkeit vermindern könnten. Für unsrer Beider Neigung wäre es eigentlich am schönsten in einer ganz großen Stadt zu leben, wo man kleine Cirkel um sich haben könnte und das Gewühl und Bewegen der Menge von weitem beobachten kann, ohne sich zu vermischen mit ihm. Wo ist aber jetzt ein Ort der wünschenswerth wäre? Der unselige Krieg läßt einem ja keine weitaussehenden Plane machen, weil man nie weiß, wo es sicher bleiben wird. —

Goethe schiebt seine Plane, nach Italien zu reisen, auch auf, so lange es noch so übel aussieht. Ich wollte nur, Meyer wäre zurück. Dieser wird wahrscheinlich immer denken, Goethe kömmt, und so kann sich sein Aufenthalt doch sehr verzögern. — Goethe ist jetzt hier, und ich hoffe, er vollendet sein großes episches Gedicht hier, was sehr schön ist. Es ist einem oft, als hörte man den Homer.

Vorige Woche habe ich die liebe Mutter zweimal gesehen, ich war in Weimar und holte mir Amelie Imhoff, die wir gern einige Tage bei uns haben wollten; sie ist sehr artig und verständig und hat viel Anlagen. Sie ist uns recht lieb geworden. Haben Sie ihre neuen Poesieen gelesen? es ist ein sehr zarter

Geist darin. Es ist sehr viel, daß sie bei ihrem großen Talent zu Malerei auch noch so viel Anlagen zur Poesie hat.

Was Sie mir von Hermes schreiben, hat mich unendlich belustigt, ich habe mir ihn so vorgestellt. Was sagt er nur zu den Xenien? Sie werden wohl gedacht haben, daß die beiden Dichter mitunter etwas unartig waren, aber es ist im Ganzen nicht so böse gemeint. Alles was noch dagegen gesagt worden, giebt einen neuen Beweis, daß sie manches Wahre gesagt haben, nämlich über die Fähigkeiten und Art die Dinge aufzunehmen des gelehrten Publikums. Manche haben platte Deutungen gemacht, die sie erst selbst hinein gelegt haben, manche haben es moralisch zu ernstlich genommen, keiner hat aber den Reichthum von Witz aufweisen können, den die Beiden verschwendet haben, und es ist noch nichts erschienen, was dagegen aufkommen könnte. Ich bin nicht partheiisch, so lieb und werth mir beide Verfasser sind, dies Urtheil muß jeder unbefangene Leser fällen.

Schiller ist sehr thätig jetzt und mit dem Wallenstein beschäftigt, der dieses Jahr wohl erscheinen wird. Seine Gesundheit ist übrigens recht erträglich und wer ihn lange nicht sah, findet ihn viel besser aussehen. Ich freue mich sehr, Sie nächsten Sommer zu sehen, Sie werden sich mit uns über die kleine Familie freuen, Karl entwickelt sich sehr vortheilhaft und hat sehr viel Anlage recht liebenswürdig zu werden, seine Lebhaftigkeit und Leichtsinnigkeit ist unbeschreiblich, dabei ist er immer froh. Der kleine Ernst ist zärter und schwächlicher, aber er hat ein sehr feines Gesicht und kluge Augen, man kann noch wenig von ihm sagen, wenn er wohl ist, hat er ein ruhiges sanftes Wesen. Goethe sagt, er würde nicht so verständig wie Karl. Unsere Reise nach Dresden ist noch ziemlich unbestimmt und wird wahrscheinlich diesen Sommer nicht geschehen; wenn Sie uns dort nicht finden, sind wir sicher hier, ich freue mich unendlich Sie zu sehen, und Schiller auch. — Ist ein Rudolstädter Fourier bei Ihnen gewesen? Ich hatte keine Zeit zum Schreiben, sonst hätte ich Ihnen

geschrieben, es machte mir aber Spaß, daß Sie nicht wissen würden, wie Sie auf einmal ein Compliment von mir bekämen, und deswegen trug ich ihm auf, zu Ihnen zu gehen.

Mein Brief ist unerhört lang geworden und kann wohl für vier Briefe gelten. Sie sehen daraus, daß, wenn ich Ihnen nicht schreibe, es nicht Mangel an Stoff ist, der mich abhält. Von hiesigen neuen Begebenheiten kann ich nichts sagen, es steht Alles beim Alten, wenn nicht hin und wieder die Fenster eingeworfen werden u. s. w. so geht übrigens alles seinen Gang fort. — Schreiben Sie mir bald wieder und recht weitläuftig. Schiller grüßt Sie herzlich. Sie behalten immer den Platz in unserm Andenken und die Theilnahme, die Sie schon lange besitzen. Adieu!

104.

Jena, den 26. September 98.

Diese Zeilen sollen Sie nicht mahnen, daß Sie mir seit einem Jahre eine Antwort schuldig sind. Sie hatten so oft Ursache sich über meine Saumseligkeit im Schreiben zu beklagen, daß es mir zur Gewissenssache wird etwas nachsichtig zu sein. Auch möchte ich Sie lieber durch dieses Blatt grüßen als durch mündliche Uebersendung meines Schwagers, der es vielleicht vergessen könnte.

Ich frage oft nach Ihnen bei der lieben Mutter und freue mich, wenn ich von Ihnen gute Nachrichten höre. Vergessen Sie uns nur nicht ganz über die neuen Freunde, wie es fast den Anschein hat. Wir vergessen Sie nicht. So oft ich nach Weimar komme, welches fast alle Monate geschieht, gedenke ich Ihrer und freue mich des Andenkens der vorigen Zeiten, wir waren doch recht lustig zusammen. Wir haben einen so angenehmen Theil

unsers Lebens zusammen verlebt, und in dem Andenken unserer Jugend ist auch das Andenken unserer Freundschaft verwebt, und eben dies ist mir Bürge, daß Sie mich nicht vergessen, wenn Sie mir auch nichts sagen.

Schiller ist viel besser als voriges Jahr, da Sie ihn sahen; Karl so groß, als wäre er zwei Jahr älter. Ernst hat sich ganz erholt und wird stark und groß, so daß ich jetzt nichts mehr für ihn fürchte. Ich habe schon recht zu thun mit den zwei gewaltthätigen Knaben, und muß oft recht ernsthaft sein und Frieden stiften. Unser Garten hat sich auch formirt und ist jetzt schon besser cultivirt. Ein Gartenhaus ist entstanden, der Küche gegenüber, was eine wunderschöne Aussicht hat nach der Saale hin, und in's Leutathal, wo ich mich beim Mondscheine sehr ergötze, die großen Massen von Licht und Schatten zu sehen, die an dem Abhang und weißem Sandfels entstehen. Da suchen Sie mich in Gedanken auf, wenn Sie sich im Geist nach unserm Thale wenden.

Ich bin wohl und werde so dick, daß ich auch die Welt gemüthlicher ansehen lerne, weil ich ruhiger bin, und gleichmüthiger, aber doch nicht phlegmatisch hoffe ich zu werden. Meine alten Bekannten lachen über mich, so findet man mich verändert.

Leben Sie wohl, Schiller umarmt Sie herzlich. Ich hoffe, Sie sollen sich auch über Wallenstein freuen, der ihn jetzt sehr beschäftigt. Ich möchte wohl bald von Ihnen hören, daß Sie unser denken. Adieu.

Lotte Schiller.

105.

Schiller an seine Mutter.

Jena, den 19. September 1796.

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir erlitten haben *). Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß so etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unsren Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst, wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freunde und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen gewesen, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Schluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwandte. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73sten Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so

*) Schiller's Vater war am 7. September 1796 gestorben.

unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben; aber ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserem theuern Vater ist wohl, und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird aber sein Bild aus unsrem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, euch etwas sein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander Alle auf diesem Punkt, und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder. Sie, theure Mutter müssen Ihr Schicksal jetzt ganz selbst wählen und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am liebsten leben, hier bei mir, oder bei Christophinen, oder im Vaterlande mit der Louise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir die Mittel dazu schaffen, Vor der Hand müssen Sie ja doch, der Umstände wegen im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen Alles arrangiren.

In Leonberg, glaub' ich, würden Sie die Wintermonate noch am leichtesten zubringen, und mit dem Frühjahr kämen Sie mit der Louise nach Meiningen, wo ich aber ausdrücklich rathen würde, eine eigene Wirthschaft zu treiben. Doch davon das nächste Mal mehr. Ich würde darauf bestehen, daß Sie hierher zu mir zögen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Ihnen bei mir viel zu fremd und zu unruhig sein würde. Sind Sie aber nur erst in Meiningen, so wollen wir Mittel genug finden, uns zu sehen

und Ihnen die lieben Enkel zu bringen. An Reinwald habe ich wieder geschrieben und ihm vorgestellt, daß Christophine sich jetzt nicht sogleich auf den Rückweg machen kann. Ohnehin kann ja jetzt noch Niemand durch jene Gegend reisen. Ist alles Unangenehme der Geschäfte vorbei, und sind Sie, liebste Mutter, etwas beruhigt, so kann Christophine dem Wunsche ihres Mannes nachgeben. Ein großer Trost wäre mir's, liebste Mutter, Sie wenigstens in den ersten drei, vier Wochen nach der Trennung von Christophinen bei Bekannten zu wissen, weil die Gesellschaft unserer Louise Sie doch immer an die vorigen Zeiten zu sehr erinnern wird. Sollte aber keine Pension von dem Herzog gegeben werden und der Verkauf der Sachen Sie nicht zu lange aufhalten, so könnten Sie vielleicht mit den Schwestern gleich nach Meiningen reisen, und würden sich dort in der neuen Welt um so eher beruhigen.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen. Alles, was unser theurer Vater an Briefschaften und Manuscripten hinterlassen, kann mir durch Christophine mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, der auch Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll. Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schwestern. Meine Lotte würde selbst geschrieben haben; aber wir haben das Haus voll Gäste, und in dieser Zerstreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den sie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Antheil an diesem Verlust hat sie mir noch lieber und werther gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogen's, die gerade hier sind, sind sehr davon gerührt worden.

Meiner guten Louise wünsche ich zu ihren guten Aussichten

und dem braven jungen Mann Glück *), der ihr seine Hand anbietet und durch sein edles Betragen an dem Krankenlager unsres Vaters seine rechtschaffene Gesinnung an den Tag gelegt hat. Vielmals soll sie mich ihm, als meinem künftigen Schwager empfehlen, und ihn im Voraus meiner Freundschaft und herzlichen Ergebenheit versichern.

106.

W. v. Humboldt an Schiller.

Rom, 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälligerweise hatten wir, und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte

---

*) Dem Pfarrer Frankh in Cleversulzbach.

fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut Italienisch sprach. Das ist nun alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie, und alle die Ihrigen innigst, Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr, und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald.

107.

Schiller an W. v. Humboldt.

Weimar, 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide auf's innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen, und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Frei=

lich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Klima ihm muß zugesetzt haben. Er geht unter keinen guten Auspicien nach Jena, da die Universität in diesem Augenblick von allen Seiten Verluste erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen Literaturzeitung auswandern, und Grießbach hoffnungslos krank ist.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander sein, unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige.

108.

Weimar, 2. April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine

Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja Beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie, und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller, als alle andern, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem

Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit wenigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu sein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zu Ankunft unserer Erbprinzessin machte ich ein kleines Vorspiel, das ich Ihnen hier beilege. Es ist ein Werk des Moments, und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterstücke, womit diesen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit diesem Vorspiel, Don Carlos und die Jungfrau von Orleans eröffnet.

Goethe war diesen Winter wieder sehr krank, und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles räth ihm, ein milderes Klima zu suchen, und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie unthätig, und sein Müssiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist. Er hat in diesem Winter eine ungedruckte, sehr geistreiche Satyre von Diderot übersetzt, die diesen Sommer bei Göschen herauskommt. Auch ist er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winckelmann beschäftigt, und zuweilen ließ er sich auch mit vieler guten Laune in der Literaturzeitung hören. Er wird, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieser Gelegenheit schreiben. Wir sahen uns diesen Winter selten, weil wir beide das Haus nicht verlassen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixiren, wissen Sie, und auch daß mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesetzt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch

für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Uebrigens leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unserer literarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten, denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten dreißig Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen An-

gelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar auf's Neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophiren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Sagen Sie der guten Caroline meine herzlichsten Grüße, es war für mich eine schmerzliche Freude, als ich sie im vorigen Jahr hier wieder sah, und ich leugne nicht, daß ich sehr viel für sie gefürchtet. Desto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von ihr gehört. Auch dem Herrn Kohlrausch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Tausendmal umarme ich Sie, mein theurer Freund, und wünsche, daß mich dieser Brief Ihnen ganz so, wie Sie mich sonst gekannt, wieder darstellen möchte.

109.

Heinrich Voß (der Jüngere) an Boie.

Weimar, 11. Mai 1804.

Ihr Brief, mein liebster Onkel, war der erste, der mich in meiner neuen Heimath begrüßte. Ihnen soll auch der erste von hier aus geschrieben werden. Ich sitze gerade so recht behaglich an meinem Schreibepulte. Um mich her meine Bücher nach alter

Gewohnheit geordnet; mein Zimmer nach Bequemlichkeit eingerichtet, so eben von der aufsteigenden Morgensonne beschienen; um mich Ruhe und Heitre, und im Herzen fröhliche Zufriedenheit. So mag ich gerne an meinen lieben Onkel denken, und so auch am liebsten vor ihm erscheinen.

Was mich denn so fröhlich macht? Alles, alles, die Aussicht auf meine bevorstehende Lage, die Liebe der redlichsten Männer, das Zutrauen einer ganzen Stadt zu einem noch unbekannten Fremdlinge, der Wunsch meiner Schüler, von denen ich schon viele kenne, mich lange als ihren Lehrer zu behalten. Dies alles steht, wenn ich meinen Abendspaziergang mache, klar und deutlich vor meiner Seele, und zwingt mich beinahe zu denken und meinen Freunden zu sagen: „es ist doch herrlich auf der lieben Gotteswelt.“ Wohl hatte mein Vater recht, als er mich mit den segnenden Worten entließ: „ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich in's Paradies hinein.“

Von meiner Schule verspreche ich mir sehr viel. Ich habe nicht gefunden, was man mir sagte: die Schüler seien indolent, ungezogen u. s. w. Begegnet man ihnen nur, wie man soll, so fügen sie sich. Ich fand bei zweien, die mich gestern Abend besuchten, Eifer und Herzenswärme. Ich sprach mit ihnen über den Philoktet, den sie eben gelesen hatten, und belebte ihnen ein wenig den eingesogenen todten Buchstaben; ich sah die Wirkung davon an ihrem aufgeheiterten Gesichte. Dann nahm ich den Sophokles, und las und erklärte ihnen einen Chor? Ungezogen? Wer kann das sein, wenn er den Sophokles lieb hat?

Goethe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigen. Er ist durchaus redlich und treu, wem er sich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit gestattet, deren ich mich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden

kann. Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja, es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir saßen im Gartensaale vor der offenen Thür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh um's Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen und sie recht herzlich gedrückt. Goethe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir spricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu sein; ich habe ihn gar nicht erst darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mittheilen; kurz, ich habe eine feste Stütze an ihm, die mich nie straucheln lassen wird. Ich kann Ihnen versichern, daß ich Morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, fast immer an Goethe oder an meine Eltern denke, und dann erst recht gestärkt an die Arbeit gehe.

Was Goethe's Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das Allgemeine, was allem, auch dem Speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in dessen nicht exegetischen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegese profitirte, als bei Nösselt in zwei Jahren. Goethe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im

Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im Faust gleichnißweise vom Webstuhle sagt:

> Die Schifflein hin und wieder schießen,
> Die Fäden in einander fließen,
> Wo einer tausend in Regung bringt u. s. w. —

Wenn ich aber sagte, daß G.'s Gesprächen so viel Allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen spräche — ich meine nur das Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Ich möchte Goethen den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines contemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. — Nie sind Goethe's Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leisten kann, das fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und schätzt er jedes Talent, jede noch so kleine mechanische Fertigkeit. Aber kein Charakterloser fand Gnade vor seinen Augen. Die Losung, „es ist doch ein guter Mensch", ist ihm unausstehlich. Und wehe dem, der seine Erwartungen und sein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Still=

stehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinsucht statt des reellen Werthes zu täuschen anfängt. Anfangs ist er noch milde, und sucht schonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, so wird er zornig, und wendet sein Antlitz auf ewig.

110.

W. v. Humboldt an Körner.

Rom, den 8. Junius 1805.

Tausend Dank für den Einfall, mein theurer geliebter Freund, mir gerade jetzt, nach Schiller's Tode, wieder zu schreiben. Auch mir sind Sie zuerst eingefallen; wir standen in vieler Rücksicht in gleichem Verhältniß zu ihm und haben gleich viel verloren. Mir ist es in der That, als hätte ich auf einmal eigentlich den Leitstern aller meiner intellectuellen Richtungen verloren, und ich wage noch nicht zu entscheiden, wie es eigentlich auf mich wirken wird. Wenn ich bis jetzt etwas schrieb, wenn ich nur einen Entwurf machte zu schreiben, dachte ich mir eigentlich ihn als einzigen Beurtheiler und Richter. Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und Kraft. Mit unendlicher Wahrheit sagen Sie, mein Lieber, daß in seinen Dichtungen das Persönliche eine so große Wirkung ausübte. Wirklich sprach er die Menschheit nur immer in ihren höchsten Momenten aus und erschien bei weitem mehr individuell als Goethe. Wenn Sie unter dem Idealischen das Gebiet der Ideen verstehen, so weiß ich ihn nicht besser zu charakterisiren, als daß er von diesem Idealischen durchdrungen war und kaum je von etwas Anderem nur leicht berührt wurde. Geradezu etwas über ihn zu schreiben, denke ich nicht. Es würde ihm nur

schaden. Wollte ich schreiben, wie ich denke, so würde man über Parteilichkeit und vorgefaßte Meinung schreien und kalt abwägen, in den großen Seiten nicht den Quell malen, aus dem die Kraft hervorströmte, sondern die Dämme und Beschränkungen, in welchen der Zufall sie manchmal festhielt, die kleinen Schwächen abwägen, um hernach ein abgezirkeltes Urtheil zu fällen, das mag ein Anderer über den Todten thun. Aus dieser Schwierigkeit den Ausgang zu finden, denn einen Ausgang giebt es freilich, dazu gehört ein Feuer der Empfindung, eine Gluth der Darstellung, die den Leser zu der Begeisterung mit fortreißt, in der man einen großen Geist sehen muß, wenn man ihn und nicht sein zufälliges Schicksal sehen will. Dazu ist mir die Fähigkeit versagt. Allein führte mich irgend ein Gegenstand gelegentlich auf ihn, ja dann, mein Lieber, würde ich mich gern über ihn und mit aller Wärme aussprechen, die mir sein bloßer Name einflößt. Und was können leicht wir Beide in Ideen schreiben, wo er nicht mitten unter uns träte?

Haben Sie aber nicht auch bei diesem Tode, mein theurer Freund, das Gefühl gehabt, daß die bessere Welt vor uns hingeht, und wir der minder guten preisgegeben bleiben? Mir hat dieser Verlust eines der stärksten Bande gelöst, die mich an Deutschland knüpften. Es ist, als bannte mich das Schicksal immer fester in dies Land, das nur Schatten beleben und in dem alles Lebendige nur wie durch Zufall in eine Einöde gebannt scheint. Möchten Sie nur einmal diese trümmerbedeckten Hügel, diese wüsten Fluren und diese langsamen gelben Tiberwogen gesehen haben, um ein anschauliches Bild davon zu haben! Wenn Sie recht lebhaft zu fühlen vermögen, wie es in der Seele wird, wenn sie sich durch und durch in Vergänglichkeit und Trümmer versenkt, die aber die Trümmer einer Welt sind, so haben Sie den Eindruck, den Rom auf mich macht. Das erste Gefühl ist Wehmuth, aber die Unermeßlichkeit des Dahingeschwundenen giebt der Wehmuth eine Größe, die wieder heiter wird und wieder in lichtem Aether über der Erde schwebt. Alles, was einen großen

Eindruck macht, wie alles, was in rechter Stimmung empfunden wird, wirkt, dünkt mich, symbolisch. Das Unbekannte und Niezuerkennende strahlt in einem sichtbaren Zeichen aus. Sich selbst so zu einem Symbole des Weltalls umzuschaffen, wäre die höchste Aufgabe der Menschheit. Gehen Sie von dieser Idee aus, die, wie ich gern gestehe, jetzt und seit längerer Zeit meine Lieblingsidee ist und für mich den Schlüssel alles Daseins, wie es ist und sein soll, enthält, so ist Rom das Symbol zugleich der Vergänglichkeit und des Weltzusammenhanges, wie er intellektuell und ästhetisch für uns existirt. Hier gewann griechische Cultur Festigkeit, und von hier zerstreute sie sich und ging aus in die Ferne und in die Idee. Hier nahm das Christenthum und mit ihm aller sentimental-religiöse Mysticismus denselben Gang. Um daher durch die Phantasie in diesen Mittelpunkt der Weltansicht gestellt zu werden, muß man hierher gehen und hier lange bleiben. In fruchtbarer Einsamkeit legen sich erst hier die Weltgestalten deutlich und ruhig auseinander, Gedanke und Empfindung schmilzt klar, Wehmuth und Frohsinn heiter in einander über und, auf der Grenze zwischen Leben und Tod, tritt man leichter in jenem auf und neigt sich sanfter zu diesem hinüber.

Hier haben Sie, Lieber, mit wenig Worten meine Ansicht meines Aufenthaltes hier und den Schlüssel meiner Existenz. Ich fühle mich sehr glücklich; ich bin nie heiterer in einer doch sehr verwickelten Geschäftsthätigkeit, nie fruchtbarer in Ideen, nie poetischer gestimmt, nie zufriedener mit meiner häuslichen Lage, nie ungetheilter dem Andenken derer, die ich verloren habe, gewidmet gewesen als hier. Es fehlt mir blos Eins; nach dem ringe ich, aber ich weiß nicht, ob ich es je erringen werde. Es ist mir oft, als hätte mir die Natur nur Auge, das Hohe zu sehen, und Sinn, das Tiefe zu fühlen, gegeben, aber Flügel und Sprache versagt. Ich möchte etwas gemacht haben, in dem ich mich selbst eigentlich achten könnte, eine Reihe von Ideen entwickelt haben, durch welche die innere Ansicht der Menschheit weiter rückte.

So lange ich hier bin, denke ich darauf. Nach und nach hat der rohe Entwurf in meinem Kopfe einige Gestalt bekommen; da er eben begann, sich der Ausführung zu nähern, ist mir Schiller entrissen worden, auf den dabei alles berechnet war. Ich habe nämlich nicht lange nach einem Gegenstande herumgesucht, an dem ich mich prüfen könnte. Das Einzige, was mir in dieser Art Befriedigung gewähren kann, ist, mich selbst auszusprechen. Das Letzte im Menschen, dessen Dasein einmal Denken und Beobachten ist, ist immer das Resultat, an das er die Betrachtung seiner und der Welt anknüpft. Dies von mir wollte ich schildern, wollte es Schillern gegenüber, in freien, an ihn gerichteten Bruchstücken thun. Diese Form ist jetzt unmöglich; die Sache gebe ich natürlich nicht auf. Wenn ich mich deutlich ausgedrückt habe, so werden Sie sehen, daß, was ich zeigen möchte, eigentlich das Dasein, die Bedeutung und der Fortschritt des intellektuellen Lebens in dem Individuum, der Natur und der Geschichte ist. Ich fühle, daß der Gegenstand groß ist, tief wie jede Philosophie und umfassender, weil er nicht bei einem menschlichen Vermögen, der Speculation, seine Grenze findet; aber er ist nicht eigentlich weitläuftig. Es ist nicht nöthig, einen weiten Raum zurückzulegen; es kommt nur darauf an, den eigentlichen Gesichtspunkt zu finden und alles springt von selbst in's Auge. Man muß sich blos vielfach hin und her wenden, Stationen und Zeiten durchlaufen, um von verschiedenen Seiten aus diesem Punkte beizukommen, denn unmittelbar und gerade möchte kein Weg dahin führen.

Um nur überhaupt nach meiner Fähigkeit, so isolirt, wie ich hier bin, zu arbeiten, zu prüfen, habe ich im vorigen Sommer und Herbst den Agamemnon fertig übersetzt und das schon Gemachte überarbeitet. Im Winter sollen Sie ihn gedruckt haben und mir Ihr Urtheil sagen.

Die Basken sind ein Stück schnell fortgerückt und dann liegen geblieben. Aber es kommt nur auf ein Paar Monate an und die

will ich ihnen jetzt widmen. Daß ich so lange schwieg, liebster Körner, geschah zum Theil mit Fleiß. Sie hatten mir gesagt, Sie hätten keine Freude an meinem Sein in Italien, wenn Sie nicht sähen, daß ich hinfort auch für mich thätig sein könnte; daher wollte ich nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen. Jetzt schreiben Sie mir oft. Wir sind unglücklicherweise jetzt allein. Lassen Sie uns treu zusammenhalten und rechnen Sie auf meine Liebe zu Ihnen und mein Andenken an Schiller. Meine Frau grüßt mit mir Sie und die Ihrigen herzlich.

111.

Heinrich Voß (der Jüngere) an Christian Niemeyer.

Weimar, 12. August 1806.

Du bittest mich, ich soll dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehen habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will dir den Hausvater, ach! den sterbenden

schildern. Den genialen Schiller kennst du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich dir schon geschrieben habe, die acht Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können." Den folgenden Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um vier Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um neun Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath," sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen." Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten", sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen

nachgeschlichen;“ worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach sechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Caroline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen“. Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht, als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was du in den seligen Minuten dir vorträumtest Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere“, sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thaler, die kann ich nicht daran wenden.“ Wir machten einen Reiseplan nach Kuxhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsen, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort

ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kuxhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr in's Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!" sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Citronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaus-

sprechlicher Wehmuth in's Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf in's Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin in's Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um vier Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Sylbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden und wehklagte, vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte ruhiger. Carolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt." Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Caroline: „Voß, hast du auch den Papa mit weggetragen? Hast du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?" — Ein andermal sagte sie: „Voß, du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wohl bald zurückkommen." — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß!" rief Ernst. Caroline sah es lange an. „Ja!" rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin." — Du kannst dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schiller's vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen — alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen.

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbach'schen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und

Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle Beide seien dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen zweien seiner Kinder und liebkos'te und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm in's Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im Geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.

Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften," sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können," fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wohl der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen." — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck, als durch Worte, und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um sieben Uhr Abends

ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können, als dieser Mann. Die kleine Caroline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire dir auch." Auf Schiller's Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst du nicht; doch hast du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat Mehreren wunderlich gedeucht. Mich aber befremdet es keineswegs, denn „Anmuth und Würde gesellt" war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender, als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiction, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und mochte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Gluth seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehen, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem J... den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn J... war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne

ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold," pflegte I... zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. — Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so Manches ein, was ich nicht umhin kann dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wohl ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen Beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein.

In der letzten Krankheit Schiller's war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den

Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt?" fragt Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortet sie. „Er ist todt!" wiederholt Goethe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um zehn Uhr sehe ich Goethe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wohl zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Goethe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr

lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Goethe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

Den Morgen nach Schiller's Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schiller'schen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich in das Schiller'sche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erst durch heilige Gesinnungen, die man mitbringt?

112.

W. v. Humboldt an Körner.

Wien, 26. Januar 1811.

Ihr Anerbieten, liebster Freund, Ihnen wenigstens, wenn auch nur in Form eines Briefes einige Gedanken über Schiller mitzutheilen, schlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke spricht mich sehr freundlich an; aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblicks abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen. Man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwicklungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod drei, vier Jahre voraus wüßte. So lange man das Leben als eine unbestimmte Größe ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein Continuum zu behandeln, sehr Vieles zu thun, was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höhern Zwecke Bezug hat, auch für dieses Vieles zu beginnen, oft zu wechseln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen und natürlich da oft, sehr oft sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre größer, weil sie kürzer wäre, die Welle

strömte in sich zurück und man wüßte, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schiller's Eigenthümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend Eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höhern Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. — Nie hat Jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigenthümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in Allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigne Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu, als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen Andern gesehen habe und mir keinen Andern,

wenigstens nicht höher denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beschäftigt. Alles das läßt sich vor dem Publikum nicht sagen und darum verdrösse es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich Alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich Keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen Aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten begegnet, daß sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, im buchstäblichen Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben und seine eignen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugniß, daß ich mich nicht leicht in Enthusias-

mus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus hinreißen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so darstellen? Und wie man es anders thut, giebt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt. Die Wolzogen und ich haben oft gesagt, man müßte Schilderungen der Menschen, mit denen man gelebt hat, für sich machen und hinterlassen. Und nur so kann man wirklich über Personen reden, die man tief gefühlt hat. Der selbsterlittene Tod muß erst Alles versöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. Wenn die Zerstreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts so hübsch, als solche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuschreiben, bis der letzte Moment, in dem alles erstarrt, auch das zuletzt Geschriebene fixirte und Andern zu weiterem Gebrauche übergäbe. Das, mein bester Freund, ist meine Ansicht von der Sache. Herzlich aber freut es mich, daß dieser Gegenstand, der uns Beide näher angeht als sonst irgend Jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schiller's sähe ich sehr gern vor dem Druck, aber ich fühle, daß Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können. Leben Sie innigst wohl.

113.

Herder an Caroline Flachsland.

Darmstadt, den 25. August 1770.

Jetzt in der Morgenröthe meines Geburtstags, mit wem könnte ich mich in dieser Einsamkeit würdiger unterhalten, als mit der vortrefflichen gefühlvollen Freundin, die mir der

Himmel eben in diesen Tagen auf eine so wunderbare Art gegeben. Ich sage, gegeben; denn warum sollten wir uns einander, meine liebste Freundin, unser Herz verhehlen und über eine Art von Empfindungen erröthen wollen, die uns auf eine so sonderbare Weise gleichsam überraschet, und die so sehr auf das heiligste Gefühl der Unschuld und Tugend gewebt sind. Mir wenigstens glauben Sie es, meine Allerliebste! wenn ich mir die Unschuld, die süßeste, reineste, seligste Zärtlichkeit, die ganze gefühlvolle schöne Natur einer menschlichen Seele vorstellen will, so wird kein anderes, als Ihr Bild daraus — Ihr Bild mit jedem kleinsten Zuge. Ihr unschuldiges, einfaches, freies Gesicht, Ihr blaues, stilles, fühlendes Auge, Ihr leichter Körper, in jeder Stellung ganz Natur, ganz Munterkeit, ganz sanfte Zärtlichkeit und Anmuth: die unschuldige Natur, die mit jedem Wort von Ihren Lippen spricht und nicht argwohnet, daß Böses in der Welt sei: die muntre, rege Freundschaft, die Sie zu empfinden fähig sind, die Freude, die Sie anwandeln kann, wenn Sie von einer guten That hören: die sanfte Thräne, die sich in Ihr blaues himmlisches Auge stiehlt, wenn Sie Empfindungen lesen oder hören — und o meine süße Unschuldige! das Alles ist noch Nichts, wenn ich Sie in Ihrer wirklichen freundschaftlichen Willfährigkeit, in Ihrer ungezwungenen, rastlosen Thätigkeit, und Gefälligkeit sehe: wenn ich höre, wie edel und schwersterlich Sie sich Ihrer Familie angenommen, und insonderheit, wie Sie, vortreffliche Seele, auch wissen zu ertragen, und mit Unschuld zu überwinden. Wenn ich mir bewußt wäre, daß ein einziger dieser Züge ein Gemälde der Schmeichelei, der Galanterie, oder gar der Leidenschaft sein könnte: Mademoiselle, mich selbst auf's häßlichste verabscheuen würde ich: denn was wäre abscheulicher, als nach Darmstadt zu kommen, ein armes, naives, unschuldiges Mädchen mit Schmeicheleien und Galanterie täuschen zu wollen, und nach einer so schönen Heldenthat in die Welt fortzugehen — könnten Sie mich so niedrig denken? Nein, das können Sie nicht, und

wenn Sie mir Nichts zugestehen, edles, rechtschaffenes Kind, so gestehen Sie mir, wie Sie sagten, Redlichkeit zu. Ich ging wahrhaftig nicht darauf aus, um Ihre Gunst und Freundschaft zu buhlen: die beiden ersten Male, da ich Sie sah, gingen vorbei, ohne daß ich was Unterschiedenes gegen Sie fühlte: das folgende Mal, da uns der Herr Anger zusammenführte, waren Sie mir nur immer noch von Seite Ihres fühlbaren Geschmacks und Ihres muntern, gutherzigen Umgangs merkwürdig; Sie sehen mich also als keinen Thoren, der sich bei dem ersten Augenblick erhitzet, und verblendet, um mit einmal wieder kalt zu werden. Selbst das erstemal, da wir im Walde der Fasanerie waren, und ich schon anfing, Sie recht lieb zu gewinnen, war es noch immer mehr muntere Schäkerei, und Freuden der Gesellschaft, als etwas Geheimeres und Heiligeres der Freundschaft. Aber, mein kleines göttliches Mädchen, da wir uns nach der Predigt zusammenfanden, da wir, meine liebe unschuldige Psyche, im Walde sangen und sprachen, und uns die ersten Accente einer Empfindung, die sich ganz ohne unser Bewußtsein meldete, einander stammelten: da ich nicht ruhen konnte, Sie auf den folgenden Tag zu besuchen, und an der Spitze Ihrer Finger einige sanfte Töne hingen, die Sie vom Klavier hervorlockten; da wir nachher im Brunnenwalde zusammen lasen und fühlten, und uns mit der Hoffnung verließen, uns morgen wiederzufinden, da — und nachher immer von Zug und Zug lernte ich Sie immer mehr kennen, und o Gott, am meisten den Tag kennen, da ich meinen Abschied nahe glaubte, und in der Kühle des Abends zum Letztenmale, und wie gerührt, mit Ihnen zur Allee wandelte: O Gott, die Bezeugung Ihrer Theilnehmung und Ihrer Freundschaft, daß Sie etwas mit mir und für mich fühlten, Ihre Thräne, die abgebrochenen Zweifel, und Fragen und Freundschaftsbezeugungen — allerliebstes, redliches Kind, ist's zuviel, daß ich glaubte damals Ihr Herz sprechen gehört zu haben? Nein! es hat noch gestern gesprochen, selbst bei Ihren bittern Vorwürfen und Zweifeln hat's gesprochen — und

ach! warum kann ich Ihnen diese Vorwürfe und Zweifel nicht widerlegen, wie ich's wollte! und gleich wollte. Edle, rechtschaffene Seele, glauben Sie es mir, der ich jetzt vor Ihnen stehe und meine ganze Seele sprechen lasse; ist Ihnen an meiner äußersten Hochachtung und Freundschaft etwas gelegen; fühlen Sie nur etwas von der Sympathie und Ahndung, daß wir einander zum Glück bestimmt sein könnten, die ich sobald gefühlt habe, da ich Ihr Herz sah — so glauben Sie einer Empfindung, die sich nicht ausdrücken läßt, daß der Eindruck, den Sie auf mich gemacht haben, der einzige und ganz der erste in seiner Art ist, soviel ich auch von Ihrem Geschlechte kennen gelernt, geliebt und geschätzt habe. Glauben Sie es mir, daß mein Herz sich nicht besser ergießen kann, als wenn ich mir zwischen uns die Scenen einer ewigen Freundschaft und Zärtlichkeit gedenke: Gott! und wie oft gedenke ich die! Ihr Bild steht mir da Tag und Nacht vor Augen; ich sehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer schönen Seele, und in allen Situationen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieser geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlassen, wenn nur der meinige eben so um Sie schwebte. Sie werden mir wenigstens Freundschaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben: und o gebe der Himmel, und die gütige Vorsehung, daß die Wünsche, die es mir nicht erlaubt ist, hier zu sagen, und die Plane, über die sich wenigstens meine Einbildungskraft freuet, von der Zukunft und dem Schicksal befördert würden! Wenigstens, mein süßes, unschuldiges Kind, hat unser Umgang und Freundschaft sich keinen Vorwurf zu machen und soll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, so lange wir zusammen sind, uns zur Unschuld und Empfindsamkeit und Tugend ermuntern; und das soll uns auch in der Entfernung unser Andenken sein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinschaftlich lieben lernen, und immer unser Herz verschönern, als wenn wir zusammen läsen und sprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unsern Abschied gedenken: sein Sie wieder

die erste, muntre, heitre, unschuldig freudige F. Der Himmel hat uns so sonderbar zusammengeführt, und in dessen Hand ist ja auch das Schicksal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wieder sehen, so können wir uns noch unsres Umgangs freuen, und ich danke Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine so schöne Seele, wie die Ihrige, gezeigt hat. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr ewiger

Herder.

114.

Caroline Flachsland an Herder.

Darmstadt, den 26. August Nachts 11 Uhr.

Nein! ich will nicht länger mein Herz dem redlichsten besten Freunde verhehlen, eben so stark, und, wenn es möglich ist, noch stärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben, wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches gutes Herz kennen, o wie ganz in einer Minute haben sich unsre Seelen gekannt; was ich an dem glücklichen Sonntag empfunden, und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht sagen, es ist mir alles neu, dies, dies ist allein die wahre himmlische Freundschaft. Vergessen Sie mein wunderliches Mißtrauen! guter, liebenswürdiger Freund, es muß Ihr rechtschaffenes Herz beleidigt haben, aber denken Sie auch, wie viel sich ein armes Kind zutrauen darf, das seine Schwäche so gut kennt. Loben Sie mich nicht, mein Lieber; ich bin froh, ich bin glücklich, daß unsre Herzen sich kennen. Könnten Sie doch diesen Augenblick bei mir sein, und das gerührte Herz, das nur für Sie gemacht ist, sehen: ganz, ganz haben Sie meine Erwartung übertroffen; darf ich jemals an eine ewige himmlische Freundschaft und Zärtlichkeit unter uns gedenken, ist das nicht zuviel

für ein armes Kind? o ich darf diese göttliche Scene nicht denken. Werden Sie dann mein Schutzengel sein? Allerliebster, Sie haben es mir an dem vermeinten fürchterlichen Abschiedsabend versprochen. Dann kann ich nichts Niedres, nichts Unedles thun, Ihr Geist ist bei mir. Schreiben Sie mir oft, süßer, feuriger Freund, so oft Sie an Herrn Merk schreiben, daß ich nur Ihre Abwesenheit ertragen kann, ich werde Niemand Ihre Briefe zeigen. — Eben fällt mir Klopfstock und seine Meta ein, glauben Sie, daß ich wie eine Meta Sie liebe? Freilich fehlt mir zu einer Klopstockin noch viel, aber hierin Nichts mehr. O göttliche, sympathetische Freundschaft, wie glücklich machst du! — Machen Sie sich recht glücklich und ruhig, Bester, Liebenswürdiger, die Güte Ihres redlichen Herzens, die Sie Jedermann gleich mittheilen, wird Ihnen viel Freunde geben — Wenn nur der morgende Tag bald vorübergeht! O schrecklicher Tag, der mir meinen Freund wieder nimmt und vielleicht auf ewig! Gott! du mußt mich stark machen. Und sehen wir uns hier nicht mehr, so sehen wir einander gewiß im Himmel, und dann — dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,

die du Natur einander bestimmtest.

Ich muß aufhören, ich zerfließe in Thränen, ewig

Ihre treueste

Flachsland.

115.

F. H. Jacobi an den Grafen v. C.....

Düsseldorf, den 16. Juni 1771.

Mein liebenswürdiger Freund, ich las Ihnen einst in meinem Hause zwei an meinen Bruder gerichtete Briefe von einer gewissen

Dame, Namens Sophie v. La Roche, vor, und Sie wurden so entzückt, daß nothwendig eine sehr lebhafte Erinnerung davon in Ihrem Gemüthe zurückgeblieben sein muß. Der würdige Gemahl dieser Dame bekleidet anjetzt die Stelle eines geheimen Conferenz-Rathes am Trierschen Hofe, und in seinem Hause zu Ehrenbreitstein, zwischen Sophien und Wielanden sitzend, las ich Ihr letztes, liebenswürdiges Schreiben. Den 15. Mai waren Wieland, mein Bruder und ich, der uns dahin geschehenen Einladung zufolge, daselbst eingetroffen, und ich genoß vierzehn Tage lang in der Gesellschaft einiger der liebenswürdigsten und besten Menschen alle die Freuden in vollem Maße, welche die höchste Glückseligkeit für mein Herz ausmachen.

Ich will einen Versuch wagen, Ihnen meine Freunde, die Sie nicht persönlich kennen, mit einigen Strichen vorzuzeichnen, und Ihnen nachher ein und anderes Merkwürdige, wovon ich vermuthe, daß es Ihnen Vergnügen machen werde, erzählen.

Der Herr v. La Roche ist ein wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe. Seine Augen sind voller Geist; seine Gesichtszüge fein, offen, edel und männlich; er redet mit Leichtigkeit und gut, und der Ausdruck seiner ganzen Person ist der eines leutseligen, muntern und rechtschaffenen Weltmannes.

Sophie ist von fünf Kindern, ganz voller Grazie und von der liebenswürdigsten Gestalt, umgeben. Das älteste ist ein Fräulein von funfzehn Jahren, welches mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Munterkeit verbindet, und jeden Ton, jede Bewegung, sich selber unbewußt, den Grazien abgelernt hat.

Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervor-

stechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wann er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wieland's Person ist so fein, daß er den meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken oder eine Situation durchgeschaut und durchempfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte. — Dieses mag für jetzt von meinem Freunde genug sein, den ich doch nicht vollständig schildern könnte, wenn ich auch noch einige Seiten voll schriebe. Meinen Bruder und mich kennen Sie persönlich; ich kann also jetzt zu erzählen anfangen.

Den 12. Mai reiste ich bei heiterem Wetter mit meinem Bruder von hier ab. Die Vorstellung des Vergnügens, dem wir uns näherten, erhielt unser Herz in einer sanften Bewegung und machte unsere Sinne zu den feinsten Rührungen geschickt. Wir sahen eine Menge neuer Schönheiten an den Ufern des Rheins, und bemerkten, daß die Scenen des Frühlings uns noch einmal mit so entzückenden Freuden begeistert hatten. Einer den Andern umarmend, priesen wir die holde Natur, welche liebreich auf den Dank zweier der zärtlichsten Seelen zu achten und, indem sie noch freundlicher uns zulächelte, ihn zu belohnen schien. Als wir des folgenden Tages bei Coblenz in einem der schönsten Thäler voll blühender Obstbäume anlangten, und nunmehr unsere Reise so nahe vollendet war, ergriff ich die Hand meines Bruders, um ihm, durch einen sanften Druck derselben, meinen Dank für

die vielen Freuden zu bezeugen, die ich unter seiner Begleitung genossen hatte; er nahm die meinige und blickte voll zärtlicher Rührung mich an; die selige Thräne der ruhigen Empfindung stieg in unser beider Augen, und wir segneten die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft.

Eine Viertelstunde nachher langten wir vor dem La Roche-schen Hause an. Herr v. La Roche glaubte, wir wären zwei Freunde, welche ein Herr v. Kerpen, der mit uns in den Saal gekommen war, bei ihm einführen wollte; wie schleunig veränderte seine höfliche Miene sich in eine voll freundschaftlicher Empfindung, als wir ihm unsere Namen sagten; er rief seine Gemahlin aus dem daran stoßenden Kabinette, und wir wurden von diesem vortrefflichen Paare wie Brüder bewillkommt. Wieland, sagten sie, sei noch nicht angekommen, sie wären ihn aber jede Minute erwartend. Kurz hierauf hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus — er war es selbst. Der Herr v. La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau v. La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern; er hatte dabei die Miene, die ich Ihnen vorhin zu beschreiben versucht habe. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich

über ihn und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: — Wieland — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt, und wie wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind.

Die Empfindungen, die ich an diesem Abende gehabt, sind ein starker Beweis für mich, daß das Gefühl der Zärtlichkeit sich nicht in blos vervielfältigte und zusammengedrängte Sensationen auflösen lasse; denn wenn auch in einem Sinne alle übrigen vereinigt, und dieser auf einmal mit der ganzen Schöpfung gerührt werden könnte, so würde doch dieser unmittelbare Genuß, welcher gewiß der größte ist, der sich erdenken läßt, allemal wesentlich von jenem unbeschreiblichen, alle andere an Köstlichkeit übertreffenden Gefühle, welches wir Liebe oder Zärtlichkeit nennen, unterschieden bleiben.

Vor meiner Ankunft in dem La Roche'schen Hause hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen, auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehen. Meine gegenwärtigen Freunde theilten, obzwar in ungleichen Graden, diese Empfindungen mit mir. Da ich von den übrigen etwas entfernt stand, kam Wieland auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte zu mir: „Die Mühe, gelebt zu haben, lohnt sich doch, lieber Jacobi, der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel sein; wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen, die ersetzt alles."

Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätze ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele; die unzerstörbare Güte seines Herzens; seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen; seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie.

116.

Lavater an Wieland.

Zürich, den 6. Mai 1773.

Unter der großen Schaar derer, die ohne Zweifel aus allen Gegenden Deutschlands an Ihrem Museum anpochen, um entweder mit Palmen oder mit der Geißel auf Ihren Genius zuzudringen, erscheint, mein lieber Herr Wieland, auch Einer, den Sie vielleicht unter allen am wenigsten erwarten — ein Jüngling, dessen Name Ihnen bekannt, dessen Charakter, so viel oder so wenig Sie von ihm gelesen haben mögen, Ihnen unbekannt zu sein scheint.

Nicht mit Palmen oder Lorbeer — nicht mit der Geißel komm' ich. Nur ein Paar Minuten Audienz will ich mir von Ihnen auszubitten wagen, und dann sollen Sie mit allen künftigen Besuchen von mir verschont bleiben.

„Und was steht Ihnen zu Diensten, mein Herr? oder vorerst, wenn ich bitten darf, nur Ihr Name?" – C. Lavater.... mein lieber Herr, ich weiß keinen Ihrer Titel, aber herzlich sage

ich Ihnen, mein lieber Herr Wieland! Sie lächeln? . . . . Ich wag' es, Ihnen die Hand zu geben; ich schlage die Augen nieder, und sogleich sehe ich Sie wieder an, seh' Ihnen in's Auge hinein, wage es, Ihnen die Hand sanft zu drücken und Sie zu fragen: lieber Herr Wieland, haben wir uns nichts zu sagen? — Zwei Hände halten sich hier, die das Publikum sehr beschäftigen auf ungleiche Weise . . . vielleicht . . . . . . zu gleichem Zwecke? — Sie ein deutscher Schriftsteller, ich auch einer. — Ich urtheile öffentlich über Sie — Sie urtheilen öffentlich über mich — Sie lieben die Wahrheit — darf ich sagen — ich auch. — Lieber Herr Wieland, haben wir uns nichts zu sagen?

Dies schreib' ich Ihnen, itzt noch unentschlossen, ob ich beherzt genug sein werde, an Wieland zu schreiben — an einem Abend, wo ich den vierten Theil des goldnen Spiegels, den ich von einem Ende zum andern mit großem, herzlichem Vergnügen gelesen, mit dem Wunsche weglege, daß ich noch nicht am Ende sein möchte; an einem Abend, an dem mir die Empfindung neu wird, daß, wenn ich es gleich nicht verhehlen kann, daß mir vieles in Ihren Schriften schlechterdings unerklärlich vorkömmt, — daß man Sie dennoch größtentheils viel zu einseitig beurtheilt.

Nicht Ihre Anmerkung über das Christenthum ist es, die mich blendet; sondern das Ganze, der sichtbar wirksame, moralische Nerve ist's, was mich hoffen läßt, daß Sie mich nicht nur höflich, sondern gütig empfangen und eine Stunde nach der Audienz ebenfalls auf den Gedanken kommen werden, „auch ich habe den Mann vielleicht zu einseitig, zu sehr aus meinem Gesichtspunkte beurtheilt. Er verdient Zurechtweisung — und nicht Spott — auch wenn er ihn treffen sollte, wie viel weniger, wenn er ihn nicht trifft." — Wirklich kostet mich dies Wort Mühe, ungeachtet ich glaube, daß es ganz überflüssig sei, abzubitten, und noch überflüssiger, Ihnen zu versichern, daß Sie mich nicht beleidigt haben. Genug, wenn Wieland weiß, daß es mir nicht gleichgültig ist, was er von mir denke, genug, wenn W. weiß,

daß ich die Frage in seine Seele hineinlegen möchte: „wie kann er, wie kann ich dem Publikum noch mehr nützen?" und wenn ich auch ein Jahr auf die Antwort warten, wenn ich auch gar keine Antwort von ihm erhalten sollte.

Es wird nun auf den Augenblick vor Abgang der Post ankommen, ob ich diesen Brief, ich weiß selbst nicht einmal recht wohin? abgehen lasse oder nicht. Ich will ihn zusammenlegen, und wenn ich wage ihn abzusenden, so — denken Sie, thun Sie — antworten Sie — was Sie wollen, nur glauben Sie, daß ich Sie liebe.

117.

Wieland an F. H. Jacobi.

Weimar, den 9. April 1775.

Ich soll Geduld mit Ihnen haben, liebster Jacobi; das will ich auch, so lange bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit Ihnen verwachsen war.

Ihr Verhältniß zu den drei Männern: Klopstock, Goethe und Wieland hat freilich etwas Wunderbares, aber nur für den ersten, flüchtigen Anblick. Ich bin zu gut überzeugt, daß alles Wunderbare natürlich zugeht, um mir über diesen Punkt nicht selbst die Nativität stellen zu können. Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen Beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Dies meint er unrecht; da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wohl am besten wissen, wie mir

ist. Nicht ein Minimum von Haß. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundsstern, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußeren und inneren Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen — kurz, ein Wesen, wovon ich nichts begreife. Das Einzige, wovon ich noch weniger begreife, ist, daß es menschliche Wesen giebt, die, ohne einen einzigen äußeren oder inneren Sinn mehr zu haben, als ich, gleichwohl den Vorzug vor mir haben, in Gemeinschaft des Geistes mit einem, auf unserem Planeten so ganz exotischen und in seiner Art einzigen Wesen zu stehen. Daß ich Goethens ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist.

118.

Weimar, den 10. November 1775.

Dienstags, den 7. d. M., Morgens um fünf Uhr, ist Goethe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne.

So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe ge-

worden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm, und das ist just noch einmal so viel.

Wenn Sie Allwill's Papiere in einem Feuer fortschreiben könnten, sagt Goethe, und Wieland mit ihm, so würde es ein gar herrliches Werk werden. O, daß ich Ihnen nur auf vier Wochen meine Muße geben könnte!

Wenn nun auch Fritz noch bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnte euch Beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren.

119.

J. G. Forster an F. H. Jacobi.

Cassel, den 2. November 1779.

Ihr Brief, mein Bester, ist gestern Abends eingetroffen. Es ward mir so feierlich, als ich die Worte las *): „in kurzem werde ich der verschlossenste, stillste, duldsamste unter den Menschen sein." — Ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich nicht alles fühlte, was diese trocknen Worte sagen wollen, und — ich müßte Sie nicht lieben, wenn ich Ihnen nicht wenigstens zurufte, sich über das Schwache, Unvollkommene, Widersprechende im Menschen ganz hinauszusetzen und sich nicht jener duldenden, verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht, sondern vielmehr ganz der

*) Dieser Brief betrifft einen damals zwischen Goethe und Jacobi ausgebrochenen Zwist, bei welchem Goethe sehr heiter zu bleiben schien, dessen Veranlassung sich aber Jacobi mehr zu Herzen gehen ließ, als die Sache erforderte, und die Philosophie rechtfertigte.

wahren Heiterkeit und der beglückten Ruhe zu überlassen, die aus dem Bewußtsein Ihrer Redlichkeit fließt. Wenn Sie es sähen, wie nah' mir's geht, daß eine Wolke Ihren Himmel trübt, sähen, wie mich der Gedanke quält, daß ich Sie nicht am rechten Zipfel zu fassen weiß, würden Sie nicht eher glauben, daß ich in der Verwirrung nicht finden kann, was ich Ihnen schreibe, als — daß ich „kalt von Weisheit triefe?" — Unmöglich beschreib' ich Ihnen, wie mir's im Kopfe herumläuft. Bald denk' ich, Zwietracht stiften ist auch ein Geschäft für diese Welt. Sie könnten wohl hintergangen worden, zu sehr in's Feuer gerathen sein, Ihr reizbares Herz beunruhigt sich vielleicht zu früh, es ist nicht so viel an der Sache; jener Verklagte ist noch nicht ungetreu. Sie kennen und lieben ist ja eins, zumal wenn man selbst ein Herz hat. — Dann geb' ich Ihnen wieder recht, die Menschen sind mir Räthsel, alles muß man von Menschen gewärtigen, alles ist Schwachheit und Unvollkommenheit, leidiger Kitzel, nur sich zu hören, nur seinem Witz den Zügel zu verhängen, und hin über Freund und Feind ohne anderes Gefühl als verdammte Selbstliebe, die das hohe Ebenbild auf Zeitlebens verhunzt, und die es immerdar verbeut, daß der Mensch seine ursprüngliche Würde erreiche. Diese Würde ist in der Welt nicht mehr vorhanden, oder wenn sie noch lebt, so ist sie vor den Augen der meisten Menschen verborgen, gehüllt in unscheinbare Demuth, die im Verborgenen nicht einen Augenblick sich selbst, ganz aber dem Schöpfer vertraut, durch Ihn Berge zu versetzen, ohne Ihn kein Glied zu rühren, vielweniger Gedanken zu erschaffen glaubt. — — Ich entscheide nichts. Ich habe Goethe'n gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Berisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben. Hätte ich

vermuthen können, ja nur geahndet, daß Goethe Ihnen, mein Bester, so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben, ich habe viel von Ihnen gesprochen; ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb und wie ungern ich Sie verließ. Es war, indem wir aus des Landgrafen Antiquitätensammlung in den Gasthof zurückgingen. Der Herzog war mit jemand andern einige Schritte voraus. Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus Woldemar vorgelesen hätten, und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „ja" drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr gedruckt" sagte er. Auch sind, erwiederte ich, vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen. — „Daß er doch nicht hat warten können!" rief er aus; „warum Bruchstücke? Konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?" — Ich sagte etwas gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt, und bald an Sie schreiben würde? Ich sollte Sie doch von ihm grüßen. Nun speisten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagsessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.

Der Kriegsrath Merck ist hier durchgegangen und hat mich besucht. Er ist Lichtenberg's genauer Freund, der ihn mir zuschickte. Seine Reisegefährten waren zwei Herren von Einsiedel, einer ein Offizier, der viel Belesenheit und einige Kenntniß von Naturhistorie hatte. Merck sprach mehr von der Kunst, und frug, wie fast ein jeder pflegt, der zu mir kommt, nach der Königin

Oberea und was dazu gehört. Ich hatte keine Zeit, ihm seinen Teufel anzusehen, denn ich zeigte ihm einige Zeichnungen vor, führte ihn in die Menagerie und sahe ihn darnach abreisen. Der erste Brief, den ich hier von Ihnen, wenige Tage nach meiner Abreise aus Düsseldorf bekam, enthielt Folgendes: „ich möchte doch Herdern viel Gutes von Ihnen sagen, wie sehr Sie ihn schätzten, denn Sie vermutheten, ein gewisser Mephistopheles könne ihm etwas Nachtheiliges von Ihnen hinterbracht haben." Das Wort war mir aber auch sonst in malam partem bekannt, und daher brauchte ich es in meinem vorigen Briefe; nicht daß Sie mir etwas von diesem bösen Geiste erzählt hätten. — —

Um alles in der Welt, mein liebster Herzensfreund, lassen Sie sich von solchen Menschen die Ruhe nicht nehmen. Ach! wenn Wünsche was vermöchten! dann müßten Sie Ihr Herz den Freuden ganz öffnen, die nur auf Ihren Wink warten, um sich Ihnen zu nähern. Jede Wonne, jeden Lohn der Tugend erfleh' ich für meinen Freund!! Ich gehorche hinfort Ihrer Liebe, in Betracht alles dessen, was sie für mich gethan hat und noch thut, — ich schweige, weil sich ohnehin nicht sagen läßt, was ich denke und fühle. Ich wollte, ich könnte gleich jetzt an Ihrem Halse hängen und mich satt weinen.

Für meinen Vater fang' ich an einige Hoffnung zu hegen. Die vortrefflichsten Menschen nehmen sich seiner an. O, freuen Sie sich indeß mit mir, daß es ihrer noch so viele giebt, und freuen Sie sich zugleich über die anbetungswürdige Führung Gottes. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß das englische Ministerium ihm nicht die mindeste Belohnung hat zukommen lassen. Vier Jahre lang hat er jetzt umsonst gewartet, in jenem unglaublich theuern Lande, dem der Luxus und die immer steigenden Auflagen den Untergang drohen. Neben dem Wenigen, was meine Reisebeschreibung einbrachte, hat er beträchtliche Schulden machen müssen. Ich verließ ihn in der Absicht, hier für ihn zu arbeiten, da der Krieg in England aller Autor-

schaft ein Ende machte. Es ist nunmehr ein ganzes Jahr verflossen. Rathen Sie, von was er gelebt hat? Von Zeit zu Zeit erhielt er bald von einem, bald vom andern Orte eine geringe Summe von diesem oder jenem Fürsten, dem er Raritäten aus dem Südmeer, ohne Absicht, geschenkt hatte, und wunderbar! diese Beihülfen kamen allemal ganz unerwartet, allemal, wenn seine Hoffnung für den morgenden Tag ganz verlöschen wollte. Noch neulich schrieb er mir, so schlecht sei's ihm noch nie gegangen, er müsse schon an Allem Mangel leiden, und bald würden ihm Lebensmittel auch fehlen. In eben dem Augenblicke schrieb mir einer der besten Menschen (nebenher ist er auch ein Fürst) *), er würde für meinen Vater sorgen, und habe ihm schon vor einigen Tagen eine (ansehnliche) Rimesse geschickt. Er ist es, ich darf ihn nicht nennen, der den Plan gemacht hat, meinen Vater aus seinem Labyrinthe zu ziehen, seine Gläubiger zu befriedigen, und ihn nach Halle zu bringen, woselbst seine Professur noch offen bleibt. Wollen Sie glauben, was mir dabei am schwersten wird? — Meinen Vater an sein Schicksal zu gewöhnen und ihn zu überreden, daß die Vorsehung hier sichtbarlich für ihn wirkt. Im vollen Gefühl der Ungerechtigkeit, welche die Engländer an ihm ausüben, in der festen Ueberzeugung, daß er gerechte Forderungen hat, will er gar nicht davon hören, daß er großmüthigen, edeldenkenden Seelen etwas kosten solle. Er will ihre angebotene Hülfe nicht, er verlangt Fürsprache und Unterstützung, um seine gerechten Forderungen geltend zu machen. Er bedenkt nicht, daß politische Ursachen das alles unmöglich machen, und daß man zufrieden sein muß, auch wenn man Recht hat und keine Gerechtigkeit findet. Hier, mein Bester, bewundere ich wenigstens die Vorsehung am meisten. Der Mann, — es ist mein Vater, den ich liebe und schätze, und der ein viel besserer Mensch ist als ich, — hatte sein Herz an die Belohnung gehangen, die er er-

*) Der Herzog Ferdinand von Braunschweig.

wartete, er wollte damit in philosophischer Independenz leben; er hat Anlage zur Selbstliebe, zum Stolz und zu einer gewissen Eitelkeit, der jene Unabhängigkeit sicherlich Nahrung gegeben hätte, — und siehe da! aller Bemühungen ungeachtet wird alles so geleitet, daß er seinen Wunsch nicht erlangt, vielmehr wird sein Feuer gedämpft, er wird durch's Unglück so lange mürbe gemacht, bis seine Gedanken sich wieder ganz dahin lenken, von wo sie nicht hätten abweichen sollen; er soll nicht zu Grunde gehen, er soll vielmehr gewahr werden, daß für ihn gewacht wird, daß er durchaus nicht auf sich selbst allein vertrauen solle, — und so geschieht, was geschehen ist. — Bin ich erst so glücklich ihn in Halle zu wissen, so wird es leichter sein ihn zu unterstützen. In jenem theuern Lande, wo er sich jetzt verzehrt, sind's Tropfen in's Meer, die man ihm zuschicken kann. — Genug, — es ist die weheste Stelle in meinem Herzen, die ich berührt habe.

Wie wahr ist alles, was Sie vom deutschen literarischen Parteigeist schreiben! Mir ist es ein nicht zweideutiges Vorzeichen einer wahren gänzlichen Veränderung von Grund aus. Es kann so nicht bleiben. Alle Symptome sind da und zwar nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und politischen Welt. So sehr meine Seele sonst Ruhe wünscht, so wünscht sie diese Krisis herbei, worauf sie eine große Hoffnung gebaut hat.

Sagen Sie Ihrer vortrefflichen Gattin und Ihren werthen Schwestern, daß es mich unaussprechlich freut, in ihrem Andenken noch zu leben, daß ich lebenslang sinnen werde, mich würdig der Freundschaft der besten Menschen zu machen, und daß ich sie recht inständig bitte, unsern theuersten Fritz ganz aufzuheitern, ihn zu überführen, daß sein Leben Freude die Fülle hat und es der Mühe werth sei, sie zu empfinden, anstatt dem einsamen Vergnügen nachzuhängen, sich ganz in seinen Schmerz zu verschließen. — Lieber! — Ich muß mich von Ihnen reißen. Leben Sie wohl, leben Sie Ihren Freunden, Sich und Gott.

120.

Der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar an Knebel.

Den 4. October 1781.

Ist's möglich, daß eine Seele, wie du bist, mein lieber Knebel *), der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, es rühmlich und besser wäre, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Kniee, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir dann unsere Existenz zu erfüllen und unsern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm springen, statt uns

*) Knebel hatte damals die Absicht, in auswärtige Civildienste zu treten.

selbst wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom festen Boden her, fortzuhelfen.

Keiner mag dann seine Natur richtig erkennen; der Eine, zu fröhlichem Zurufen bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier will auf den festen Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt stecken und versinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des ersten erhaltend, aus lauter Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich deiner Freundschaft, deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß du nirgends ein Plätzchen findest, wo du irgend etwas von dem, was die deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß du für unser Brod, so furchtsam und unstät, daß du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit

zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist du nun so im Bösen, so über dich selbst erblindet, daß du dir einbilden könntest, du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest du uns gering genug, daß du glauben könntest, wir würden dich so lieben, wie wir thun, wärest du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die dich nichts mehr angehen oder mit denen du kein reines und dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeit so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die dir deine Semmel, die du mehr hast, als sie, beneiden, weil du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst du dich flüchten? nimmst du nicht überall deine paar Semmlein mit, die du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und dich darum beneiden werden? Wirst du deren Neid besser aushalten? dich, weil du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als du es hier sein möchtest? Siehst du etwas Erreichbares vor dir, das dir das, was du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es deine Existenz dann ertragen immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern be-

fürchten zu müssen, ist's dann nicht weiser, auszuhalten, als auf's Ungewisse, das sich nicht einmal in die Ferne hin übersehen läßt, zu wagen? Wem bist du mehr Nutzbarkeit schuldig, als denen, die dich lieben, und wem nützest du dann weniger, wenn du alles zerreißest, was dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was du für sie thatest und dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest du dich denn so gering, oder hältst dich so für allein, daß du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?

121.

Goethe an den Herzog Carl August von Sachsen=Weimar.

Rom, im November 1786.

Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätt' ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf' ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da= oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde

Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst.

122.

Rom, im November 1786.

Ist mir erlaubt, einen Wunsch, den ich für die Zeit meiner Rückkehr hege, noch beizufügen, so wäre es: Ihre Besitzthümer sogleich nach meiner Wiederkunft sämmtlich als Fremder bereisen, mit ganz frischem Auge und mit der Gewohnheit Land und Welt zu sehen, Ihre Provinzen beurtheilen zu dürfen. Ich würde mir nach meiner Art ein neues Bild machen, einen vollständigen Begriff erlangen, und mich zu jeder Art von Dienst gleichsam auf's Neue qualificiren, zu dem mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen bestimmen will. Bei Ihnen und den Ihrigen ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal gewählten und gegebenen kann er nicht entbehren.

123.

Merck an seine 15jährige Tochter Adelheid.

Darmstadt (Herbst 1786).

Ich habe dir noch nicht geschrieben, mein Kind. Indessen wirst du gewiß glauben, daß es nicht aus Mangel an wahrer Liebe und Zärtlichkeit geschehen ist. Es that mir sehr leid, Abschied von dir zu nehmen, und in diesen Augenblicken empfindet man zuerst, was man einander ist. Meine Reise war glücklich, obgleich langweilig. Ich habe mich wenig unterwegs aufgehalten, und dazu hatte ich auch ökonomische Ursachen...... Ich wünschte, daß du in deutscher Sprache ein Journal hieltest, worin du pünktlich aufzeichnest, was vorgefallen, was du gethan hast 2c. Dadurch gewöhnt man sich zur Ordnung, und ist auch der Vortheil dabei, daß man nach langer Zeit sich vieler merkwürdiger Dinge wieder erinnern kann. Ein Auszug aus diesem Tagebuche würde alsdann für uns ungemein angenehm sein. Ich wünschte auch, daß du dich zuweilen übtest, einen Aufsatz in französischer Sprache zu machen. Deine französische Art sich auszudrücken, hat schon merklich gewonnen, und wenn du dir ferner Mühe giebst, kannst du dir dadurch ein Talent mehr erwerben, weswegen man dich schätzen wird. Ich versichere dich auch von ganzem Herzen, daß ich vollkommen Ursache habe, mit dir zufrieden zu sein, und Jedermann in der Schweiz hat gute Meinung von dir gehabt und gegen mich geäußert. Es steht nun bei dir, sie zu erhalten. Das Bischen guter Name ist das Einzige, was uns in der Welt bleibt. Und wenn ich das nicht hätte, so wär' es mir unmöglich gewesen, allen den gräulichen Unfällen Trotz zu bieten, denen mich das Schicksal so sehr ausgesetzt hat. Lebe wohl, liebstes Kind; thue alles, was du deiner lieben Tante an den Augen ansehen kannst und fahre

fort mit deiner dir ganz natürlichen Discretion und Verschwiegenheit an Nichts Theil zu nehmen, was unsere Verwandten unter einander gegen sich zu erinnern haben. Sie sind alle durchaus rechtschaffene Leute, die uns sehr viel Liebe erzeigen und in Ertragung der Schwachheiten Anderer müssen wir eben das thun, was wir wünschen, daß uns gethan würde. Ich umarme dich von ganzem Herzen.......

124.

Darmstadt. (1789.)

Mein liebes Kind, ich habe dir lange nicht geschrieben. Ich weiß selbst nicht warum. Es scheint seit der Zeit, daß wir wissen, daß du dich vollkommen wohl befindest, sprechen wir weniger von dir, so sehr wir dich auch beständig in Gedanken haben. Es vergeht indessen fast kein Tag, daß dein Portrait nicht von mir betrachtet wird. Ich höre mit dem größten Vergnügen, daß du dir die Liebe deiner Tante Arpeau und deines Onkels erworben hast und erhältst. Es sind im Grunde die vortrefflichsten und würdigsten Personen, deren Liebe gegen dich wir nie genug erkennen können. Nur bitte ich dich, deine eigenen Augen zu brauchen und nicht durch das Glas Anderer zu sehen, wenn der Fall ist, über gewisse Personen und Verhältnisse zu urtheilen. — — — Ich habe Nichts dagegen, daß du deine Uhr umgetauscht hast, und du kannst dir auch eine Kette kaufen. Nur muß man nicht immer in allen Sachen das Kostbarste nehmen und nicht glauben, daß alle Glückseligkeit darin bestände, Geld auszugeben. Mein System in meiner Wirthschaft ist, nicht mehr auszugeben, als ich einzunehmen habe, sondern wo möglich Etwas zurückzulegen. Hätte dein Großpapa denselben Plan befolgt, so würde ich vielleicht jetzo

zu vielen Dingen Ja sagen können, die mir das Glück zu verneinen befohlen hat...... Du wirst hoffentlich keinen andern als dir nützlichen Gebrauch von diesem Briefe machen und mich darum nicht weniger lieben, weil der Inhalt davon ein wenig ernsthaft ist. Ich hasse das Moralisiren ärger, als ein junger Mensch es hassen kann; du wirst es aber nicht übel nehmen, wenn ich mit dir als einer erwachsenen Person rede, die vollkommen fähig ist, guten Rath anzunehmen, und die auch an der Güte meiner Absicht nicht zweifeln kann.

125.

Merck an Goethe.

Darmstadt, den 3. August (1788).

Einer der unglücklichsten Menschen, der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an. Ich habe eine weitläuftige Cottonfabrique übernommen, wovon ich Nichts verstanden habe, bin mit rohen und verarbeiteten Waaren überladen, die im Preise gefallen sind; ich soll bezahlen und habe kein Geld. Man wird alles angreifen, alles wird in der Verwirrung verloren gehen, meine Frau und Kinder kommen an den Bettelstab, und mit mir wird's werden, wie Gott will. Meine Frau und meine Freunde bereden mich, ich hätte mächtige Freunde, die mich unterstützen könnten. Einige tausend Thaler baares Geld zu rechter Zeit im dringendsten Fall ohne Interessen einstweilen vorgeliehen, würde wenigstens den nahen Umsturz verhüten. Noch vor der Messe muß mir geholfen sein, sonst ist alles zu spät.

Es ist mir unmöglich, mich näher zu erklären. Kein Unglück ist in der Welt ohne eigene Schuld und hier liegt viele verborgen.

Ich kann Nichts für mich anführen, als die dringendste Noth meiner armen Familie und daß ich als ein Mensch menschliches Mitleiden verdiene.

Wenn Ihnen dies verwirrte Blatt einiger Aufmerksamkeit werth scheint, so antworten Sie mir entweder selbst, oder richten Ihre Antwort an den Hrn. Schleiermacher, des Hrn. Erbprinzen Cabinets-Secretär, der von meiner ganzen Lage unterrichtet ist. Vielleicht wäre der Herzog und die Herzogin Mutter geneigt, Etwas für mich zu thun.

Ich bin so muthlos geworden, daß ich diesen Schritt der Bitte und zwar der ungestümsten nicht würde gewagt haben, wenn ich nicht dem Flehen meiner Frau nachgegeben hätte. Diese Unschuldige mit ihren armen Kindern verdient Rücksicht jetzt und in der Folge, von Ihrer Hülfe, wenn nicht mehr von mir die Rede sein wird. — Mein Schwager Arpeau ist so eben abgereist, mich mit seinem Sohne zu besuchen, weil er mich in den blühendsten Umständen glaubt. Und vielleicht ist, indem er in's Haus tritt, alles verwüstet, in den Händen der Gläubiger, wenn nicht bald Hülfe und zwar vom Himmel erscheint. Lassen Sie sich indessen durch das Unmögliche nicht abschrecken und thun Sie wenigstens einen Schritt, sich mir in diesem Falle zu nähern. Das Zuverlässigste wäre, wenn Sie mir unter Adresse des Herrn Schleiermacher Etwas, wenn es auch nur Nachricht und einfache Antwort wäre, wollten zukommen lassen. Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande*) an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen.

Leben Sie bis in das späteste Alter umgeben mit allem dem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht.

---

*) Goethe kehrte von seiner italienischen Reise nach nicht ganz zweijähriger Abwesenheit am 18. Juni 1788 nach Weimar zurück.

Für mich bleibt Nichts übrig, als ein Abgrund von Elend, der nur mit meinem Leben für mich sich endigen kann und für die Meinigen noch auf lange, lange Jahre fortdauert.

126.

Darmstadt, den 18. October 1788.

Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzog als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Meine Situation übertrifft an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand. Weil es der Medicus will, muß ich an die Luft, und da mir das Blut ganz allein nach dem Kopf steigt, so hält man mich für gesund, weil ich roth aussehe. Indessen sind alle animalischen Functionen gestört und müssen es noch lange bleiben, weil alle Tage der wiederkehrende Verdruß bei Abthuung der traurigsten Geschäfte und dem Empfang der schrecklichsten Briefe das Werk der restaurirenden Natur zerstört. — Ach, meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisanischen Thurme wie zum Hungerssterben eingesperrt sehe! Für mich ist keine Freude mehr auf dieser Welt und Jammers ohne Ende auszutrinken ein voll gerüttelt Maß. — Was alle Bemühungen meiner Freunde, mich aufrecht zu erhalten, wirken werden, muß die Zeit lehren. Bleibe ich ferner so krank, oder verliere ganz den Verstand, so bin ich zu meinem Amte ferner untüchtig und sterbe also natürlicherweise Hungers mit meiner Familie. Erhalte ich mich noch, wenn es Gottes Wille ist, bei Kräften und Verstand, so habe ich Nichts zu meinem

künftigen Unterhalte, als mein Bischen Gehalt bei einem sehr garstigen Dienste, das nicht — lange nicht hinreicht. Bei den complicirtesten Umständen bin ich zu Nichts fähig, abzuthun, oder zu endigen; und doch kann Niemand meine Stelle vertreten. Alles reut mich, alles ängstigt mich — aber am meisten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unschuldigen Kinder. Der Erbprinz und Schleiermacher haben sich wie Engel gegen mich aufgeführt und so noch einige edle Menschen. Aber Berge lassen sich nicht versetzen. Wenn ich nur nicht ganz kindisch und muthlos wäre, und die Schmach der Armuth in der Nähe und Ferne vertragen könnte, so wäre vielleicht Hoffnung zu meiner Genesung und Aufrechthaltung. Ich gehe des Tags tausendmal zu Bette und stehe wieder auf, wandere Trepp' auf und Trepp' ab, daß mir die Füße wund werden, und wenn mich dann der Schlaf überfällt, so ist dies der seligste Augenblick — aber auch der unseligste der, wo ich erwache. Dies geschieht wie von einem Kanonenschuß geweckt und dann fährt mir's wie tausend Spieße durch alle Glieder, wenn ich diese und jene Verlegenheit, diesen und jenen Kummer, der mir den Tag über bevorsteht, in einem Nu überdenke und dafür zurückschrecke. Meine alte Magd, die mich füttert und wartet, hält mich für behext, und will, man solle den Schinder holen lassen. Denn die Unruhe, die mich treibt, scheint ihr ein Werk böser Menschen.

Meine Frau verträgt mich und das Elend, das ich über sie und ihre Kinder gebracht habe, mit einer Geduld und Standhaftigkeit, das ich knieend nicht genug verehren kann. Mein unwillkürliches Geschrei stört sie des Nachts im Schlaf, und meine Unruhe des Tags über scheucht alle Freude des Hauses. Noch kann ich ihr so strenge nicht alles Geld zum Vergnügen versagen, als es künftig geschehen muß. Denn noch leb' ich vom Raube. Aber es wird nun bald an's Rechnen kommen, und dann fallen die gewöhnlichsten Commoditäten des Lebens weg.

Ich schreibe alles dieses in der Hoffnung, ein schwaches Licht in meinen Kerker zu werfen, bei dem man mich zur Noth erkennen kann, und dann die Ursache meines Stillschweigens zu erklären. Es geht mir mit dem Herzog, wie mit Gott; ich kann nicht mit ihm reden, so gern ich wollte, mich ihm zu nähern. Es fehlt mir an Köhlerglauben, und was gäbe ich jetzo drum, wenn ich beten könnte.

Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Ruf der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in Etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser.

127.

Merck an den Herzog Carl August zu Sachsen-Weimar.

Darmstadt, den 28. März 1789.

Gnädigster Herr!

Seit ohngefähr drei Wochen bin ich wieder unter den Lebendigen, da ich ganzer neun Monate begraben war. Ob ich mich gleich mit Gott und meinen Freunden, die meine Retter waren, im Verborgenen unterhielt, so konnte doch dies Gebet nicht in Worte laut werden. Ich habe seit dieser kurzen Zeit mehr gethan, als ich sonst in einem halben Jahre thun konnte. Dieser Genuß

meiner selbst, nach einer so unglaublichen Unfähigkeit nur das Geringste zu wirken, ist eine Wollust, die ich Niemand beschreiben kann.

Wenn ich völlig ausziehe, so bin ich Gottlob im Stande, Ihnen, Gnädigster Herr, alles wieder zu ersetzen, was Sie mir in der Noth und zwar in der größten, die einen Menschen betreffen konnte, so großmüthiger Weise vorgeschossen haben. Ein Fürst hat mich durch gebrochnes Wort zu Grunde gerichtet, lassen Sie es einen Fürsten sein, der mich errettet hat und noch erhält.

Wenn Sie mir alles auf Einmal abfordern, so ist es nicht sowohl die Sache allein, die mich durch ihre Schwere zu Grunde richtet, sondern ich verliere den Muth und verzweifle an den Menschen. Die mindeste sogar nur höfliche Behandlung ist mir ein Sonnenstrahl, der meine Nerven erquickt. Wie viel mehr eine edle Handlung, die mir Riesenkräfte giebt. Ihnen und dem Erbprinzen haben meine armen Kinder die Erhaltung ihres Vaters zu danken, und vielleicht fügt es die Vorsehung, daß mein bisher träges und planloses Leben in ein besseres übergeht, wenigstens bin ich genug dazu aufgefordert!

Sie können nicht glauben, was ich vor ohngefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in dem Cirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah. Dies alles hab' ich nächst Gott Ihnen zu danken.

Ich weinte vor Freuden, als ich den schönen Kopf von Goethe von Neker geschnitten in den Händen seiner Mutter sah. Sie erlaubte mir einige schöne Abdrücke davon zu machen. Ich wandte sie sogleich an, durch Hülfe des Bethmannischen Comtoirs sie an Wedgewood zur Verfertigung einer Paste abzuschicken. Und so sieglen wir Alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe.

Ich arbeite jetzo an der Geschichte des vorigen Jahres, aber

weil sie so unglaublich ist, mit Urkunden und Zeugnissen belegt. Ich werde sie, sobald sie zu Stande ist, an Goethe abschicken, der sie Ihnen vorlegen soll.

Ich habe neuerlich durch gute Canäle von dem so ausgebreiteten Wirkungskreise Ew. Hf. Durchlaucht einige nähere Nachricht erhalten. Gott erhalte Sie darin! Es ist mit Ihnen wie mit allen guten Menschen beschaffen. Ihr Schicksal ist immer, unglaubliche Dinge zu thun, weil sich's die Andern nicht erklären können, daß man so handeln könne.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht Ew. Hf. Durchlaucht Meines gnädigsten Herrn

unterthänigster und, was mehr ist,
ewig verpflichteter Diener
J. H. Merck.

128.

Der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar an Merck.

Aschersleben, den 9. April 1789.

Die Art, werther Herr Kriegsrath, wie sich mein Schwager gegen Sie benommen hat, da Unglück Sie heimsuchte, hat mich sehr gefreut und mir bewiesen, daß die guten Züge seines Charakters, welche ich sonst immer an ihm kannte, lebendig bei ihm geblieben sind. Möge das Schicksal ihm immer die Weisheit schenken, sie am passenden Orte anzubringen. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück, da Sie nun scheinen die Oberhand über Krankheit und Gefahr gewonnen zu haben. Bleiben Sie auf diesem guten Wege und stemmen sich ja mit Ihrer ganzen Existenz gegen

den einfallenwollenden Rand. Dem Menschen, sagt man, sei am Ende Nichts unmöglich. Was unser pecuniarisches Verhältniß anbetrifft, so haben Sie die Güte, Ihre Maßregeln deswegen mit Goethen durch Schleiermacher und durch jeden andern Weg, der Ihnen beliebig sein kann, zu nehmen. Es wird sich sehr leicht ein Ausweg treffen lassen, welcher beiden Theilen annehmlich sein wird. Ich werde gewiß nicht unterlassen, so viel ich kann, Ihnen thätig meine Freundschaft zu bezeigen. — Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken. Ich erwarte das Original selbst ehestens hier, wo es Zeuge sein soll, daß man eine Menge Menschen unter Einen Hut oder vielmehr unter Eines Menschen Willen bändigen kann; denn das Arkadien, aus welchem ich Ihnen schreibe, ist nichts mehr und nichts Schlimmeres, als die Garnison meines preußischen Kürassir-Regiments.

129.

Wieland an die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar.

Weimar, den 13. December 1789.

Gnädigste Herzogin!

Wir nähern uns, Dank sei den Göttern! dem Ende eines Jahres, das durch die Entfernung von Ew. Durchlaucht das schwermüthigste meines ganzen Lebens gewesen sein würde, wenn mein guter Dämon nicht dafür gesorgt hätte, auf der einen Seite meine häuslichen Freuden zu vermehren, und mich auf der andern mit Arbeiten so zu überladen, daß ich kaum recht zu mir selber

kommen konnte. Mit froher Sehnsucht sehe ich nun das Jahr 1790 herankommen, welches, wofern mich die Hoffnung nicht mit goldnen Träumen aus der elfenbeinernen Pforte täuscht, unsere beste, verehrteste und geliebteste Fürstin wieder zu Ihren lieben Getreuen nach Weimar führen wird, — die, wie weit sie auch leider! in allen andern Stücken hinter den beneidenswerthen Lieblingskindern der Natur in Campanien und Calabrien zurückbleiben, doch gewiß den Vorzug, dieser Fürstin, die mit so großem Recht der Gegenstand der Anbetung dieser glücklichen Ausländer ist, näher anzugehören, nicht mit allen Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten des schönen Italiens vertauschen würden. Noch trennt uns ein langer nordischer Winter vom Ziel unserer eifrigsten Wünsche: aber der schlimmste Theil desselben ist beinahe vorbei, und der Rest wird durch die Vorstellung verkürzt, daß jede Woche den seligen Tag des Wiedersehens näher bringt, der uns in Einer Stunde, ja in Einem Augenblick für mehr als sechshundert trübe und bleierne Tage entschädigen wird. Kommen Sie, gnädigste Herzogin, kommen Sie mit der wiederkehrenden Sonne zu uns zurück, um wie diese ewige Quelle aller Schönheit und Freude, uns wieder Licht und Wärme, Leben und Seele zu geben! Die gute t h ü r i n g i s c h e N a t u r wird ihr Bestes (wie wenig es auch ist) thun, um Ew. Durchlaucht in ihrem festlichen Schmuck zu empfangen; und unsere Nachtigallen (die einzigen Improvisatori oder Improvisatrici, deren wir uns rühmen können) werden sich beeifern, Ew. Durchlaucht die zärtlichen Abschiedsklagen der Nachtigallen von Tivoli und Frascati durch ihren jubilirenden Willkomm vergessen zu machen.

Bei allem dem ängstigt mich doch zuweilen der Gedanke, was wird Amalia, nachdem sie das erhabenste und das schönste der Natur, das höchste und vollkommenste der Kunst, die liebenswürdigsten Menschen, den schönsten Himmel, das reizendste Land, alles, was Auge und Ohr, Geist und Herz im höchsten Maße befriedigt, kennen gelernt und genossen hat, was wird die Fürstin,

deren schöne Seele für dies alles einen so zarten und hohen Sinn hat, sich unter diesem allem wie in Ihrem eigensten Element befand, was wird Sie unter uns finden, das auch nur für den kleinsten Theil dessen, was Sie verläßt, als Ersatz betrachtet werden könnte? Aber glücklicher Weise haben Ew. Durchl. in diesem auf eine so edle Art genossenen Theile Ihres Lebens einen Schatz von großen, interessanten und unvergeßlichen Gegenständen, Sonnen, Bildern und Idealen in Ihre Seele gesammelt, der für sich allein schon zureicht, nicht nur Ihr eignes künftiges Leben mit Erinnerungen, die eine Art von fortgesetztem Genuß sind, zu erheitern, sondern auch den armen lechzenden Seelen meinesgleichen zu Zeiten einige Tropfen aus Ihrem Ueberfluß zufließen zu lassen. Halten Ew. Durchl. mir diesen kleinen Seitenblick auf mich selbst zu Gnaden, der an einem Menschen, dessen Existenz durch das Schicksal in einen so engen Raum zusammengedrückt wurde, zumal da die Hilfsquellen in ihm selbst unbemerkt versiegen, nur gar zu natürlich ist. Goethe und Herder haben das ihrige gethan, um meinen Geist für Mittheilungen dieser Art empfänglicher zu machen; und wiewohl mir die Musen seit Ew. Durchlaucht Entfernung vollends alle ihre Gunst entzogen haben, so haben sie mir doch noch so viel Einbildungskraft übrig gelassen, daß ich hoffen darf, Ew. Durchlaucht in jeder Scene, in welche Sie Sich Selbst wieder zu versetzen Lust haben werden, ohne Mühe folgen zu können, und also wenigstens nicht jenem Zuhörer des Flötenspielers Timotheus zu gleichen, der, als die Marktglocke alle andern wegrief, allein bei diesem Virtuosen zurückblieb und andächtig zuhörte, weil er — so taub war, daß er die Glocke nicht gehört hatte.

Möge sich inzwischen alles vereinigen, gnädigste Herzogin, um Ew. Durchl. den noch übrigen Aufenthalt und die allmälige Rückreise aus dem Feenlande, worin Sie Sich befinden, so angenehm, beglückt und vergnüglich, als nur immer möglich ist, zu machen! Möge das Jahr 1790, indem es Ihre schönen Wan-

derungen in Italien beschließt, in Ihrem Lande und unter Ihren Angehörigen, der Anfang der heitersten, ruhigsten und zufriedensten Periode Ihres schönen und ruhmvollen Lebens sein! Mit diesen und allen guten Wünschen, wovon mein pflicht= und dankvolles Herz gegen die Beste der Fürstinnen erfüllt ist, lege ich mich, um die Fortdauer Ihres gnädigsten Schutzes bittend, Ew. Durchl. zu Füßen

als Höchstdero
ewig verpflichteter, unterthänigster und treuester Diener
Wieland.

130.

Wieland an Sophie v. La Roche.

Weimar, den 22. September 1791.

Wenn die herzlichste Theilnehmung der Freundschaft das zerrissene Herz einer Mutter heilen könnte, beste Sophie! — Aber Worte, Tröstungen, alles, was ein abwesender Freund in einem so schmerzlich=traurigen Falle, wie der Ihrige, vermag, ist Nichts! — Der Glaube an ein besseres Leben und die Zeit sind hier die einzigen Linderungsmittel!

Ich habe den Sohn, den Sie beweinen, nur als Kind gekannt, aber als ein Kind, dessen Bildung und Liebenswürdigkeit viel versprach. Daß er der Liebling Ihres Herzens war, Sophie, sagt mir, wie vollkommen seine Blüthe die Hoffnung des frühen Keims gerechtfertigt haben muß. Und diese schöne Blume mußte in ihrer Blüthe fallen.

Was ist dies Leben? Wer begreift etwas von diesem unauflöslichen Räthsel der menschlichen Schicksale?

Meine liebe Dorothea — — vereinigt sich mit mir, Ihnen ihr lebendiges Mitgefühl zu bezeugen. Warum muß dies in unserer Lage und Entfernung von Ihnen alles sein, was Ihr alter Freund Wieland für seine Freundin Sophie thun kann?

131.

Knebel an Fräulein v. Bose.

Weimar, den 1. August 1791.

Henriette überschickt mir diesen Morgen Ihren Brief zum Frühstück, und in der That hätte sie mir nichts schicken können, das mir bei der allgemeinen Hitze eine angenehmere Erfrischung gäbe. Wie freut es mich, daß ich aus Ihrem Briefe fühle, daß Sie einiges Zutrauen gegen mich haben; nichts kann schmeichelhafter für mich sein, denn ich liebe Sie gar sehr und von ganzem Herzen, und zwar auf eine Ihrem Werthe angemessene Weise, wodurch es mir zum Glück wird, zu Ihrer Zufriedenheit etwas beitragen zu können. Was mir zuweilen weh thut, ist, daß meine Kräfte so wenig hinreichen; aber lassen Sie es nur gut sein, liebes Boschen! Sie selbst verlangen ja nur das Mögliche, und das tröstet mich schon wieder, und sagt mir, daß nur das für uns gut sei, was in der Lage, worin wir uns befinden, für uns möglich ist.

Daß Sie einen so herziglieben Gebrauch von meiner Phantasie beim Mondscheine gemacht haben, ergötzt mich gar sehr. Ich möchte nur für Sie dichten können: aber der Dichtergeist zerstreut sich bei mir gar sehr, und ist hier fast gänzlich verflogen. Wir führen hier gewissermaßen ein unbedeutendes Leben. Man ist zu gesellschaftlich, und dies Gesellschaftliche hat eigentlich

keinen Zweck. Dies ist eine böse Lage für Gemüth und Geist, und erschlafft Beides. Gewiß geben die bösen Menschen den guten den Vortheil, daß sie sich fester zusammenhalten, in sich und unter sich. Hier ist man gewissermaßen zu gut — d. h. am Ende doch nicht gut genug. Sagen Sie nichts von meinen Geheimnissen, und von meiner innern Empfindung von hier, die ich nur Ihnen vertraue. Ich bin deshalb nicht unzufrieden; aber mein Gefühl für das Leben bleibt noch lange unter dem, was es gern sein wollte, und so leicht auch sein könnte.

Henriette fühlt das von ferne, und ich lasse es auch nur in der Ferne sie fühlen, weil wir doch immer gewissermaßen unserm Schicksal gehorsam sein müssen, und nicht überall uns sagen dürfen, was unangenehm daran ist. Ich lasse hier ihr Schicksal sich langsam entspinnen, und bin auf alle Fälle bereit, daß wir wenigstens durch uns nicht unglücklich sein mögen. Ich liebe das Hofleben nicht, und wünsche es nicht für sie; wenn es aber zu ihrem Fortkommen nöthig ist, und sie es annehmen mag, so ergebe ich mich auch darein, und lasse das Schicksal walten. Ein Vortheil (ohne den ich es sonst nie zugeben würde) ist es, daß die regierende Herzogin eine sehr gute Frau ist, und (gewisse Vorurtheile abgerechnet, ohne welche, wie es scheint, keine Fürstlichkeit bestehen kann) ein wahres Gefühl hat für das, was man Charakter nennt, und solchen, wie ich glaube, in unserer Schwester findet. Von dieser Seite betrachtet kann Henriette nie ganz unglücklich sein. Die Herzogin beträgt sich gar liebreich und artig gegen sie.

Was meine Brüder anlangt, so überlasse ich sie künftig ihrem eignen Stern — und wenn das der Stern der Liebe ist, nur desto lieber. Sie haben recht, mich dazu zu ermahnen. Wenn Lebrecht und Louis glücklich sein werden, so soll es Niemand mehr freuen, als mich. Daß ich einige Schwierigkeit darin fand, wird mir wohl Niemand verdenken.

Daß es in Ihrem Ansbach so ruhig aussieht, ist mir lieb

zu hören. Man sagt, die Hofstellen seien gänzlich aufgehoben und auf gewisse verhältnißmäßige Pensionen reducirt. Sagen Sie mir doch, was Sie davon wissen, und auch, wie sich die Meisten hierüber betragen. Es ist gar richtig, daß der Markgraf einsieht, daß da nicht zu leben sei, wo er allein zu befehlen hat. Ich denke, mehrere Fürsten sollten seiner Gesinnung sein, und ihr Amt freiwillig aufgeben.

Wenn Sie nach Eib spazieren gehen, denken Sie doch zuweilen meiner! Ich habe fast nie diese Promenade gemacht, ohne Sie dabei im Gemüthe zu tragen. Ihre liebe Seele ist uns immer gegenwärtig, auch hier, wo die Promenaden weniger einsam — aber ohne Sie sind. Henriette, die ich diesen Nachmittag, als ich vom Hof kam, besucht habe, sagt mir, sie habe Ihnen diesen Morgen geschrieben, aber den Brief noch nicht fortgeschickt. Dieses Blatt mag also allein gehen, und Ihnen von uns Beiden zuerst etwas Gutes sagen.

Leben Sie wohl, liebes Boschen, gutes Mädchen! Ich küsse Ihre schöne Stirn und lieben Augen — und bitte mir ein Stück davon aus, um es mir recht wohl werden zu lassen. Auch das gute Schnäuzchen küsse ich, und die lieben, zarten Ohren. —

Empfehlen Sie mich Ihrer guten Frau Schwester und Ihrer Frau Oberstin. Ich bin ihr immer sehr gut, so lange sie so einen Engel um sich hat. Adieu!

Ihr

Karl.

132.

Weimar, den 12. August 1791.

Ihr liebes Andenken, gutes Boschen, wird mir täglich lieber, durch alles, was Sie sind, schreiben, zeichnen oder thun. Wie

sehr wünschte ich, daß wir bald, als ein treues Kleeblatt, irgend an einem alten Stamm oder einsamer Wohnung hängen möchten, wo das Licht des Tages und der Nacht einen freudigern Ton aus mir erwecken könnte, als es bei dieser zerstreuten Alltagswelt möglich scheint.

Mein Bruder ist glücklich hier angekommen, und hat Henrietten und mir auch das Ihrige gebracht. Er bleibt bis auf den 15. hier. Wir haben hier Besuch von Engländern und Engländerinnen und andern schönen Leuten, die uns die Stunden des stillern Genusses wegnehmen, weil man sich mittheilen muß, — ohne etwas zu theilen zu haben.

Ich schicke Ihnen hier, statt Allem was ich für Sie habe, Sakontala. Sie werden Ihre Seele da finden, und dies schöne Werk wird allgemein geliebt und bewundert. Denken Sie dabei zuweilen an uns, gute Seele! Henriette wird Ihnen heute oder nächstens schreiben. Leben Sie wohl, und glauben Sie, daß wir Sie als ein Kleinod in unser Herz einschließen.

Ihr treuer

Karl.

133.

Weimar, den 5. September 1791.

Wenn ich Ihnen keine schönen Blümchen zu Ihrem Geburtstage schicke, liebes Boschen, so ist es, weil eigentlich keine für mich wachsen. Ich bin so ein armer Stadtmensch, und die Blumen haben eigentlich keinen Werth für mich, wenigstens keinen solchen, daß ich sie meiner Freundin schicken wollte, wenn sie nicht in der Stille und Einsamkeit auf den Höhen und in den Thälern gepflückt werden. Desto lieber sind aber die Ihrigen,

und man sollte denken, daß Sie sie selbst mit Ihren lieben Augen erschaffen, und mit Ihren zarten Gedanken ausgebildet hätten.

Vermuthlich sind Sie von Ihren Laubwäldern nun wieder zurück, und sehen dem hohen Fichtenwalde und dem herbstlichern Thal entgegen, wo meine Gedanken leichter Sie auffinden und Ihnen begegnen können. Grüßen Sie die liebe Gegend, vorzüglich an Ihrem Geburtstage, der im vorigen Jahre so warm und hübsch war, und wo Ihre liebe Schwester sich so freundlich von mir begleiten ließ.

Henriette wird Ihnen geschrieben haben, daß sie nun förmlich hier angestellt ist, ob sie gleich ihre Dienste noch nicht angetreten hat. Wenn Sie nur auch schon bei uns wären! Aber der Weg zum Glück ist, zumal in unserm lieben Vaterlande, meist gar uneben und verworren — wenn man nur zuletzt noch erreicht, was so schwer nicht zu erreichen sein sollte.

Daß Sie Sakontala so hübsch in die Reihe Ihrer Schwestern aufnehmen würden, dacht' ich wohl, und wünsche Ihnen Glück zu der schönen Gesellschaft. Auch sie müßte sich freuen, die artigen Blümchen mit Ihnen gepflückt zu haben, wenn sie gleich unter unserm Himmel so schön nicht aufblühen.

Leben Sie wohl, liebe Seele! Begehen Sie froh Ihren lieben Geburtstag, wo wir auch froh sein werden, daß uns der Himmel eine so liebe Seele geschenkt hat.

Ihr treuer

Karl.

134.

Weimar, den 19. December 1791.

Haben Sie Dank, gutes Boschen, für Ihr heute erhaltenes gar zartes Briefchen, und für die schöne weiche Weste, die mir

Ihre lieben Finger so geschickt geknötet haben. Sie ist mein bester Putz, und hält auch gut warm, so wie Ihre Worte und Briefe.

Wenn ich Ihnen doch auch ein Gewand stricken könnte, das so artig wäre! Darein müßten Sie sich ganz und gar kleiden, und es müßte die Kraft haben, Sie von der Einförmigkeit Ihrer Lebensart zuweilen wegzuführen, und Sie näher zu Ihren Freunden zu bringen. Ein solches Gewand hätte den größten Werth für uns, die wir Sie Beide so lieben, und nach Ihnen, als einem getrennten Theil von uns, verlangen. Vor der Hand nehmen Sie nur noch Minervens Helm, der Ihnen so wohl steht, und um dessentwillen wir Sie so lieben. Er ist überall etwas nothwendig geworden, und das, ein Widerspruch mit andern Dingen, gerade weil er nicht sehr in der Mode ist.

Das allzuzerstreute Leben ist im Uebrigen weit nachtheiliger, als das allzueinfache. Die nicht gestörte Seele arbeitet immer etwas zum Leben heraus, welches wir sogar in Träumen sehen, und wenn die Phantasie durch einige Wissenschaft erleuchtet oder bereichert wird, so kann sich das Gemüth gar leicht seinen eignen Spielkreis schaffen, und in demselben Unterhaltung finden: wenn aber halbe Interesse die Seele theilen, so ist sie nirgends recht zu Hause; sie glaubt vielleicht gar noch, hier zu wenig, dort zu viel gethan zu haben, und kommt nie mit sich selbst in richtige Rechnung.

Ich will nicht sagen, daß dieses hier immer der Fall sei; aber er ist doch leicht möglich, wo Personen von mannigfaltigen guten Eigenschaften, ohne eigentlichen Zweck des Lebens, beisammen sind. Da kann es sich zutragen, daß uns die Existenz des Besten gerade die empfindlichste wird, weil wir ihr am meisten Wirkung wünschen. Bei Ihrem Geschlecht ist es indeß nicht immer so; sie wissen sich zu helfen, weil sie mehr zum häuslichen Leben gebunden sind; aber unsere Existenz gewinnt dadurch auf keine Weise, und was uns bleibt, sind am Ende nur die ernstern still-zurückgezogenen Wissenschaften.

Ich kann nicht läugnen, daß diese letztern seit einiger Zeit dasjenige sind, wobei sich mein Gemüth am leichtesten und sichersten beruhigt. Ich möchte mich ganz in ihren Zirkel einschließen, und mit den Wenigsten leben, aber Verhältnisse, und unter diesen die Gesundheit, erlauben es nicht ganz.

Genießen Sie deshalb nur ruhig Ihrer schönen Abendaussicht, und denken auch dabei zuweilen an mich. Wenn mir noch ein heitres freies Glück vergönnt ist, so ist es mir vor dem Abend auch nicht vergönnt; genug, wenn es nur dann noch einige klare ruhige Blicke wirft. Kenntniß der Welt und der Dinge geben dazu die beste Vorbereitung.

Und nun bin ich wohl gar zu ernsthaft mit Ihnen geworden, gutes Wesen! Doch ich habe nichts zu fürchten; Sie kennen und lieben diesen Ton auch.

Leben Sie wohl, werther Schatz!

Ihr

Karl.

135.

Herder an F. H. Jacobi.

Weimar, den 10. Dezember 1798.

Herzlichen Dank dir, lieber Bruder, für deinen Brief nach so langem Schweigen. Für deine Gesundheit kann ich dir keinen bessern Rath geben, als: schreib dich gesund. Du mußt schreiben. Wenn ich mich übel befinde und die Krankheit anwandeln sehe, reinige ich meinen Leib und schreibe. Da operirt die Seele die Krankheit leise hinweg. Mache du es auch so in

deiner nordischen Bischofsstadt. Dieses Wasserbad ist auch im Winter zu brauchen, und besser als die Dobberanische Taufe.

Zum zweiten: lies nicht. Das verruchte Lesen schwächt die Seele und den Körper; man wird aus sich selbst gerissen und hat im eigentlichsten Sinne fremde Gedanken.

Mit Richter hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder verdient noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue größere Kiste voll von alle dem, was die heil. drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei, und der Stern geht immer über seinem Haupt. Ihr müßt und werdet einander sehen, aber nicht unter dem Schwanz des kleinen Bärs, sondern in Deutschland, wohin du gehörst, lieber Jacobi. Wer wird den andern in sein Exilium einladen? Ich kann von ihm nichts sagen, als, er ist ganz Herz und Geist; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt, wie — ich z. B. Aber, sagt der Apostel Paulus, mir ist Barmherzigkeit widerfahren. An dir hängt Richter mit der innigsten Liebe.

Wenn du meinen Katechismus und christliche Schriften gelesen hast, so muß ich dir sagen: ich habe deinen Katechismus auch gelesen, nämlich das Buch über den Glauben, und zwar mit inniger Zufriedenheit und Freude. Mache dich also auf und schicke mir das, was ich noch nicht gelesen habe, weil du es mir aus Delikatesse nicht geschickt hast, das über Spinoza mit dem Bildniß. Ich sah's auf meiner Rückkehr aus Italien in Nürnberg, seitdem nicht wieder. Ob du mich gleich darin nicht für einen Philosophen erkannt hast, so soll das dem Büchlein nicht schaden. Die Stelle über den Glauben in meinem Gott war wahrscheinlich gut gemeint; sie soll aber heraus bei der zweiten Auflage, an die ich bald gehe, weil die erste vergriffen ist.

136.

Jean Paul an Otto.

Weimar, den 17. Juni 1796.

Lieber Bruder!

Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und einen vom Sonnabend. Das späte Datum des dritten sage dir mein freudetrunkenes Leben an; mich schnellet gleichsam ein Blüten-Gipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschenkenntniß ist, wie ein Pilz, mannshoch in die Höhe geschossen. Ich werde dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben, aber nur dir allein. Ich sehe keine Möglichkeit, dir nur eine Duodez-Erzählung von meiner Universal-Historie zu schenken. Ich brauche fast so viele Tage, als sonst Seiten, um dir nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz; nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung, und nichts fehlet mir mehr in der weiten Welt, als du, aber auch nur du! Heute ess' ich bei Goethe. — Gestern früh war ich mit der Kalb zur Herzogin Mutter nach Tieffurth geladen, und ich werde nächstens bei ihr essen. Die Herzogin ist Wielands, und ihr sanftes Tieffurth — ein Lautenzug unter den sonst schreienden englischen Anlagen — beider würdig. Was ich mit ihr gesprochen habe, davon mündlich!

Bei Herder hab' ich zwei Abende gegessen und verlebt, und war fast alle Tage an seiner Seite. Die Kalb steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimarern in Verbindung, und ich könnte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitirte. Aber wir Beide bleiben jeden

Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib, wie Keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin.

137.

Den 18. Juni Sonnabends.

Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht, und einiges Grün, ohne Juwelen-Nimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, Goethe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet, daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, blos vor dem Tugendhaftesten.

Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichstädtisch Stolzes — blos Kunst-Sachen wärmen noch seine Herznerven an, daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineral-Brunnen zu petrifiziren und zu inkrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. — Die Kalb räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an. Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars, im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, ein-

sylbig, ohne Akzent. Sagt Knebel: „Die Franzosen ziehen in Rom ein" — „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst — Publikum 2c. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns *) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben! — Die Kalb sagt: er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab' ich dir von ihm zu sagen.

Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Ich kam noch zu keinem Menschen, ohne geladen zu sein. Als ich am Thore ankam, wurde es der Herzogin Mutter gemeldet, und am andern Tage wußt' es Jeder. — Die Charaktere: „Joachime, Matthieu (der besonders) und Agnola" werden hier für wahre gehalten, und gefielen gerade am meisten. Im Klubb stritt man, ob Flachsenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Lokalen — Wieland war des höhnischen Dafürhaltens, Flachsenfingen liege in — Deutschland sehr zerstreut.

Ich schicke dir diese Zeichnungen des Heiligenscheins, den sie hier um meinen kahlen Scheitel führen, darum ohne alle Schaam nach ***, damit du es unseren Freunden erzählst.

*) Sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regen-Gelispel; es giebt nichts Aehnliches.

138.

Otto an Jean Paul.

Am 21. März *) 1797.

Ich will dir heute, da ich nichts anders habe und weiß, aus dem vorigen Jahr einige verblichene Tage, die vor mir emporsteigen und mir wieder erscheinen, als rührende Gestalten des ganzen Weltlaufs und des Menschenlebens zeigen.

Es ist der Abend des 20. Juli's, den wir in Hofeck unter Musik zubrachten und der zweite darauf folgende Tag, der heilige Abend vor dem Tode Bergamo's **), sein stiller Freitag.

Ich will dir hieher schreiben, was ich mir am letzten Tag, am Freitag den 22. Juli, zum Andenken aufschrieb.

Am Mittwoch (den 21. Abends) als ich, ungeachtet aller Bitten, in Hofeck fortgehen wollte, kam ein Zug Menschen den Berg herunter und es waren Musikanten. Der Vorsatz zu gehen verschwand, wie sie sich näherten und an die Stelle des vorigen festen Entschlusses trat die Wehmuth, eine Freude, die aus einem Plan für Anderer und für mein eigenes Vergnügen gebildet war, obwohl unbewußt, erschwert und getrübt zu haben.

Indem ich dieses schreibe, liegt unter mir ein kranker Mann, ein guter Mensch in der Erwartung des Todes, den er auf sich zukommen und zu sich herannahen sieht. Im Gefühl seiner nahen Gegenwart macht er sein Testament.

Soll ich in dieser Nähe des Todes fortfahren und mir selbst das genossene selige Vergnügen zurückrufen und verewigen?

Ach! der Tod und das Leben, die Freude und die Traurig-

*) Geburtstag Jean Paul's.

**) Eines Italieners, der in Otto's Hause wohnte.

keit heben ihre Arme auf, breiten sie von sich weit und gehoben hin, und eins ergreift fest und drückend die Hände des andern und mitten in diesem Kreis stehen wir Menschen. Sie gehen nicht, sondern sie schweben um uns her, und wir, wir stehen, und unser Blick, der auf einen Punkt gerichtet ist, und der die Freude fassen will, verliert sie aus den Augen und erblickt die Traurigkeit, ehe er jene gesehen hat, und ihm erscheint der Tod, ehe er das Leben erfassen und festhalten konnte.

In dieser taumelnden Umgebung darf er vom Schmerz zur Freude übergehen, und ich darf und kann, indem mir meine Füße, die über dem Haupt des guten kranken Mannes ruhen, zittern, meine Hand die wehmüthige und rührende Freude verkünden lassen, die ein seltner Abend gab.

Ich darf's und ich kann's; und dennoch trieb's mich von meinem Sitz auf und an's Fenster hin. Ich sah hinunter. Das Testament ist jetzt fertig. Mein Bruder lieset es unter mir vor.

Ich gehe wieder an mein Pult und in der Beklemmung, in der ich bin, stürzt mir golden geröthet neben dem Hofecker Schloß der Mond empor, wie er am Mittwoch Abend unter der Musik erschien.

Mir ist, als ob ein Tod seine Strahlen abgebrochen, als ob er ihm die blitzenden Stacheln genommen und ihn mehr geründet hätte. In die Nacht und in seine Umschleierung hinein stemmt sich das Schloß und neben ihm steht der einsame große Baum.

Ich war wieder am Fenster.

Jetzt hat der kranke Mann unterschrieben im Andenken an seine geliebte Frau, für die das Testament ist. Seine Hände zitterten von der Krankheit und waren doch fest von der Liebe. Drunten stehen sie an dem Tisch und um ihn, stumm und schweigend und liebend und warten, bis seine Unterschrift trocknet. — Nun unterschreiben die Zeugen. Das Licht brennt. Das rothe Siegellack liegt auf dem Tisch. — Das Testament wird nun zu-

sammen gebrochen, und wenn es geöffnet wird, sehen seine Kinder und seine Frau die Zeichen der väterlichen Zärtlichkeit, und die Luft abwehrenden Verbände lösen sich ab und die Wunden fangen von neuem an zu bluten.

Darf ich wieder hinblicken auf unsern freudigen Mittwoch-Abend?

Ich sehe den Mond vor mir, wie er sich in die Höhe hebt und herabschauet durch die gegitterten Bäume auf die Scene unserer Lust.

Ich möchte weiter schreiben, und bleibe mit meinem Blick an dem Mond hangen, und er richtet sich noch immer vor mir auf neben dem verfinsterten Baum und neben dem weißgrauen trüben Schloß, das die Vergangenheit halb zernaget hat; er schwebt in den schwarzblauen Himmel, in die feste unvergängliche Stille hinein. Die Musik tönt dieser entgegen, und wenn sie schweigt, schallt nichts als die Stille, und nur zuweilen sucht sich ein einzelner, sich wiederholender, langsam wiederkommender Ton mit ihr zu einigen: aber immer gleiten auf ihrer glatten, glänzenden und starrenden Fläche die Töne herunter, indeß sie in ihnen fest dasteht und unerschüttert stehen bleibt. Sie ist eine Aeolsharfe, an und aus der nur das Stimmlose erklingt, an der nur das Stumme einen Ton bekommt und uns bleich und bebend anfaßt mit der Nacht, die uns anstarret vom Mond beleuchtet, wie die Stille uns hinnimmt von der Musik umflossen, die an sie anspielt und von ihr wieder abfließet.

Ach! es ist Tod und Leben, und Leben und Tod! Ich ging den Berg hinunter in's Thal. Das Haus, der Garten, das Lustgitter über der Musik schimmerte erleuchtet über die verstummten, verfinsterten und vom Mond beschimmerten Hütten herunter. Die Instrumente schwiegen. Jetzt erwachte über der allgemeinen Ruhe die Musik und zog sich zu mir herunter, verlor sich am schroffen Hügel hin, von dem sie zu mir zurückkam und erst in meinen Ohren das Vernehmen des plätschernden Baches weckte,

den ich lange vergebens gehört hatte, bis er jetzt in die herübergehende Musik tönend und mit melodischem Takt einfiel. Ich ging wieder hinauf, stand und wandelte und irrte unter den Bäumen, und über ihnen drüben stand der Mond, in dessen Schimmer die Bäume hinauf und hinein schwebten, indem unten um mich herum die Musik lief und hinauf sich zog und sich mischte mit dem Schweben der in den goldenen Grund sich niedersenkenden Baumschatten.

Die Luft und der Mond stieg und schwebte über dem Thal, schob die Schatten der Bäume, die am Rand desselben standen, immer mehr in sich und in die Bäume hinein, ruhte über dem blauen dämmernden Nebel wie über einem Spiegel, zog immer näher zu uns heran, schloß die Herzen immer enger zusammen, stand über dem mit Bäumen umhüllten Teich und seine Strahlen sprangen aufwärts aus dem glänzenden Wasser in goldenen Tropfen zu ihm in die Höhe, und sanken und hoben sich wechselnd an der bewegten Fläche.

Aber die Musik verstummte endlich; ihre nachtönende Stimme hielt noch unsere Herzen, aber es war nichts zum Bleiben, sondern alles zum Scheiden. Die Trennung endigte alles und ließ nur der Zukunft den vorüberwallenden Nachklang und das wiederkommende Getöne des vergangenen Lebens.

Ach! indem ich dieses schrieb, ist alles von dem stillen Tod überschrieen, alles ist still gemacht worden. Der Tod, nicht der Schmerzenlösende, sondern der Schmerzenbringende, trat immer näher an mich heran, und indem ich über dem guten sterbenden Mann saß, war es mir, als zitterten seine ächzenden Todtentöne durch meine Füße in mir herauf. Sie tönten in mir fort, wenn ich aufstand, und im Freien strömten sie von allen Seiten auf mich ein.

Sie verstummen. Sie verstummten. Er ist nicht mehr!

Die Olivenbäume wehen nicht mehr über ihm und er beweint nicht mehr den großen altväterlichen Maulbeerbaum, der

in seinem Hofe stand, unter dem er aufwuchs und den er abhauen mußte, weil er dem Nachbar Schaden that. Die Seinigen sind ruhig in Bellano und vergnügen sich an seiner Freude über einen Brief von ihnen, den sie jetzt in seinen Händen wissen und der ihm sagt, daß seine geliebte Frau von einer sechswöchentlichen Krankheit genesen sei. Er ist auch genesen.

Aber der Mailändische Boden, in dem er geboren wurde, sieht ihn nicht mehr. Er wird nun ganz einheimisch auf und in unserer voigtländischen Erde. Er reiset nicht mehr alle zwei Jahre in's angeborene Vaterland, sondern ruhet auf ewig in dem angestorbenen. Die Wellen des Komer See's können nicht mehr an sein Grab spülen.

Wo ist die Hofecker Lust des 20. Juli?

139.

Den 21. März 1798.

Das Gebilde steht vor mir, an dem wir das Schicksal während deines vergangenen Lebensjahres, während deines zweiten Geburtsjahres nur einzelne Hammerschläge thun hörten.

Als du heute vor einem Jahre aufstandest, ging die Sonne über den zerrissenen Wolkenhimmel auf; du sahest über den Mühlgraben, über die Saale, über die falben, nur hin und wieder grünenden Wiesen und über den ausgetretenen Leimitzer Bach zum Wartthurm hin, eingedenk des vergangenen Lebens, unbewußt des künftigen Schicksals, sehnend nach der liebenden Mutter.

Sie lebte noch.

Du gingst zu ihr, und als du die Thüre öffnetest, war sie glücklich. Die Freude nahm ihr das Gefühl des nahenden Todes.

Sie wußte nicht und du wußtest nicht, daß du heute die Mutter und die alten Freunde nicht mehr sehen und in den Armen der neuen die Treue der alten finden, daß du heute die alte mit neuer Liebe verdoppelt empfangen, in einer andern Gegend, unter andern Menschen, zugleich in das Grab der Mutter und des Jahres wehmüthig und sehnsüchtig zurückblicken würdest.

Du standst während des größten Theils des vergangenen Jahres zwischen dem Tod und zwischen deinem neuen Leben, zwischen jenem, der dir die gute Mutter nahm, und zwischen diesem, der dir die edle Freundin gab.

Als du Abends an deinem vorjährigen Geburttage nach Hause kamst, fandest du die Mutter schlaflos: die Freude des Tages war dem Boten des Todes, dem Schmerzengefährten gewichen, der sich an ihr Leben gehängt hatte.

Was that die entfernte, noch unbekannte Freundin? — Sie nahm — so dünkt mir — aus den Blumen- das Fruchtstück, sie las die Verwandlung des Ich in Du und den Geburttag im Briefe Viktors, und sann, — von ihrem und deinem Schicksal getrieben, — ihrer in sich verschlossenen Liebe, den Anblick, die Theilnahme, das Wohlwollen, die Achtung, die Liebe meines Jean Paul zu erringen und sie verzweifelte und hoffte.

Ach, so lag dein Schicksal da und du kanntest es nicht; so war die Trennung von mir geschehen und ich ahndete sie nicht!

Was sind unsere Vorsätze? Viel, wenn sie den Augenblick, wenig und nichts, wenn sie Jahre umfassen.

Weil wir das Glück ahnden, weil wir wähnen, wir kennen das unsrige, denken wir immer, wir können es wählen; aber die einzelnen Augenblicke, die uns zu seiner Wahl gegeben sind, sind es auch zum Verabscheuen des Eigennutzes, zur Selbstvergessenheit, zur Aufopferung, und in dem Zeitpunkt, wo wir das Glück des Lebens, an dem wir lange bildeten, an dem wir lange hingen, ergreifen sollten, erscheint es uns als Eigennutz und wir verwerfen diesen im großmüthigen, wenn auch oft nur augenblicklichen

Gefühl einer höhern und selbstverläugnenden und aufopfernden Würde.

Ich springe über große Zwischenräume, wie über die Klüfte, die der Frost in die Gletscher riß, und ich komme auf die Höhe des Gotthard, der jetzt durch den Freiheitbaum noch höher werden soll; ich stehe im vergrößerten Berg- und Hexen-, Brocken- und Seegesicht und darum laß mir die mich vergrößernde Täuschung, darum laß mich nur das anführen, was sich von deinem Leben gegen mich gekehrt hat, was im gemeinschaftlichen Genuß auch mir mit gegeben worden ist.

Wir gehen mit getheiltem Herzen zu unserem E. nach Steben; wir kehren wieder und trennen uns wieder; mich führt mein Glück nach Bayreuth und dich nach Eger, und hinter uns geht der Tod, der die Leiden und die Freuden der liebenden Mutter verlängern will, und vor dir und schneller als der Tod geht dein Schicksal; es nimmt, ehe du jenen verborgenen Gefährten erblickst, deine Hand; du reichst sie unbewußt; es führt dich zur neuen Freundin, und sobald es dir diese gesichert hat — denn gutmüthig meint es, daß das sehnsüchtige menschliche Herz den Ersatz der entzogenen in der gewährten Liebe finden könne und daß die Riesenarme der Liebe nicht die Welt umfassen, sondern nur den einzelnen, wankenden Menschen — läßt es dem Tod sein Werk vollführen, und der bekümmerte Sohn verläßt die sehnende Freundin und tritt an das Grab der entschlummerten Mutter mit liebenden und segnenden Mienen.

Das Herz wird weiter, aber für Schmerz und Freude. Was verdrängender Ersatz, was vergeltender Gewinn sein sollte, das „wird nur ein Glied in der großen, sich immer verlängernden Kette, und an die Sehnsucht nach dem Vergangenen, nach dem Unwiederbringlichen — schließt sich die Freude über das Gewonnene an."

Das Leben wird wechselnder, jede Freude vergänglicher und das Glück unstäter und das Gemisch bunter; die Wehmuth, der

Muth zu Opferungen und die Verachtung des Lebens wird größer; die Hoffnung, das Ringen nach Glück und der Schmerz des Mißlingens wird kleiner; das Gemisch wird bunter, der blendende Schattenwechsel des mit durchbrochenen Wolken umzogenen Himmels gewohnter; die alten Freuden werden neuer, die neuen frischer, der Verlust der alten wird fühlbarer und der Untergang der neuen gegenwärtiger; die Fassung auf alles kommt uns näher, wird uns vertrauter und der Muth erhabener: jede Liebe bekannter und sehnsüchtiger, jede Sehnsucht wird größer und umfassender und der prismatische Schein des vergangenen Lebens, des gegenwärtigen und des (gehofften) zukünftigen, spielt auf einmal von schwarz zu weiß durch alle Farben.

Jetzt reihet sich alles aus deinem ersten und zweiten, aus deinem alten und neuen Leben zusammen, und in die ausgebreiteten Arme drängen sich immer mehr Menschen und in das geöffnete Herz ziehen sich immer mehr Freuden und mehr Schmerzen ein und sie schweben in buntem Gemisch neben einander; wir sehen sie auf einmal an und denken der Zeit der entflohenen Jugend, wo wir allmälig empfingen, wo jeder Augenblick, vom andern gedrängt, sein eigenes Ganzes war, wo jeder — freudig oder schmerzlich — rein empfangen und rein genossen (und der erste nur in der Erinnerung verewiget) wurde.

Die zweite Trennung von den Freunden verdrängt (und erinnert an) die erste vom Grabe der Mutter.

Du siehst in einer mildern Gegend die welkenden Blumen des Herbstes; die Frühlingsblumen eines neuen Jahres siehst du wachsen, siehst du blühen, fühlst du duften; aber es sind Blumen eines einzigen Jahres. Du siehst sie, damit du wissest, was die perennirende und deine Ewigkeit sei; damit du ihre zeitlichen Gaben empfängst mit der Ahndung der Unsterblichkeit und unter dem Gefühl der Vergänglichkeit ihres nur Tage dauernden Blühens, ihres wechselnden, nur Jahre dauernden Grünens. Alles,

Alles, damit es sich nicht überlebe, endiget sich, um sich vervielfältigt zu wiederholen.

Dein Dasein wird sein wie die Natur, für dich nur in vergänglichen Blüthen, für die Menschen in ewiger Erneuerung.

So, indem du jenes nur sahst und dies vergäßest, nahte sich dir der Genius deines übrigen Lebens. Er führte die Freundin, die er dir gab, früher schonend und liebend zu dir, ehe er dir die Mutter nahm.

„Ich habe, sagt er, über dich entschieden. Hier gebe ich dir ein Wesen, das ganz in dir lebt, das dein Wesen, deinen Werth ganz fühlt und versteht. Die Leiden, die es erfuhr, schweben über sein verklärtes Gesicht, wie die Abenddämmerung über den goldenen Bergen im Abendroth. Es wähnte, die Sonne sei ganz hinunter gegangen und alles werde sich verdunkeln; aber freudig erblickt es in der Nacht die hohen weißen Schneeberge: — so verkläre ich es, indem ich dir es gebe.

„Siehe hier mein Walten! mein stilles Wirken, das Werk des Jahres, das Gewebe deines Lebens! Siehe, dein zweites Geburtjahr ist vergangen und du trittst in dein zweites und neues Leben, und die Liebe trägt dich und ihr Wehen fühlst du und keinen Dank bedarfst du, und keinen Dank verlang' ich."

Möge dir dein neues Lebensjahr Alles, Alles geben, was die Welt noch dir darbieten kann, alle menschlichen Freuden, die dem Manne die Geliebte, das Haus und die schönern Hoffnungen geben können, und die künftigen Jahre mögen zugleich die Erneuerung und die fröhliche Wiederholung des heute beginnenden und unaussprechlich erfinderisch sein.

Dein Dein

O.

140.

F. H. Jacobi an Joh. Fr. Jacobi.

Eutin, den 3. April 1799.

Ich setze mich hin, mein lieber Fritz, um ausführlich an dich zu schreiben, um mit dir zu Rath zu gehen wie mit meinem älteren Bruder, wie mit dem Freunde, den man mehr hört, als sich selbst.

Mein Thema ist der von neuem ausgebrochene Krieg, Schenk's Versetzung nach München und die Verworrenheit meines Vermögenszustandes und meiner ganzen äußeren Lage.

Wenigen Menschen ist so viel Gutes und so viel Böses auf Erden widerfahren als mir. Meine Schicksale gleichen meinem Geistes- und Gemüths-Charakter, und sind zum Theil durch diesen bestimmt worden. Ich habe den Begebenheiten, in die ich verwickelt wurde, widerstanden oder nachgegeben, nach dem Maße meiner Kraft und Ohnmacht. — Ich habe ohne alle Vergleichung mehr gelitten als genossen, jeden begangenen Fehler tief gefühlt, die Stimme des Rechts und des Gewissens immer laut in mir erhalten.

Ich bin jetzt in meinem sieben und fünfzigsten Jahre. Ich habe nicht ganz umsonst gelebt; ich bin weiser geworden für mich selbst und für andere; mancher Segen ruht schon auf mir, und es scheint, als sollte noch größeres über mich kommen. Dieser Gedanke heitert mein Alter sehr auf, aber ich fühle zugleich auch sehr mein Alter. Du würdest dich wundern, wenn du sähest wie ich seit zwei Jahren abgenommen habe, und Max würde sich wundern, der mich erst vor neun Monaten sah. Mein Geist ist nicht in demselben Maße schwach geworden wie mein Körper; ich kann ihm wirklich seine Rechnung nicht machen; aber daß mein

Gedächtniß sich verdunkelt, ist gewiß. Auch nimmt ein gewisser Hang zur Schwermuth, den ich von meiner Kindheit an habe, überhand; ich fühle mich davon beständig minder oder mehr gedrückt, zumal in der zweiten Hälfte des Tages; doch erhält sich daneben noch immer meine Heiterkeit, und es kommt mir zuweilen vor, als nähme sie in dem Maße bei mir zu, wie der blos natürlich frohe Muth, jugendliche Munterkeit und Lust am Leben mich verläßt.

Um mir aber mit dieser Heiterkeit zu helfen, mit ihr die Finsterniß aus mir zu vertreiben, bedarf ich einer ruhigen Lage; es muß still um mich sein von Geräusch und Sorgen. Niemand kennt mich von dieser Seite, wie ich mich selbst kenne; ich kann es nicht bedeuten und möchte es nicht, wie mir oft alles um mich her so lärmend, die Menschen insgesammt so durch und durch zerstreut vorkommen — und wie ich wehmüthig darüber werde in meiner tiefen, still-horchenden Besinnung. So war ich immer und selbst in der Feuersbrunst meines Jünglingsalters sammelte jede große Zerstreuung, so wie jede Leidenschaft, mich nur wieder tiefer in mich selbst, und vermehrte dann mein Sehnen nach der Ruhe, nach dem Frieden, den ich den Frieden Gottes nannte. — Ich darf dem Hange, mich hierüber weiter auszulassen, nicht folgen; ich würde mich dadurch von meinem nächsten Zweck zu weit entfernen.

Meine äußeren Schicksale weißt du im Allgemeinen; wie mancherlei Wechsel ich erlebt habe, wie eine Verwirrung der anderen folgte, und ich nie im eigentlichen Verstande des Lebens habe froh werden können. Ich habe mir manches dabei vorzuwerfen, aber dagegen auch manches zu meiner Entschuldigung anzuführen.

Im Jahre 1794 wanderte ich aus. Dieses Schicksal traf mich gerade in dem Zeitpunkte, wo der gute Gang der Geschäfte mich hoffen ließ, ohne gewaltsame Mittel aus dem Gewirre zu kommen und in behaglicher Ruhe mein Alter hinzubringen. Wie

sehr dies nun anders geworden ist, brauche ich dir nicht zu sagen; ich brauche dich nicht an deine eigenen Sorgen, die du mir vor zwei Jahren offenbartest, zu erinnern: sie können seitdem schwerlich sich vermindert haben. Was ich dir damals über diesen Artikel schrieb, weiß ich nicht mehr; aber das weiß ich, daß ich schon lange den Vorsatz gehabt hatte, ehe ich nach Hause zurückkehrte, mich auf das genaueste von meinem Vermögens-Zustande unterrichten zu lassen. Der Augenblick der Entscheidung schien seit dem Dezember 1795, wo ich die Nachricht von dem Tode des Herrn v. Clermont zugleich mit der Nachricht eines geschlossenen Waffenstillstandes erhielt, beständig so nahe, daß ich schon darum nicht vorgreifen zu dürfen glaubte. Ein anderer eben so wichtiger Grund war die Ungewißheit, wie unsere Familienverhältnisse sich schließen würden. Diese Entscheidung traf mit dem vorläufigen Friedensschlusse im Frühjahre 97 zusammen. Ich suspendirte nun alle Deliberationen, wurde guten Muthes und hätte vielleicht, uneingedenk meines Vorsatzes — ermattet durch meinen damals höchst kläglichen Gesundheitszustand im Spätjahre — mich auf den Weg gemacht und meinen Kindern mich in die Arme geworfen, wenn nicht der schreckliche 18. Fructidor erschienen, und die Hoffnung eines rechtschaffenen Friedens verschwunden wäre. — Wie vor dem 18. Fructidor die Sachen in Frankreich standen, da Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Moralität und Religion wieder aufzuleben und mit überwiegender Gewalt sich geltend zu machen schienen, war es mir nicht moralisch unmöglich, schien es mir nicht ärger als der Tod, selbst ein Republikaner zu werden. Ich dachte also, wenn es sich mit meinem Vermögens-Zustande auch nicht vertrüge, daß ich Pempelfort behielte, so dürfte ich die Rückkehr dennoch beschließen; ich könnte mich unter meinen Kindern niederlassen. — Seitdem sind die Gedanken in meinem Kopfe über diesen Gegenstand immer durcheinander geschwommen wie im Traume. Nun bin ich auf einmal wach geworden und mit Schrekken aufgefahren, da die Nachricht kam, der Krieg, fürchterlicher

als zuvor, breche aus, und mit dieser Nachricht zugleich die Botschaft: Schenk ziehe nach München.

Den Brief von Schenk, worin er mir seine Beförderung meldete, erhielt ich am Ostertage. Lange hat mich nichts so ergriffen, mich so durch und durch erschüttert. Mein schwaches Gedächtniß wurde plötzlich stark, meine ganze Einbildungskraft aufgeregt: ich übersah alles mit einem Blick.

Es ist unmöglich, daß ich Pempelfort behalte, wieder dahin ziehe, mich dort einrichte, lebe und genieße, ohne mein und euer Vermögen vollends zu zerrütten; denn dieses steht mir klar wie die Sonne vor Augen.

Es bleibt mir also nur die Wahl, mich hier in Eutin niederzulassen, oder nach Aachen zu ziehen. Diese Wahl anzustellen, darf ich nicht länger verschieben. Ich und noch weniger Lene halten das unstäte und flüchtige Leben länger aus, des Aufwandes, den es erfordert, nicht einmal zu gedenken. — Daß ich gern zu dir, zu deinen Brüdern, zu Clärchen käme, traut Ihr, denke ich, meinem Herzen zu. Aber so stark dieser Zug ist, so stark ist dagegen der Abscheu, den ich fühle, ein Unterthan jener Teufel — jener ekelhaften und verächtlichen Scheusale zu sein, denen ich gehorchen müßte. Und wenn ich auch von dieser Empfindung weg sehe, so tödtet mich schon der bloße Gedanke an die leibliche und geistige Sklaverei, die ich in dieser ungereimten und abgeschmackten Republik ohne Republikaner zu dulden hätte. Ich wäre abgeschnitten von allen meinen Verhältnissen, von meinem Wirkungskreise, und das gerade in einem Zeitpunkte, wo meine Wirksamkeit am stärksten aufgefordert wird. Ich dürfte weder reden, noch lesen, noch schreiben, d. h. öffentlich bekannt machen, was ich wollte. Mit einem Worte, ich wäre deportirt — ich wäre aus der Zeit, in der ich entstanden bin, und in der ich 57jähriger Mann allein noch fortleben, meine Persönlichkeit genießen, auf eine Herz und Geist erhebende Weise mich fühlen kann, entrückt. — Ich gebe dir hier nur Punkte, um darüber weiter nachzuden-

ken, an. — Aber auch einen ruhigen todten Aufenthalt auf republikanischem Boden, die Kriegsgefahren abgerechnet, kann ich mir nicht einbilden. Wie kann eine Tyrannei bestehen, die durch Verbündete ausgeübt wird, die zum Grunde ihres gegenseitigen Vertrauens nur eine gleiche Theilnahme an Mord, Raub und Schande haben, und die von 30 Millionen Menschen einstimmig von ganzem Herzen und von ganzer Seele verachtet und gehaßt werden? Ein solcher Bund gegen alles, was gut, ehrbar, gerecht und heilig ist, ein solcher offenbarer Bund der Gottes- und Menschenverachtung, kann nicht lange stark bleiben. Eine neue, große, allgemeine Erschütterung steht also gewiß bevor. Freilich werden die neu hinzugekommenen Provinzen davon weniger zu leiden haben, als die innern. Dagegen droht ihnen der Krieg, dessen Wege, Umfang und Entwickelung niemand voraussehen kann.

Siehe da meine Betrachtungen, lieber Fritz! Mache sie zum Gegenstande der deinigen und sage mir offenherzig, wie du glaubst, daß du an meiner Stelle empfinden, denken, dich bestimmen würdest. Es fällt mir schwer, mich zu entscheiden; ich wünschte mir einen höheren Befehl, dem ich blindlings folgen müßte. Stehe mir bei, du Guter, in diesem Kampf. Lene wankt hin und her. Darauf aber steht sie fest, daß wir vor Winter eine bleibende Stätte haben. Sie geht zu Grunde, wenn das nicht geschieht, das sehe ich.

141.

Jean Paul an F. H. Jacobi.

Coburg, den 30. Januar 1804.

Geliebter Heinrich, im Winter ist dein Schweigen beklemmend, weil ich den Frost als das rechte Nervengift ansehe, und

daher auch deinen Aufenthalt unter der Tatze des Eisbären kaum begreife. Sende mir doch bald ein Wort, da ich ohnehin seit dem zermalmenden Tode Herder's nichts weiter habe, als einen leeren blauen Himmel der Nacht; und du bist noch der helle freudige Abendstern. Ziehe langsam deiner Sonne nach und gieb noch dem, der dich liebt, dein Auge und deinen Blick. Ach, ich habe meinen Herder recht geliebt; denn nie war mir ein Mensch in persönlicher Erscheinung so viel; und was fragte ich nach dem, was ich zu vergeben hatte? Ich wußt' es ja kaum. Ein (zuletzt physisch) kränklicher Ehrgeiz war seine einzige Schwäche; warum soll aber der Freund nicht den Freund lieben, wie die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten, und an ihm, wie der Fromme an Gott, dessen beste Welt, ertragen? Jacobi! hätte ich doch nur einmal dein lebendiges Gesicht gesehen, dein lebendiges Wort gehört, dann möchte von uns welcher wollte zuerst von dannen gehen!

In meinen ästhetischen Abhandlungen komme ich oft an oder in das heilige Land, wo deine Seele wohnt; und du wirst in ihnen überhaupt auf weniger abenteuerliche Thiere und Bildungen stoßen, als in meinen andern Werken.

142.

Wieland an eine deutsche Fürstin.

Gnädigste Fürstin!

Der letzte Brief, den ich von unserer in die unsichtbare Welt übergegangenen Freundin erhielt*), war vom 26. Januar d. J.

*) Sophie v. La Roche.

Wie wenig konnte ich, als ich ihn las, mir träumen lassen, daß er wirklich der letzte sei! Daß die liebe, noch so lebhaft fühlende, sich ihres achten Jahres, und der über das Wahre hinausgehenden, oder auch von dem achtjährigen Kinde nicht richtig genug verstandenen Sittenregel, die ein frommer Pfarrer ihr damals ins Herz strahlte, sich so lebhaft noch erinnernde, an allem noch so warmen Antheil nehmende Frau am folgenden 18. Februar schon entschlafen sein würde? Ich hielt nichts für sicherer, als daß sie mich um viele Jahre überleben würde, aber es scheint mein Schicksal, daß ich alles, was ich am meisten und innigsten liebte, überleben soll. Bald habe ich, außer meinen größtentheils weit von mir entfernten Kindern nichts mehr zu verlieren. — Auch hat mich der Verlust, den ich am 9. November 1801 erlitt*), gegen jeden andern so abgestumpft, daß nur einer ist, den ich meinem jetzigen Gefühl nach nicht ertragen könnte. Ihnen, meine gnädigste Frau, die unserer verewigten Freundin so viel näher waren, und wie es scheint — denn ich weiß gar zu wenig von Ihren äußerlichen Verhältnissen — schon viele Jahre in engerer Geistesverbindung mit ihr lebten, muß ihr so wenig vermutheter, schneller Abruf aus diesem Leben freilich sehr schmerzlich fallen. Die Lücke, die dadurch entstand, ist unersetzlich.

Aber die Welt kann zufrieden sein, eine so außerordentliche Frau — die von ihrer Kindheit an für diese Welt viel zu gut war — 76 Jahre lang besessen, und 36 Jahre die Früchte ihres mit ihrem Herzen gänzlich in Eins verwebten, und gleichsam zusammengewachsenen Geistes dankbar und undankbar genossen zu haben. Für uns lebt sie jetzt nur noch, in so fern wir ihrer gedenken, und das wollen wir, und noch oft in unsern Briefen auf sie zurückkommen. Denn die köstlichen Worte „sehen Sie mich an als ihr Vermächtniß," lassen mich hoffen, daß es Eurer Durchlaucht Wunsch und Wille ist, in einen freundschaftlichen

*) Der Todestag der Gattin Wielands.

Briefwechsel mit Sophiens ältestem Freunde zu treten, und ihrer Liebe zu ihm, als eines verlassenen und von keinem ihrer Erben angesprochenen Gutes um so unbedenklicher und geneigter sich zu bemächtigen, da Sophie selbst, wenn sie mir in ihrer Krankheit geschrieben hätte, mir die Ihrige, die ihr so theuer war, vermacht haben würde. Ich bin sonst nicht dafür bekannt, daß ich sehr freigebig mit meinen Briefen sei, aber mit Ihnen, gnädigste Frau, den angefangenen Geistesumgang und Gedankentausch so lange, als ich noch lesen und schreiben kann, fortzusetzen, wird für mich die angenehmste und interessanteste Erholung von der langwierigen, ernsten und anstrengenden Arbeit sein, die ich mir selbst für den Rest meines Lebens aufgelegt habe*).

Apropos von Vermächtnissen, darf ich so frei sein, Euer Durchlaucht zu fragen, ob Ihnen nicht bekannt ist, wie unsere Freundin über ihre Papiere und Briefe, besonders über die von Julie Bondely, und über diejenigen von den meinigen, die sie etwa des Aufhebens werth geachtet, disponirt hat? Es wäre mir schmerzlich, wenn Juliens Briefe in profane Hände kämen, und daß Sophie, wenn sie ihr Ende auch nicht mit Gewißheit vorausgesehen hat, nicht auf alle Fälle verordnet haben sollte, daß mir, wenn sie diese Krankheit nicht überlebte, alle meine Briefe zurückgeschickt werden sollten, kann ich mir kaum vorstellen. Vielleicht haben Eure Durchlaucht Gelegenheit einige Kunde hierüber einzuziehen. Wenn Julie Bondely's Briefe Ihnen vermacht worden wären, dann wären sie in den rechten Händen. Sie sind ein wahrer Schatz für Jemand, der ihren Werth zu schätzen weiß, und ich selbst habe auf keine Weise an ein Näherrecht Anspruch zu machen.

Nun auch etwas über Euthanasie. Eure Durchlaucht haben aus diesen Dialogen ersehen, daß ich, trotz dem wunderbaren Beispiele, das die verstorbene Großmutter des jetzigen König

*) Die Uebersetzung der Briefe des Cicero.

von Schweden erzählte, und sogar ungeachtet der von mir selbst in der Euthanasie erzählten Geschichte von der Erscheinung der sterbenden Frau v. B. wenige Minuten vor ihrem Tode, die ich unmittelbar aus ihrer Tochter eigenem Munde habe, Geistererscheinungen für etwas schlechterdings Unglaubliches halte. Die von mir angegebenen Gründe scheinen den Beifall meiner Freundin zu haben. Und doch wollte ich wetten, es geht Ihnen in gewissen Momenten wie der (erdichteten) Schwester meines nicht erdichteten Wilibalds — alle möglichen Vernunftgründe können nicht nur das Herz nicht zum Schweigen bringen, sondern auch nicht verhindern, daß die Einbildungskraft sich selbst mit der Vorstellung täusche, es sei doch nicht absolut nothwendig, daß eine verstorbene Person wirklich erscheine, d. i. willkürlich durch natürliche, wiewohl uns unbekannte Mittel, entweder auf unsere Sehnerven, oder auf das Sensorium der Seele so wirken könnte, daß wir uns für gewiß halten, sie wirklich zu sehen und zu hören. Gegen diese vermeinte Möglichkeit nun habe ich einen Grund in petto behalten, der mich selbst stärker, als alle Vernunftgründe überzeugt, und die wahre Ursache ist, warum ich alle Geistererscheinungen für Mährchen, oder, wenn ich dem Erzähler meinen Glauben nicht versagen kann, für Täuschungen halte. Und worin, fragen Sie mich, besteht denn dieser geheime Grund? Darin, daß ich mir selbst sage, wenn eine Möglichkeit, daß die Geister der Verstorbenen erscheinen könnten, wäre, warum, wenn auch alle Andere, die ich im Leben geliebt, sich nichts mehr um mich bekümmerten, warum habe ich von meiner Gattin, die ich 35 Jahre lang ohne eigentliche Leidenschaft mit einer Anhänglichkeit liebte, wovon wenige Menschen einen Begriff haben: die ebenfalls ohne Leidenschaft mit einer noch viel reineren Liebe nur für mich lebte, kurz, die mir buchstäblich alles war, was Wilibald in der Euthanasie sagt — warum, sage ich, hast du von dieser treuen Seele nie eine Erscheinung gehabt? Warum, wenn Geister auf unsere Seelenorgane wirken können, erscheint sie dir nicht alle

Wochen wenigstens einmal im Traum und unterhält sich mit dir, da sie doch weiß, wie unaussprechlich glücklich sie mich durch eine solche Herablassung zur menschlichen Schwachheit machen könnte? Sie kann also nicht, oder sie darf nicht, und warum sollte es denn nicht mit allen Andern eben dieselbe Bewandtniß haben? — Da ich nun auf diese Fragen keine Antwort habe, so treten auf einmal die Vernunftschlüsse wieder mit ihrer vollen Kraft ein und wirken wieder. Eine meiner hiesigen Freundinnen wollte in allem diesem etwas Egoistisches finden. Sollte das etwa auch bei Ihnen, gnädigste Frau, der Fall sein? Ich wenigstens kann mich nicht davon überzeugen.

143.

Belvedere, am 8. September 1808.

Wie könnt' ich — dies waren gestern, als ich erwachte, meine ersten Gedanken — wie könnt' ich den ersten Tag meines sechs und siebenzigsten Jahres schöner beginnen, als wenn ich zu meiner geliebten Fürstin nach ** flöge, um, vermöge des wohlhergebrachten Vorrechts der unsichtbaren Wesen, unangemeldet in Ihr Zimmer zu treten und Ihr, mit einem herzlichen Morgengruß und dem Gelübde einer unwandelbaren Freundschaft bis in den Tod, meinen besten patriarchischen Segen darzubringen. Denn warum sollte ich mich dieses Patriarchenrechts nicht eben sowohl anmaßen können, als der alte Patriarch Jakob? Ich, der nach Verhältniß unserer Zeit zu der seinigen, nicht viel jünger bin als er, da er zum Pharao in Egypten sagte: „wenig und bös ist die Zeit meines Lebens und reichet nicht an die Zeit meiner Väter." — Ich meines Orts müßte die undankbarste Seele von der Welt sein, wenn ich zu meiner Fürstin, oder zu irgend einem Pharao ein gleiches sagen

wollte. Ich habe zwar in fünf und siebenzig vollen Jahren, Gottlob! kein glänzendes noch sonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag gesehen, sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben: aber dem ungeachtet verdank' ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundlich schönes Gewebe der 27,593 Tage (die Schalttage mitgerechnet) meines Lebens, daß ich mich zu täuschen glaube, wenn ich gegen einen trüben oder stürmischen, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war ich unvermerkt wieder eingeschlummert und im Begriff den meiner gütigen Fürstin zugedachten Morgenbesuch im Traum abzustatten: als ich durch eine anmuthige Musik von Blase-Instrumenten (die ich vorzüglich liebe) und die, unter einem Fenster meines Schlafzimmers placirt waren, erweckt und überrascht wurde. Ich merkte, wie natürlich, sogleich die wohlgemeinte Veranstaltung und Absicht meiner Kinder: und wiewohl ich sonst kein Freund von Festivitäten bin, worin aus und mit mir großes Wesen gemacht wird, so nahm ich mir doch diesmal recht ernstlich vor, den mir so gewöhnlichen Gedanken, daß man mehr für mich thue, als ich verdiene, heute nicht in mir aufkommen zu lassen, sondern mich jedem angenehmen Eindruck unbefangen hinzugeben, und alles was meine Kinder und Freunde zum Zeichen ihrer Liebe mit mir anfangen würden, eben so gut und herzlich aufzunehmen als es gemeint war. Schon die Musik, die abwechselnd und mit kleinen Pausen

über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung gesetzt, besonders durch die Melodie eines der schönsten Lieder von der Komposition eines vor vielen Jahren schon verstorbenen liebenswürdigen (aber leider! wenig glücklichen) Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit und an so viele selige Stunden, die ich seinem schönen Talent für Musik, Gesang, Dichtkunst und gesellige Vergnügungen überhaupt, verdankte, um so mehr bis zu Thränen rührte, da mehr als ein Tropfen Wermuth in das Angenehme dieser Souvenirs gemischt war ꝛc. Unvermerkt kam unter Musik und einigen möglichst leisen Hammerschlägen die Stunde, wo ich einen Wink erhielt, daß meine Kinder mich in ihrer Mitte erwarteten. Welch ein schöner Anblick stellte sich dem alten wohlgemutheten und für Scenen dieser Art so reingestimmten Vater dar, da er in das größte Zimmer eintrat. — Alle Fenster, Spiegel und Thüren mit großen zierlich mit Blumen durchwundenen Festons von Eichenlaub behangen, in der Mitte drei kleine, mit Blumen reich geschmückte und mit mancherlei Gaben und Geschenken beladene, altarähnliche Tische — vor diesen die drei lieblichen Kinder meiner Tochter Julie Stichling, alle drei in einem zierlich einfachen Genienkostüm, selbst bekränzt, und Jedes in kindlich froher Befangenheit dem Großvater einen Kranz von Lorbeern, Myrthen und auserlesenen Blumen darreichend — und um alles dies der Kreis meiner Kinder (deren nämlich, die nicht durch eine Trennung von siebenzig bis achtzig Meilen verhindert waren an diesem Familienfeste Theil zu nehmen), der Vater und die Mutter der drei Kleinen, meine beiden Töchter Caroline und Louise, meine erwachsenen Enkelinnen Amalie und Wilhelmine, und die einzige Tochter meines verewigten Freundes Herder, Louise; die Tochter meines Herzens, mir um ihres großen Vaters und um ihrer selbst willen so lieb, als ob sie meine leibliche Tochter wäre, und mir und den Meinigen mit wahrer kindlicher und schwesterlicher Liebe zugethan.

Daß in den ersten Momenten dieser rührenden Scene Umarmungen und Thränen der Liebe und Freude die einzige Sprache waren, brauche ich meiner theuern Fürstin, deren Herz der schönsten und lautersten menschlichen Gefühle so empfänglich und gewohnt ist, nicht zu sagen. Es war wirklich einer der süßesten Augenblicke meines Lebens — und selbst die Dekorationen der Scene erhielten einen besondern Werth in meinen Augen, weil alles von Louise Herder (die ein poetisches Wesen ist und ungemein viel Geschmack und Geschick sowohl als Lust und Liebe zu solchen Dingen hat) mit Beihülfe meiner Töchter und erwachsenen Enkelinnen zu Stande gebracht worden war, ohne daß sie einer fremden Hand das mindeste dabei zu thun gestatten wollten, den einzigen Schloßvogt ausgenommen, der die Nägel einschlug, woran die großen Laub- und Blumengehänge befestigt waren.

Nach und nach langten nun mehrere Glückwünschende Freunde aus der Stadt, und vornehmlich diejenigen an, welche sich mit einander vereinigt hatten, meinen sechs und siebenzigsten Geburtstag im Belvederischen Schlosse feierlich zu begehen, und an deren Spitze meine drei ältesten weimarischen Freunde vom engern Ausschuß sich befanden, der erste geheime Rath und Minister unsers Herzogs, von Voigt, der geheime Rath und Oberhofmeister der Herzogin, von Einsiedel und der Legationsrath Bertuch, alle drei damals Männer von etlichen zwanzig Jahren, als ich in meinem vierzigsten von der seligen Herzogin Amalie, als Vormünderin und Regentin, zur Vollendung der Erziehung ihrer beiden Söhne nach Weimar berufen wurde.

Eine zahlreiche und mit der aufmerksamsten Rücksicht auf mich ausgewählte Gesellschaft aus allem, was sich in Weimar unter beiderlei Geschlecht durch Talente, Schönheit und Bildung und Liebenswürdigkeit auszeichnet, war zu diesem Fest eingeladen; Adelige und Nichtadelige, Hofleute und Geschäftsmänner, eine vermischte Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, die alle so schön zusammenpaßten, daß ich mich nicht erinnere, jemals eine

auserlesenere und mir angenehmere Gesellschaft um mich gesehen zu haben: alle von einerlei Geist und Gefühlen der Achtung und Liebe für den alten Mann in ihrer Mitte belebt und voll herzlicher Freude über sein Wohlbefinden, seine Munterkeit und dankbare Zufriedenheit mit allem, was so viele gute und schätzbare Freunde thaten, um ihm den warmen Antheil, den sie an ihm nahmen, zu beweisen. Was dieses freundschaftliche Fest auf eine ganz besondere und seltene Art ausgezeichnet war der Umstand, daß die allgemeine, zwanglose und kordiale Fröhlichkeit einer Tafel von acht und zwanzig Personen auch nicht einen Augenblick die schöne und so sehr von mir geliebte Grenzlinie der Mäßigung und feinsten Anständigkeit überschritt, und selbst der Freudengeber Bacchus (der seine besten Gaben hier spendete und sonst, auch in guter Gesellschaft, eben nicht der Bescheidenste unter den Göttern ist) die Grazien nie verlegen machte, geschweige verscheuchte.

Auch die Natur selbst schien sich, gegen alles, was die vorgehenden Tage hoffen ließen, vorgesetzt zu haben mir Gala zu machen. Die ersten Morgenstunden mild und sonnigt; gegen zehn Uhr überraschte uns ein kleiner Sturm und Regen: aber in wenig Stunden heiterte sich die Luft wieder auf und der ganze Nachmittag und Abend war so schön, als man nur wünschen konnte. Die Gesellschaft brachte nach Tische eine Stunde im Garten zu und vereinigte sich dann wieder in einem Saale des Schlosses zu fröhlichen Tänzen, wo meine alten Augen an den lieblichen Gesichtern und nymphenhaften Gestalten der meisten Tänzerinnen ihre Lust sahen. Das beste an diesem Ball war indessen, nach meinem Geschmack, daß er nur zwei Stunden dauerte. An einem solchen Tage, da es Pflicht für mich war, mich der Gesellschaft, die nur für mich da war, hinwieder ganz zu überlassen, blieb nun freilich keine Zeit zur Ausführung meines frühgefaßten Vorhabens eines Besuchs in dem lieben ** übrig: aber heute war ich nach einem sehr guten Schlaf voll von dem gestrigen Tage, daß ich mich nicht enthalten konnte, meiner Fürstin

diese kleine, wiewohl unvollständige Beschreibung desselben mitzutheilen; in der zuversichtlichen Hoffnung, der Antheil, den Sie an mir zu nehmen die Güte haben, werde Sie vor der langen Weile bewahren, womit man gewöhnlich bei dergleichen Beschreibungen befallen wird, die sich freilich in der Wirklichkeit besser ausnehmen als auf dem Papier.

144.

Weimar, den 13. Nachmittags um 5 Uhr.

Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiß, und wovon alle öffentlichen Tageblätter voll sind, daß die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Scene einer der außerordentlichsten Begebenheiten unserer wundervollen Zeit ist — einer Zusammenkunft von zwei Kaisern, vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um, wo möglich, aller Fehde ein Ende zu machen, und Asträa mit ihrem ganzen wohlthätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplimentiren. So etwas wenigstens mußte es sein, wiewohl freilich, außer den beiden Hauptpersonen und ihren trautsten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wußten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so brüyanten und brillianten, nie erhörten Zusammenkunft war.

Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich ging. Der französische Kaiser hatte, um die Fête vollständiger und außerordentlicher zu machen, auch seine Comediens ordinaires von Erfurt

herüber kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner an drei Tafeln, folgte la mort de Cesar, von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, so viel ich nur immer vermochte, von den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (trotz meiner Begierde den außerordentlichsten Mann unserer und, meines Wissens, aller Zeiten in der Nähe zu sehen) — vorgenommen, nicht bei Hofe zu erscheinen, weil ich mir's zum Gesetz gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Ranges, niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diesmal ging ich sogar so weit, daß ich eine Einladung, beim Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber N. fragte zweimal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seinem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beim Ball zu sehen. — Dies ließ mir die Herzogin wissen ꝛc. und nun war kein anderer Rath, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, . . . eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig kostümirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb 11 Uhr. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser, alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich

augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir, wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und (was noch keinem andern meines gleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respekt zu weit entfernt halten mußten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen im Publiko herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzungiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir.

Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Demungeachtet that ich nicht, was zehntausend Andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran.

Den 14.

Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung von dem Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bei dem erstern zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. S. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, daß wir einander näher kommen sollten; denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Gräuel an Voltaire's Mahomed und an der unnatürlichen, monotonischen Deklamation und der mehr als tragischen Wuth, womit die Akteurs die leidenschaftlichen Scenen spielten und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Ekstase setzen. Moi je croyois voir et entendre des possedés, de vrais Demoniaques, et je souffrais mort et martire. Nach dem Schauspiel brachte ich den Rest des Abends bis Mitternacht bei der Präsidentin von Reck in großer, sehr vermischter, aber sehr interessanter Gesellschaft zu. Hier machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich großen Schauspielers unter den Comédies ordinaires de Sa. Majesté, den ich zu Weimar im Tod Cäsars als Brutus sah, und der mich dort hatte besuchen wollen, aber nicht angenommen werden konnte.

Montag Morgens erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Sr. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur; welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien

Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antischambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut, wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden Hülfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antischamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich, sehr artig gegen mich zu sein und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au Niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele ꝛc. Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Portion der vorzimmerlichen Langeweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Maße nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drei merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Cabinet hineingewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurden eben so hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, addressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünf-

mal, eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Il avoit l'air de ne pas s'amuser infiniment du rôle qu'il jouoit. — Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstag begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. Gewiß ist übrigens, daß er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heitern und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freitag zu Weimar befunden hatte — was auch die Ursache davon sein mochte.

Am 11. kehrte ich von Erfurt zurück.

145.

F. H. Jacobi an Jean Paul.

München den 14. Mai 1813.

Ich sehne mich nach einem Worte der Liebe, der Erweckung, der Kräftigung von dir, und schreibe dir, um dich zu bitten, daß es mir werde. Ich habe es schon lange thun wollen, aber ich bin so tief ermattet, so durch und durch leidend, daß es kein Mal geschah, wie von Herzen ich auch wollte. Nun geschieht es heute aus Uebermacht von Unmacht. Ich habe viel an dich

gedacht, viel und oft, und dich inniger geliebt und geehrt, als je zuvor.

Gestern, nachdem ich die politische Zeitung *) gelesen hatte, holte ich mir in der Angst deine Dämmerungen, und las von neuem den schon so oft wiedergelesenen Aufsatz: über den Gott in der Geschichte und im Leben. Hierauf die Sphynxe in dem Schlegel'schen Museum. O du Herrlicher! Wie hat mein Herz, meine ganze Seele dir gedankt! Hast du noch ähnliches zu geben, so gieb es deinem verschmachtenden Freunde. Ich bin betrübt bis in den Tod und ich weiß nicht zu finden das Rufen um Hülfe und Trost womit es Andern gelingt, die Himmel zu zerreißen und ihr Herz zu stillen.

Du schriebst mir im vorigen August: Mein Innerstes und Bestes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines, und ich bin 1812 darüber noch trauriger geworden. Indeß kann man, sobald man das Licht nur recht will, ja warten; die Völker müssen auf dasselbe Jahrtausende warten, das Individuum aber nur bis an seinen Tod. Dies, Lieber, ist eine harte Abweisung, und könnte an jene Worte im Buche Hiob erinnern: „Segne Gott und stirb!"

Schreibe mir, daß du mich liebst, daß du meiner theilnehmend gedenkst. Mein Verlangen nach einem Briefe von dir ist so eigen, daß mir deucht, es müßte schon heute aus der Ferne dich berühren.

*) Nachrichten von den Folgen der Schlacht bei Lützen.

146.

Goethe an Zelter.

Weimar, den 3. December 1812.

Dein Brief, der mir das große Unheil meldet, welches deinem Hause widerfahren *), hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast dich auf dem schwarzen Probirstein des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Ueber die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchraſt haben, daran läßt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem späteren Schiffbruch auch mühsam rettete und mühsam erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnäßte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, „hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen **).“

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben

*) Zelter's ältester Sohn hatte sich erschossen.

**) Anspielung auf ein griechisches Sprüchwort.

ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet: so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und Andere wüthet. Ich getraue mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke noch mehr die Haare zu Berge stehen sollten, als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich, als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapfres Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Uebermaß des Guten zurückhalten.

147.

Johann Heinrich Voß an Ernestine Boie.

Göttingen, 16. Mai 1773.

Liebes Ernestinchen.

Wundern Sie sich nicht, daß ich gleich bei der ersten Anrede so vertraut thue; ein Dichter, wenn er auch noch ein Lehrling ist, muß sprechen, was er denkt, und so sind Sie mein liebes Ernestinchen. Wär' ich ein dichterischer Stutzer, mit andern Worten, ein empfindsamer Dichter, auf deutsch, ein Jacobi, oder

nach Erklärung des theuren Herrn Magister Sebaldus, ein Säugling; so würden Sie schwerlich ohne ein: Holde Grazie, oder Meine Göttin, davon gekommen sein. Vielleicht, um doch auch etwas neues zu sagen, hätt' ich diese Formel noch so verändert: Hochedelgeborne Grazie, oder Mademoiselle Göttin. Das wäre doch recht empfindsam gewesen. Danken Sie dem Himmel, daß ich menschlich rede. Ein wenig allzu vertraut läßt es vielleicht. Aber wozu die Umwege? Wir müssen doch noch bekannter werden, und dann ist die beste Art, frei seine Gedanken zu sagen. Wenn ich Ihnen Rath geben darf, so machen Sie gleich in Ihrer Antwort, denn antworten wollen Sie doch, den Anfang auf eine gleiche Art. Nennen Sie mich, Lieber Voß, oder Lieber Johann, oder lieber — wie Sie wollen, wenn nur lieber dabei steht. Die Verkleinerungswörter möchten bei meinem Namen wohl nicht gut angehn. Denn guter Engel! Liebes Vößchen, das klingt wohl nicht zum besten. Doch wie Sie's gut finden. Sein Sie versichert, daß ich nicht böse werden kann.

Aber zum Henker, was mach' ich da! Ich schreibe das erste Mal an ein Mädchen, und zwar an ein junges, schönes, muthwilliges Mädchen. Ich sollte meine Dreistigkeit entschuldigen, ich sollte sagen, daß ich meine Gesundheit verlieren würde, wenn ich Schmachtender länger schwiege, ich sollte ein paar Träume erdichten, die mich dazu verleitet hätten; auf eine feine Art sollte ich Ihnen alles vorplaudern, was Ihnen alle Morgen Ihr Spiegel vorplaudert, eine Lobrede auf blaue, helle Augen, Wangen der Morgenröthe, Rosenlippen, und was weiß ich alles; endlich sollte ich Ihnen in ein paar Verselchen so etwas vorkrähen, was man Liebe nennt, und ganz höflich um eine geneigte Antwort anhalten. Von allem thu' ich nichts. Ich weiß, Sie werden dennoch meinen Brief nicht übel nehmen, Sie werden ihn beantworten.

Um Ihnen gleich ein Pröbchen von meiner freundschaftlichen Offenherzigkeit zu geben (ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß

der Zweck meines Briefes ist, Sie zu meiner Freundin zu machen), will ich Ihnen eine wichtige Entdeckung machen; Sie müssen sie aber nicht mißbrauchen. Ich bin in meinem Leben nicht verliebt gewesen, und habe mir auch fest vorgenommen, es in meinem Leben nicht zu werden. Ein untrüglicher Beweis davon ist, daß ich noch gar keine verliebte Gedichte gemacht habe. Die paar Minnelieder, die ich Ihnen mitschicke, widerlegen mich nicht. Ich habe sie beide im Namen meines Ururältervaters gemacht; denn von dem sagt die Chronik, daß er sich einmal in ein Mädchen verliebt habe, die blaue Augen hatte. Mein Gelübde habe ich bis jetzt so fest gehalten, daß mir gar nicht einmal die Versuchung angekommen ist, es zu brechen. Nur ein einzigesmal, auch dies will ich Ihnen entdecken, hab' ich ein klägliches Lied gemacht, worin ich meine Sehnsucht nach Liebe nicht undeutlich zu verstehen gab; allein der Fehler ist schon wieder gut gemacht. Das Gedicht ist verbrannt, und ich bereue mein Vergehn aufrichtig. Wenn ich einmal nach Flensburg kommen sollte, so möcht' ich Sie unmaßgeblich ersuchen, binnen der Zeit stets einen Schleier zu tragen; denn Herr M. sagt, daß mir sonst mein Gelübde sehr schwer werden würde. Hier in Göttingen braucht's keine Schleier.

Diese Woche wird Ihr Herr Schwager Jessen uns besuchen. Ich freue mich ganz ungemein. Da soll der liebe Mann was zu erzählen kriegen. Nach allem, nach allem will ich ihn fragen; wenn Sie aufstehen, wenn Sie Thee trinken, wenn Sie spazieren gehen, was Sie gewöhnlich tragen, was Sie lesen; ob Sie auch bisweilen meine Gedichte lesen, ob Sie auch auf Ihren Spaziergängen dann und wann von mir sprechen, ob Sie gutes von mir sprechen, ob Sie wirklich wünschen, daß ich einmal nach Flensburg kommen soll. Wird er mir aber auch alles sagen? Und wenn er nun in Hinsicht meiner so etwas sagte, was nicht allzu behaglich wäre; ha! da wär' ich Frägler bezahlt! In vier Wochen schrieb' ich Ihnen keinen Brief wieder. Und Elegieen,

jämmerliche Elegieen würde ich herstöhnen, und Berg und Thal um Mitleid anrufen.

Klopstock's Abhandlung vom Sylbenmaße hat Ihr Herr Schwager in Verlag genommen, und sie soll vielleicht hier gedruckt werden. Sagen Sie mir, haben Sie die neuen Gesänge des Messias schon gelesen? Welch ein vortrefflicher Ausgang des vortrefflichsten aller menschlichen Gedichte! Erhabener und simpler kann nichts gedacht werden. Sie haben vielleicht schon gehört, daß Klopstock eine prosaische Schrift auf Pränumeration will drucken lassen. Wenn doch Deutschland bei dieser Gelegenheit den Schandflecken ein wenig abwüsche, daß ein König von Dänemark den größten deutschen Dichter belohnen mußte! Aber eine von Wieland's Schriften würde vielleicht mehr Subscribenten finden.

Miller's Minnelieder werden Ihnen gefallen, das weiß ich. Wollen Sie auch mehr Mädchengedichte von ihm? Ich glaube, wenn bisweilen ein Mädchen ihre Empfindungen niederschriebe, es würden solche Gedichte, wie mein Miller macht. Aber es ist auch kein Wunder, der Mensch ist verliebt gewesen, und ist es vielleicht noch, und sein Mädchen mag wohl wenig von der falschen Bescheidenheit gewußt haben, die man in unsern Tagen Ehrbarkeit heißt.

Sind Sie bei dem schönen Frühlingswetter viel spazieren gewesen? Wie gerne möcht' ich Sie nur einmal begleitet haben! Wenn ich mit Esmarch spazieren gehe, muß er immer von Ihnen erzählen, und bisweilen vergess' ich darüber, daß die Nachtigall singt. Wenn Ihr jüngster Bruder hierher kommt, den will ich auch recht ausfragen. Vielleicht hol' ich ihn Ostern ab.

Wollen Sie mir recht viel und zwar bald wieder schreiben, liebes Ernestinchen? Ja, Sie lächeln, Sie wollen es. Nun, so nehm' ich diesmal Abschied von Ihnen. Grüßen Sie Ihre lieben Eltern und Frau Schwester. Wenn ich bei Ihnen wäre, wollte ich Ihnen, wenn Sie sie nicht wegzögen, die Hand küssen; aber es schriftlich zu thun, die Kunst versteh' ich nicht. Also, ganz simpel, leben Sie wohl!

148.

Göttingen, 16. Juni 1773.

Gut, mein liebes Ernestinchen; wir sind also recht ein paar Leute für einander. Ich gefalle Ihnen mit meinem ehrlichen Gradezu, und Sie sagen einem, so ganz ungesucht, so viel niedliche Dinge, daß einem das Herz dabei klopft. Wie entzückend ist die Stelle, wo Sie mir erlauben, nur immerhin den Namen Ernestinchen zu gebrauchen, wenn ich Ihnen nur gut wäre! Wie fein sagen Sie's mir, daß es Thorheit ist, sich nicht zu verlieben! Kleine Sofistin, wer hat Sie den Kunstgriff gelehrt, das Gegentheil von dem zu sagen, was man sagen will? Aeußerlich stellen Sie sich, als wenn die Verachtung des schönen Geschlechts gar kein Verbrechen wäre, und doch schäm' ich mich in die Seele hinein, wenn ich Ihren Brief lese. Wie schön zanken Sie nicht mit mir, daß ich meine Sächelchen, ohne zu bestimmen an wen, geschickt habe! Wie vortrefflich — doch ich müßte Ihren ganzen Brief durchgehen, wenn ich alles vortreffliche Ihnen vorrühmen wollte; und vielleicht liefen Sie mitten im Lobe davon, und schimpften mich einen Schmeichler. Also nur kurz und gut, Sie wollen mein liebes Ernestinchen sein, und das sollen Sie bleiben. Stellen Sie sich hiebei Jemand vor, der Ihnen recht herzlich Ihre Hand drückt.

So weit war ich gestern Abend, als der jüngste Graf Stolberg kam. Gleich hinterher kam auch Hahn, und wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären.

Klopstock's Geburtstag ist den 2. Juli. Dann wollen wir dem großen Sänger des Messias und Deutschlands ein Jubelfest feiern. O meine lieben deutschen Freundinnen, wollen Sie an diesem Tage auch nicht an den unsterblichen Mann denken, der unsere Anbetung verdiente, wenn wir nicht Christen wären? Ich will und muß ihn sehen, und mit Zittern umarmen, und wenn ich auch zu Fuße nach Hamburg gehn sollte. Was braucht's denn viel zu dieser Reise? Es können's ja andere Leute aushalten, nichts wie trocken Brod auf dem Wege zu essen, warum ich nicht? Michaelis oder gewiß Ostern mach' ich mich mit Bruder Hahn auf den Weg, und wandere zu ihm.

Kleist's Angedenken hab' ich auch diesen Frühling einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty, (denn die übrigen hatten noch Collegia) um 3 Uhr nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Wir aßen erst im Wirthshause eine Schaale dicke Milch, und wollten uns nun im Garten unter einem blühenden Baum hinlegen. Aber der Garten war nur klein, und mit weißer Leinwand bedeckt. Was machen wir, lieber Hölty? — Wir wollen oben in der Stube lesen. — Nein, das thu' ich nicht. — Was denn? — Komm nur! — Er folgte mir, ich führte ihn nach dem Pfarrhause. Die Hunde begrüßten uns, und sogleich kuckte etwas aus dem Fenster, das ein Kopfzeug auf hatte, und einem Mädchen von etlichen zwanzig Jahren ähnlich sah. Ich ging darauf zu, Hölty blieb stehn. „Sind der Herr Pastor zu Hause," fragte ich das Etwas, und sah dabei so demüthig und zugleich so freundlich aus, wie ich bei Ihnen thun würde, wenn ich Sie um einen Kuß bäte. — Nein, versetzte das Etwas, mein Bruder ist ausgegangen. — Ich hätte nur eine kleine Bitte an ihn, sprach ich weiter, die Sie mir auch gewähren können. Wir wollten ein wenig lesen; wollten Sie uns nicht Ihren Garten dazu erlauben? — O ja, ganz gerne, dort ist er. — Wir neigten uns, und gingen in den Garten, setzten uns da in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war,

und Hölty las den Frühling vor, indeß ich in einer nachlässigen Lage eine Pfeife Taback rauchte. Rund um uns war alles Frühling. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten, von ferne ließ sich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüthen regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. Hierauf bedankten wir uns gegen das Etwas mit dem Kopfzeuge, aßen ein Butterbrod in der Schenke, und gingen nun im Wehn der Abendkühle wieder nach Göttingen.

Ich freue mich, daß Sie den Messias lesen. Sie werden gewiß keinen Ausleger nöthig haben.

Sie wollen mich gerne sehen? Jetzt kann ich keine Schwierigkeiten mehr finden, ich muß wohl nach Flensburg. Aber sehen Sie mich ja auch recht freundlich an, wenn ich komme. Wenn ich mir nur ein freundliches Gesicht von Ihnen in Gedanken vorstelle, so bricht mir schon das Herz.

Nun, liebes Ernestinchen, bleiben Sie mir immer so gut, wie Sie jetzt sind; oder können Sie's noch etwas mehr werden? desto besser! Schreiben Sie ja recht viel.

149.

Göttingen, 12. Januar 1774.

Nun, mein herzliebes Ernestinchen, Sie sind recht ein braves Mädchen! Vorgestern einen Brief, und gestern schon wieder einen (hinter einem Briefe von Esmarch); und beidesmal solche herzliche Briefe, daß man sich nicht satt daran lesen kann. Dafür

soll Ihnen Esmarch in meinem Namen die Hand küssen, die so artig geschrieben hat. Dies werden Sie doch nicht wieder für Schmeichelei halten, Mädchen? Glauben Sie mir, ich höre gern die Wahrheit, und wenn Ihre Beschuldigung mich getroffen hätte, würd' ich's ohne Umstände gestanden haben. Aber so sehr Sie Unrecht haben, sollen Sie durchaus für kein Verbrechen Abbitte thun, das Ihnen so schön kleidet. Auch ein verdientes Lob, und ein so kleines Lob, aus einem so unbedeutenden Munde, — für eine Schmeichelei zu halten; das kann nur Ernestinchen. Wenige möchten so bescheiden sein. Und nun wollen wir auf immer hiervon schweigen.

Meine Briefe halten Sie von Ihrer Arbeit ab? Ist das wahr? Wie viel könnt' ich mir darauf einbilden! Daß ich an dem Nachmittage, wo ich Briefe von meinen Freunden und Freundinnen bekomme, in kein Collegium gehe, das ist nicht wunderbar. Daß ich, wenn ich so glücklich bin, einen von Ihnen zu bekommen, fast den ganzen Nachmittag die Stube auf und abgehe, und nur bisweilen ein zärtliches Stück von Gluck oder Bach auf dem Klavier dazwischen spiele; ist auch ganz begreiflich. Aber daß Sie Ihr Nähzeug über meinen Brief aus den Händen legen, und etliche Stunden nicht weiter daran denken; dies muß ich bloß dem Kopfweh zuschreiben, das Sie leider zu gleicher Zeit empfunden haben. Und wenn nun mein Brief sogar dies Kopfweh vermehrt hätte: armer, unglücklicher Brief, wie tief fällst du von der Höhe deines Stolzes herunter!

So gefällt Ihnen der ernsthafte Ton meines Hochzeitsgedichts? — Esmarch hat mir nie gesagt, daß Sie ein kleines tändelndes Püppchen wären; und wenn er's gesagt hätte, so würd' ich's ihm nie geglaubt haben, sobald ich Ihre Briefe gelesen. Ich wollte nur, daß Sie recht grausam dafür mit ihm umgehn sollten, und dies zur Strafe seiner Faulheit. Doch jetzt bin ich ihm wieder völlig gut, und ich war's schon, eh' ich seinen Brief einmal aufgebrochen hatte. Die zürnende Freundschaft ist eine sehr heftige

Liebe, und wer mir bei jeder Sache gleichgültig bleibt, der sei mein Freund nicht. Man hat mir gesagt, daß es in der Liebe fast eben so wäre: die sich am feurigsten liebten, zankten am ersten mit einander. Wo das ist, lieber Gott, wie werd' ich einmal zanken, wofern ich jemals verliebt werde! Ich meine nicht den Liebeszank, wodurch sich die Russen ihren Weibern anpreisen; denn der ist für die barbarischen Russen; aber, die Art des Ausbruchs abgerechnet, kann doch diese Behandlung im Grunde heftige Liebe sein. Und eine Prügelsuppe ist einem russischen Frauenzimmer um nichts unangenehmer, als einem deutschen Frauenzimmer ein Zankbrief; oder einem deutschen Jüngling, wenn sein Mädchen ihm unwillig die Hand entzieht, die er gern küssen möchte. Was halten Sie von mir, daß ich Ihnen solch närrisches Zeug vorschwatze?

Die Hoffnung, im Frühling Sie zu besuchen, ist nun dahin. Nach Hamburg geh' ich vielleicht noch mit Miller und Hahn, um Klopstock zu besuchen. Nach Ostern reist er nach Kopenhagen, und ich will und muß ihn noch in diesem Leben sehen. Aber Ihre vortrefflichen Eltern, Ihre Schwester und Sie soll ich nicht kennen lernen? Nun gut! Mit dem Schicksale läßt sich nicht streiten, und ich bin schon gewohnt, unter ihm zu leiden.

Boie hat alle meine neueren Gedichte mitgenommen. Melden Sie mir, welche Ihnen gefallen, so will ich sie Ihnen abschreiben, wenn er wieder zu Hause ist. Ich werde schwerlich sobald wieder etwas machen. Mit vieler Mühe erreicht man endlich eine mäßige Höhe in der Dichtkunst, und zugleich seine Belehrung, finstre Stunden. Ein wenig Aufsehn in der Welt zu machen, wenn dies mein Endzweck wäre, müßt' ich einen ganz anderen Weg einschlagen. Aber ich bin zu stolz, mich zum Pöbel zu erniedrigen. Was ich singe, müsse mein eignes Herz befriedigen, sonst sei das Zujauchzen des Volks, und das Freudengeschrei der Hölle mein Lohn! — Für die Abschrift meines Gedichts an die kleine Brücknern dank' ich Ihnen, ich hatt's verloren.

Wie bin ich erschrocken, was für alberne Gedanken ich damals für Poesie hielt. In einem Jahr denk' ich vielleicht von meinen neuen Gedichten ebenso; daher will ich sie ins künftige einschließen, wenn ich nicht umhin kann, bisweilen die Leier wieder in die Hand zu nehmen.

Ich weiß nicht, warum mich die Stelle in Ihrem Briefe, wo Sie den einsamen Nachmittag beschreiben, als Sie beim Kaffee meine Briefe gelesen, so besonders gerührt hat. Mich deuchte, ich saß mitten unter Ihnen, ich sah den kleinen Theetisch, den warmen Ofen, Sie, wie Sie Kaffee einschenkten, ich sah alles. Sie haben auch recensirt, sagen Sie? Nun denn, was? Auch mich? Soll ich's nicht wissen?

Mein Klavierspielen hat Ihnen Esmarch gerühmt? Das Klavier ist mein treuester Gefährte in der Schwermuth, und daher mag ich vielleicht mit einigem Affecte spielen; aber singen thu' ich schlecht. Indessen Klopstock's Oden von Gluck componirt sollten Ihnen doch wohl gefallen, wenn ich sie Ihnen gleich vorsänge.

Für Ihren schönen Neujahrswunsch dank' ich Ihnen. Sie irrten nicht, daß Sie unter meinen größten Freuden diejenige zählten, Sie zu besuchen. Aber dieser Wunsch wird, wie viele andere, wohl Wunsch bleiben. Ihnen wünsch' ich nichts; die jungen Herrchen werden ja für mich mitgewünscht haben.

Grüßen Sie Ihre lieben Eltern und Rudolph. Ostern ist vor der Thür; dann sehen wir uns, ob ich ihn gleich nicht abhole. Die fatalen Projecte! In meinem Leben will ich keine wieder machen, die ich nicht sogleich ausführen kann. Man grämt sich nur, wenn sie scheitern, desto heftiger. Von Göttingen aus besuch' ich Sie schwerlich; und wo führt mich dann der Himmel hin? Leben Sie wohl.

150.

Göttingen, 31. Januar 1774.

Die Art, wie Sie Ihre Briefe schreiben, gefällt mir so sehr, daß ich Ihnen nachahmen muß. Sie schreiben nicht nur deshalb so unterhaltend, weil Sie schreiben, sondern auch, weil Sie in so verschiedenen Stunden, in so verschiedenen Lagen des Herzens schreiben. Dies will ich hinführo auch thun. Sie werden freilich längere Briefe durchzulesen haben, und hin und wieder auch Geschwätz, denn zu Zeiten schwatz' ich gar gern; aber ich will, Sie sollen mich ganz, mit allen meinen Fehlern kennen lernen; und ehe Sie mir diese Geflissenheit ausdrücklich verbieten, werd' ich nicht aufhören, Sie mit allen meinen Launen bekannt zu machen. Es giebt Stunden, wo ich gern alles hingäbe, wenn ich mein Ernestinchen nur eine kurze Zeit sprechen könnte. Diese Stunden sollen der Fortsetzung meines Briefes gewidmet sein.

Vorgestern schickte mir Ihr Bruder aus Hamburg Ihren Brief. Um 3 Uhr sollt' ich zu Cramer kommen. Ich kam, wie es bald 4 war. Immer fing ich Ihren Brief von vorn an, und immer fand ich was neues, woran ich mich labte. Bei der gewöhnlichen Vorlesung des Messias war ich unachtsam. Hahn las den 5ten Gesang vor, und ich hatte einige der erhabensten Stellen überhört. Miller fragte mich, warum ich so still wäre. Ich verwunderte mich, denn ich glaubte, ich hätte viel gesprochen.

Mit meinem Wirthe Frankenfeldt stehe ich mich überaus wohl. Er ist ein sehr guter Mann. Sagen Sie Rudolph, daß wir diesen Sommer noch manchen Nachmittag bei ihm in seinem Garten werden zubringen müssen. Er hat eine schöne Laube darin, und diesen Winter hat er auch einen Brunnen graben lassen, damit man sich draußen Kaffee machen könne. Raucht Ihr Bruder? Sonst wird ihn Herr Frankenfeldt wohl zulehren. Das schöne Project, daß ich ihn abholen wollte, ist zu Wasser

geworden. Und Michaelis muß ich vielleicht von Göttingen, denn alsdann geht mein Freitisch und Seminarium zu Ende. Ich will an die Stolbergs schreiben, daß sie mir eine Informatorstelle in Kopenhagen verschaffen. Werd' ich denn jemals das Glück haben, Sie zu sehen? Und doch können Sie mir Vorwürfe machen, Ernestinchen, daß ich nicht mit Ihrem Bruder gekommen bin. Konnt' ich's? Dem Lahmen macht man keine Vorwürfe, man bedauert ihn. Ich habe auf diesen Umstand eine Ode gemacht, die ich Ihnen aber nicht schicken kann. Sie ist in trüben Mitternachtsstunden gemacht, und würde Sie traurig machen. Und gewisse Schwachheiten muß man auch vor seinen besten Freunden verhehlen, damit man nicht lächerlich werde.

Auch Sie sind bisweilen traurig? Ein so aufgeräumtes Mädchen traurig? und vor dem 18. Jahre Todesgedanken? Sie todt! Das ist ein Gedanke, dem meine Seele erliegt! Wenn ich nun endlich einmal nach Flensburg kommen könnte, schon von fern die Kirchthürme sähe, dann voll der seligsten Träumereien, immer näher und näher, und nun in Ihr Haus eilte, und Ernestinchen nicht fände, und Ihr Grab sähe, Gott! — Um des Himmels willen, warum bringen Sie mir so was in den Kopf?

Den 1. Februar. Ich habe gestern gebeten, daß Sie mir keine Vorwürfe darüber machen sollten, daß ich nicht mit gekommen bin. Ich Thor! Machen Sie mir immerhin Vorwürfe. Das ist ein Beweis, daß Ihnen mein Ausbleiben nicht ganz gleichgültig ist. Welch angenehmer Gedanke!

Ihren lieben Vater bedaur' ich von ganzem Herzen. Wie sehr müssen solche Kinder bei dem Leiden eines solchen Vaters empfinden! Aber werden Sie nicht allzu traurig, liebes Mädchen. Sie sind in den Händen eines gütigen, weisen Gottes. Er wird Sie gewiß nicht verlassen.

Sie fragen mich, ob ich Ihr Freund bleiben wollte? Ich frage mich oft beschämt, ob ich der Freundschaft eines so vortrefflichen Mädchens auch würdig sei. Es ist Gütigkeit von Ihnen,

wenn Sie Geduld mit meinen Schwachheiten haben. — O Ernestine, ich kenne Ihre ganze schöne Seele. Wie sollt' es mir möglich sein, Sie jemals weniger zu schätzen und zu verehren? Ich habe wenige Freunde, aber ich müßte mein Wesen verlieren, eh' ich mit einem Freunde brechen könnte. Freundschaft ist heilig! Gott gebot sie, als er zwei ähnliche Seelen erschuf. Wehe dem, der sie nicht zur Ewigkeit mitbringt! Wehe mir, wofern einst die Thräne, die mir jetzt im Auge steht, wider mich zeugt.

Den 3. Februar. Guten Morgen, Ernestinchen! Ich wollte, daß Sie in diesem Augenblick so aufgeräumt wären wie ich. Die liebe Sonne scheint auf meinen Schreibtisch. Ich kann die Gardinen nicht herunter nehmen, ob es mich gleich ein wenig blendet. Heida! nun gehen wir dem Frühlinge mit starken Schritten entgegen. Dann pflück' ich Blumen, und denke bei der ersten an Ernestinchen! Dann les' ich Kleist's Frühling unter einem blühenden Apfelbaum! Dann hör' ich die liebe Nachtigall! O wie schön, wie schön! freu'n Sie sich, Ernestinchen? — Wo ist meine Pfeife? Ich muß eine mit Sonnenfeuer ausrauchen. Eine neue Pfeife, die noch keine Flamme des Heerds entheiligt hat. — — Sie brennt! So schön hat mir in drei Monaten keine Pfeife geschmeckt! Ja, es hilft nichts, Sie müssen meinen ganzen Ungestüm anhören. Wenn sich die Natur verschönert, dann bin ich nicht zu halten. Miller und ich, wir haben die besten Stuben. Wir sehen die Sonne und den Mond. Geht Ihre Stube auch gegen Süden? Dann freuen Sie sich auch anjetzt, und denken vielleicht bei Ihrer Freude auch an mich! Aber jetzt sind Sie wohl nicht auf Ihrer Stube. Es ist halb neun; jetzt trinken Sie unten Ihren Kaffee. O ich sehe Sie am Kaffeetische. Eben jetzt schenken Sie ein. Unser lieber Vater (verzeihen Sie, daß ich ihn so nenne) raucht mit eben so vielem Vergnügen wie ich. Rudolph sitzt bei Ihnen. Er spricht zwar nichts, aber seine Miene sagt: Ach! ein schöner Tag! Nun kömmt der

Frühling bald. Dann reis' ich nach Göttingen, und umarme meinen Voß. — —

Den 10. Februar. Vorgestern kam Ihr Bruder wieder, und gab mir Ihren lieben Brief vom 2. Februar. Wer kann nun noch unlustig sein? Am 2. Februar schrieb ich auch einen Theil meines Briefes. Ich bin immer geneigt, solches Ungefähr in Sympathie zu verwandeln.

Ihr Bruder macht mir von neuem Hoffnung, daß ich Ostern nach Hamburg und vielleicht nach Flensburg reisen könnte. Vielleicht sehe ich Sie also Ostern mit Hahn.

Danken Sie Ihrem lieben Vater für die mir geschickte Traurede. Ich habe sie mit wahrer Rührung gelesen. Es gehörte Stärke des Geistes dazu, sie zu halten.

151.

Göttingen, 3. August 1774.

Ich habe sonst immer geglaubt, man hätte viel romanhaftes in die Beschreibung der Liebe hineingebracht, da man sogar von ihr sagt, daß sie das Herz bessere; aber wie natürlich, wie nothwendig, seh' ich jetzo das Band zwischen Liebe und Tugend, wenn jene anders den Namen Liebe verdient! Wahrlich, die Liebe ist das edelste Geschenk, das Gott dem Menschen auf Erden gab. Ohne sie würden wir unter der Schwere des Elends erliegen; mit ihr trotzen wir dem Unglück und der Verwesung, wandeln mit ihr zu der krystallenen Quelle der Seligkeit, und singen unserm Gott, dem Vater der Liebe. Aber wehe dem Menschen, der ihre heiligen Gesetze beleidigt! Alles Glück der Erden kann seinem Gewissen die Stille der Selbstzufriedenheit nicht wieder schenken! O meine liebe Ernestine, wie glücklich sind wir, daß wir uns ge-

funden haben! Gott hat uns gewiß für einander bestimmt! Und so sollen mir denn alle Seufzer, alle Thränen willkommen sein, die die Liebe nothwendig mit sich führt. Ich weiß, es ist nichts umsonst. Alles ist ein Streben, ein Hinseufzen zu einem Glücke, das gewiß uns dereinst auf ewig verbinden wird!

Michaelis werde ich genug Abschiedsthränen weinen müssen. Ich will mich indessen so sehr mäßigen, als mir möglich sein wird. Hahn, Hölty, Leisewiz und beide Miller gehen weg. Closen ist der einzige, der bleibt. Dann werde ich fast gar keinen Umgang haben, wo nicht der Himmel mir ein paar neue Freunde schenkt. Bekannte hab' ich noch genug; aber Sie wissen, wie einem ist, wenn man nicht zuweilen sein Herz ausschütten kann.

152.

Großen Vielen, 8. Juli 1775.

Dienstag vor acht Tagen kam ich ganz unerwartet bei meinem Brückner an. Ich hatte ihm noch im letzten Briefe geschrieben, ich würde ihn nicht eher besuchen, bis ich dich gesehen hätte. Er selbst, und noch mehr mein Vater, schrieb mir, wie traurig er hierüber geworden wäre; und da konnte ich mich nicht länger halten, ich nahm die erste Post und fuhr nach Mecklenburg. Mir war ganz besonders zu Muthe, als ich Ankershagen wieder sah, den Ort, wo ich die traurigsten Jahre gelebt habe; aber wie pochte mir das Herz, als ich Großen Vielen immer näher kam, als ich den bekannten Pfarrhof hinauffuhr und fröhlich vom Wagen sprang und nach der Studirstube eilte! Brückner ward so überrascht, daß er mich im ersten Augenblick nicht kannte. Seine Frau aber rief mir jauchzend meinen Namen entgegen. Noch denselben Nachmittag ward zu meinen Eltern geschickt, aber nichts von mir erwähnt, und nach einigen Stunden kamen sie beide

athemlos gelaufen. Meine Mutter stellte sich vor, daß ich todt sein müßte, weil sie so eilig gerufen würden und trat mit der ängstlichen Frage herein, ob ich noch lebte? Ja, er lebt noch, antwortete Brückner, ich habe einen fröhlichen Brief von ihm! Ich hatte noch kaum Zeit, mich in's Nebenzimmer zu flüchten, damit meine Mutter mich nicht zu schnell sehen möchte. Aber als sie mich nun endlich aufsuchte und ich hinter den Gardinen hervorsprang, und sie mir um den Hals fiel und laut weinte und gar nicht glauben wollte, daß ich's wäre, das ist eine Scene, die nur empfunden werden kann! Und du brauchst auch keine Beschreibung von der Wonne des Wiedersehns. Die Liebe muß dir schon oft in den heiligen Stunden der Wehmuth eine Ahndung davon zugeflüstert haben; und die Elternliebe ist nicht viel weniger.

Mein Vater hatte in den drei Jahren sehr gealtert, allein den Tag war er ganz jugendlich. Die Nacht und den folgenden Tag blieben sie bei mir. Du besinnst dich wohl nicht mehr, ob dir damals die Ohren geklungen haben. Meine Eltern halten's für das größte Glück, so mir indeß begegnet ist, daß ich dich gefunden habe, und segnen dich, als einen Schutzengel ihres Sohnes. Meine Mutter sagt, daß sie Ahndung hätte, sie werde dich noch gewiß in diesem Leben umarmen. Den Sonnabend war ich bei meinem gewesenen Patron, Herrn von Oertzen, zu Ankershagen, und ward ungemein höflich empfangen. Es war lustig anzusehn, wie die Mädchen und alte Frauen herbeieilten und mir die Patschhand gaben. Sonntag ging ich nach Penzlin zu meinen Eltern. Das war eine Freude, alle Scenen meiner Kindheit wiederzusehn, den Garten, wo ich ehedem die schönen Pflaumen abschüttelte, den Anger, wo ich Ball spielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Frosch erhaschen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich sah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinah ganz taub ist. Wenn ich auf der Straße ging, kamen

alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür, und hießen mich freundlich willkommen und flüsterten dann unter sich, wie ich weiter ging, über den artigen jungen Menschen, den sie als einen kleinen Jungen gekannt hätten und der so bescheiden und so gelehrt wäre. Ich ward von verschiedenen zugleich zum Essen genöthigt; aber sie hatten nichts mehr dawider, wie ich ihnen sagte, daß ich lieber bei meinen Eltern bleiben möchte. Ueber Tisch hatte ich mich mit einem Kreis von alten Schulkameraden zu unterhalten, die aus der ganzen Stadt zusammen strömten. Wie sehr ich geliebt werde, kannst du schon daraus schließen, daß sich in dem Städtchen, das nicht größer als ein starkes Bauerndorf ist und sich blos vom Ackerbau nährt, neun Subscribenten zum Musenalmanach gefunden haben. Am Mittwoch fuhr ich mit Brückners nach Neubrandenburg und fand, daß mich die Leute da eben so sehr liebten, als in meiner Vaterstadt. Neubrandenburg ist ungefähr wie Flensburg groß, aber die regelmäßigste Stadt, die ich kenne. Als ich schon wieder wegfahren wollte, erfuhr ich, daß meine Schwester, von der ich gehört hatte, daß sie mit der Hofdame von Genzkow, bei der sie Kammerjungfer ist, nach Strelitz gereist sei, doch in Brandenburg wäre, und eilte wie der Blitz zu ihr. Das gute Ding war sich eher des Himmels Einsturz vermuthen, als solchen Besuch, und konnte vor Freude gar nicht sprechen. Ich habe mich sehr über ihr Betragen gefreut; sie wird von allen werth gehalten, und hat nicht die geringste Spur von den Uebeln des Hoflebens, wovor mir sonst so bange war.

Claudius schreibt mir, als er mir deinen letzten Brief schickte, daß er ganz von der Zeitung ab wäre und nun noch nicht wüßte, wohin er sich begeben solle. Der arme Mann, wenn ich ihm doch helfen könnte! Künftigen Freitag muß ich nun wieder von hier abreisen, weil sonst keiner den Almanach besorgt; und dann bin ich allein in Wandsbeck; das wird mir sehr unangenehm sein.

So ist's denn gewiß, daß ich Michaelis kommen darf? Gott, was wird das für eine Wonne sein! Nun, so will ich denn allen Kummer wegjagen; es sind ja nur noch wenig Wochen hin! Für das Leben unsers Vaters bete ich täglich zu Gott; aber ich fange jetzt selbst an, sein Aufkommen unwahrscheinlich zu finden. Wir müssen in dem Falle, den Gott abwenden wolle, thun, was Religion, Vernunft und der Wille unsers ehrwürdigen Greises erfordert, geduldig sein. Und hierum bitte ich dich bei allem, was heilig ist, überlaß dich nicht deinem Schmerz. Du gehörest nicht blos deinem Vater an, auch deine Mutter, deine Geschwister, deine Freunde, und, den ich zuerst hätte nennen sollen, dein Voß hat gerechten Anspruch auf dein Herz. Für den schone dich! Sein Leben hängt an deinem, und die Welt wäre ihm zu enge, sobald Ernestine ihn verlassen hätte. Stelle dir die schreckliche Todesstunde oft vor, damit sie dich nicht ganz zu Boden schlage, wann sie kommt. Könnte ich doch alsdann bei dir sein, um deine wankende Seele zu unterstützen, und mit dir zu weinen! Denk' immer an die heitere Miene, mit welcher der Mann, der seiner Verklärung sich naht, die Worte aussprach: „Du hast einen Vater im Himmel! du bist würdig, den Stolz zu haben, deine Mutter zu trösten, wenn sie unter der Last des größten Leidens ringt." — Ach wenn ich doch den vortrefflichen Mann noch einmal in diesem Leben umarmen könnte!

Den ganzen Tag über liegen wir im Garten, und machen Plane über mein Hierbleiben, oder gehen in's nahe Holz, und sprechen über Kräuter und Blumen und Volkssitten. Der Abend ist für mich und den Pastor allein. Dann gehen wir mit einer Pfeife Toback im Garten auf und nieder, und sprechen von dir; die Lilien und Rosen duften, der Mond lächelt durch die Wolken, und die Bienen sumsen in ihren Zellen. So schwatzen wir gewöhnlich bis 11 — 12 Uhr, und dann ist es ja wohl kein Wunder, wenn ich die Nacht von dir träume.

153.

Wandsbeck, 1. Februar 1776.

Ich schreibe mit starrenden Fingern, und, wie man sagt, mit warmem Herzen an mein Flensburgisches Mädchen. Heute gehst du also in dein 21. Jahr, und bist schon, wenn ich von der Zeit an rechnen darf, da wir, ohne uns gesehen zu haben, so süß von einander träumten, und uns, wie wir's nannten, so herzlich gut waren, zwei Jahre meine Braut. Ich muß dir doch erzählen, wie wir gestern deinen Geburtstag gefeiert haben. Daß an einem solchen Tage nicht übersetzt werden konnte, verstand sich von selbst. Nach dem Kaffee spazierte ich auf und nieder mit meiner Pfeife Knaster, und meine Seele war in Flensburg. Hierauf machte ich eine Abschrift von meiner neuen Idylle für dich, zog mich an, und ging zu Claudius. Sie hatten sich alle, wie zu einem Feste geschmückt, und die Stube aufgeräumt. Claudius war sogar gepudert, und seine Frau ging weiß, weil das meine Lieblingsfarbe ist. Zu Mittag tranken wir in Bischof erst deine, dann deiner Eltern, darauf deiner Geschwister, und endlich unsrer gemeinschaftlichen Freunde Gesundheit; und sprachen von nichts, als von dir und unsrer Liebe. Wir wußten auf ein Haar, welche Gesundheit jetzt in Flensburg getrunken würde, und wie vergnügt ihr alle aussäht, und unser Glück dächtet. Nach Tisch schickten wir einen Boten nach der Stadt, um was für den Abend einzukaufen, und gingen in dem schönen Sonnenscheine spazieren. Um fünf kam der Bote zurück, und brachte einen schönen fetten Kapaun, und zwei Flaschen Rheinwein. Der Kapaun war schon gepflückt, und Madam machte gleich Anstalt, ihn zu braten. Beim Abendessen ging das Gesundheittrinken wieder los. Deine ward bei jedem Glase mit einiger Veränderung wiederholt. Um elf ging ich zu Hause, legte mich gleich zu Bette, und schlief, nach einem herzlichen Gebete, recht süß, voll Ahndung der nahen Freuden unsrer Verbindung.

Sage mir, was dir in der schwergereimten Ode undeutlich ist, damit ich's dir erkläre, oder nach Befinden ändere. Die neue Idylle wünscht sehr, dir zu gefallen. Gieb mir gelegentlich ein wenig Nachricht, wo sie ihren Zweck erreicht, und wo verfehlt habe. Du und Klopstock und Claudius sind jetzt meine Kunstrichter; ich bin zu faul, oder vielmehr zu fleißig, mehr Abschriften für das übrige kunstrichtende Publikum zu machen.

Klopstock las mir neulich seine Fragmente aus dem Homer vor, die ganz vortrefflich sind. Er lag mir an, ich sollte mit an der Uebersetzung des Homer arbeiten, und vielleicht geschieht's wenn ich hier bleibe.

Bleib gesund und heiter, und schone dein Leben für deinen Geliebten. Denn so sagt mein lieber weiser Jesus Sirach: „Mache dich selbst nicht traurig, und plage dich nicht selbst mit deinen eigenen Gedanken. Denn ein fröhlich Herz ist des Menschen Leben, und seine Freude ist sein langes Leben." Merke dir das, mein liebes Kind. Gott wird uns nicht verlassen, noch versäumen. Sein Wille ist der beste, unser Glück.

154.

Wandsbeck, 13. Februar 1777.

Ich kann jetzt nichts lesen, nichts sprechen, nichts denken, als den Gedanken unsrer nahen Vereinigung. Was wirst du, was wird Mama dazu sagen? Wird sie stark genug sein, um sich nicht von der Ungewöhnlichkeit abschrecken zu lassen? Wird sie mir und meinen Freunden zutraun, daß wir eine so wichtige Sache ernsthaft überlegen, und nicht alles auf's blinde Glück wagen? Und wird sich nicht der Gedanke, dich zu verlieren, allzu sehr in ihre

Berathschlagung mischen, wo es eigentlich doch nur auf unsere Wohlfahrt ankömmt? Die Einnahme des Almanachs ist mir nun Zeitlebens gesichert. Bohn will nicht nur für den 79. Almanach mir vierhundert und Göckingken hundert Rthaler geben, sondern verspricht auch, wenn nach der Zerstörung des Dietrich'schen Almanachs der Absatz des seinigen über 5000 steige, verhältnißmäßige Erhöhung des Honorar's. Du siehst, daß ich dann alle guten Köpfe gewinne, und daß unmöglich ein andrer Almanach neben dem meinigen aufkommen kann. Von den etwa aufblühenden Genien wird sich's jeder zur Ehre schätzen, in meinem Almanach zu erscheinen, und die Neigung, Verse zu lesen, wird man nicht verlieren, denn sie ist in allen Zeitaltern unter allen Nationen. — Ich bin überzeugt, daß ich nun Zeitlebens kein Amt nöthig hätte, aber gleichwohl will ich ein Amt suchen, und will heirathen, um dazu mehr Ruhe und Lust zu kriegen, als ich jetzt bei der ewigen Verwirrung haben kann.

Ich habe deinen Brief eben gelesen. Alles was da steht von Nichtübereilen, von Ruhigsein, von nach Kiel gehen und Gutmeinen, sind Sachen, die nicht hieher gehören. Die Frage ist: Können wir jetzt leben? Und wenn wir leben können, ist's dann nicht Pflicht zu heirathen? Unglücklich machen werde ich dich nicht. Ich habe dich lieber, als Mama dich haben kann, und dies ist kein jugendlicher Einfall. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß unsre Mama es gut meint; aber ihre gute Gesinnung ist nicht hinlänglich; ich muß Gründe hören. Und so wahr ich dich liebe! (mein höchster Schwur in meiner jetzigen Fassung) ich gebe den Gedanken freudig auf, sobald ich ihre Einwürfe nicht beantworten kann. Ob wir bei Wilm ziehn wollen, hängt von dir ab. Eben so wohlfeil möchten wir wohl auch für uns leben können, aber dann müßten wir uns erst alle Geräthe anschaffen; aber nach meiner Meinung würden wir bei ihnen ruhiger, ja selbst freier leben, als für uns allein. Wir haben an ihnen treue Rathgeber und erfahrene Wirthschafter. Doch das

bliebe dahingestellt bis auf unsre Zusammenkunft. Hast du noch Bedenklichkeiten, so sage; ich getraue mir alle zu heben. Und gesetzt, es bliebe noch eine kleine Unbequemlichkeit — wo in aller Welt, Liebchen, wirst du alles vollkommen finden? Komm in meine Arme, du sollst es gut bei mir haben. Wir übereilen uns nicht, und werden uns nicht unglücklich machen. Wir sind ja beide genügsam, und haben uns. Mumsen schafft uns ein Klavier; das Lusthaus im Garten wird gebessert, und neue Blumen gepflanzt. Du sollst hier die Königin des Gartens sein, und jede Laube ein Tempel unsrer Liebe. Sieh, ich bitte, ich überrede dich; wie könnte ich das, wenn ich nicht ganz von der Güte der Sache überzeugt wäre?

Wie vertragt ihr euch mit der neuen Pastorin? Und wie bald könnt ihr nach Ostern einziehn? Ich bin gleich da, wenn ihr mich herbergen könnt, und bringe einen Königsbrief mit. Denk' recht nach, was uns beiden heilsam ist, und handle nach Gründen. Ich liebe dich mehr, als mich selbst.

155.

J. G. Forster an seine Schwestern.

Cassel, den 27. September 1782.

Es macht mich sehr glücklich, daß mein letzter Brief euch so viel Befriedigung gab, und euer Gemüth zu dem Wesen erhob, das zu allen Zeiten der Gegenstand unsrer Liebe sein sollte, und dessen Wohlthaten wir mit jedem Athemzug genießen. Es giebt keinen andern Weg, um zu der innern Ruhe zu gelangen, und zu dem Grad der Vollkommenheit, der unsre größte Glückselig-

keit ausmacht, als beständig der Allgegenwart Gottes eingedenk zu bleiben, stets besorgt, diesem gütigen und liebreichen Schöpfer zu mißfallen, der der Urquell aller Dinge, aller Wesen ist, und dessen Wille, so weit unsre kurzsichtigen Gedanken reichen, uns ohne Zweifel unaussprechlich glücklich machen wollte, wie er selbst es ist. Denn jedes Geschöpf ist mehr oder weniger ein Abbild der Vollkommenheit seines Schöpfers, der sich im Hervorbringen seines eignen Bildes selbst verherrlicht. Wir besitzen nichts, als was er uns gab, und wenn wir das Gegentheil empfinden, so können wir gewiß sein, daß dasjenige, was wir unser eigen nennen, und wovon wir sagen können, es komme nicht von Gott, nicht gut ist und nicht zu unserm Glück führt, sondern vielmehr böse und dem Willen des Schöpfers und unsrer wahren Vollkommenheit gerade entgegengesetzt. Laßt uns also mit der Demuth beginnen, die aus wahrer Selbsterkenntniß entspringt und unsre Fähigkeiten und das wenige Gute, was wir in uns selbst bemerken mögen, Ihm zuschreiben, der dessen Urheber ist, von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir sind nicht unser eigen, wir sind sein Eigenthum, und sind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben sind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er seinen heiligen Willen vollbringt. Diese Gesinnung, indem sie uns von Eigenliebe frei macht, muß zugleich unsre Liebe für unsre Mitgeschöpfe erhöhen. Jede gute Eigenschaft, jede Art von Vollkommenheit, die wir an ihnen bemerken, die wir bewundern und zum Vorbild zu nehmen wünschen, betrachten wir alsdann als einen Zug des erhabenen Bildes, in dem der Schöpfer seine eigenen unsichtbaren Vollkommenheiten uns offenbarte. Wir können also, indem wir unsere Mitgeschöpfe lieben, nur den Schöpfer in ihnen lieben, und nie so blind sein, sie um ihrer selbst willen zu lieben, denn das hieße ihre Unvollkommenheiten lieben. Geduld und Langmüthigkeit, Güte und Sanftmuth, Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung, alle diese Eigenschaften erfolgen aus dem einen Grundsatz, und wir können sicher

sein, daß, jemehr wir den Schöpfer lieben, desto gleichgültiger und strenger wir gegen uns selbst sein werden. —

Ihr schließt mit Betrachtungen über ein zukünftiges Dasein, die ich sehr übereinstimmend mit meinen eigenen Vorstellungen finde. Wir sind im allgemeinen gleichgültig gegen Dinge, die nicht in unserer Gewalt stehen, und es wäre offenbare Thorheit anders zu sein; aber wir sind geneigt, uns durch Gewohnheit fesseln zu lassen, und in dieser Rücksicht sind die Freuden der Welt unserm Herzen gefährlich. Der sicherste Weg ist, uns durch lange Uebung zu gewöhnen, unsre Vorliebe nur auf solche Gegenstände zu wenden, die Vernunft und Religion uns anweisen. Jeder Anfang ist schwierig, aber eine Sache ist halb gethan, wenn der Anfang gemacht ist. Wenn wir die Kürze dieses flüchtigen Lebens und die Vergänglichkeit seiner unvollkommenen Freuden im Auge behalten, können wir das rechte Ziel nicht wohl verfehlen, nach dem all' unsre Gedanken und Begierden streben sollten. Meine Gedanken über die Zukunft sind kurz diese: daß wir dort den Eigennutz verlieren, der noch in uns bleiben mag, wenn wir die Welt verlassen; wenn wir ihn früher verloren, so sind wir desto glücklicher, indem wir unmittelbar zu einem Zustand von Vollkommenheit übergehen, der keine Veränderung zuläßt; wo nicht, so müssen wir nicht erwarten, sogleich glücklich zu werden. Denn Glückseligkeit ist nach meiner Meinung die Annäherung zur Gottheit, und wie können wir ihr nahen, wenn unsre Liebe zu ihr nicht rein, wenn unser Wunsch, in ihrer Gegenwart selig zu sein, nicht aufrichtig ist, und unsre Seele nicht ganz erfüllt, so daß jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl dadurch ausgeschlossen wird. Wie können wir ihm nahen, wenn wir ihm nicht ähnlich sind? — Seid heiter, seid liebreich und freundlich gegen Jedermann; es ist das Merkmal der unverdorbenen menschlichen Natur und eures Geschlechts. Heftige Leidenschaft paßt nicht zum zarten Gewebe der weiblichen Seele und des weiblichen Körpers. Tugend und Unschuld sind nicht hart

und rauh; wahre Religion ist nicht unduldsam und tyrannisch; sie ist im Gegentheil demüthig, zufrieden und voll Liebe zu unsern Mitgeschöpfen. — Was mich betrifft, obgleich ich meine eigenen Grundsätze habe, so wünsche ich doch nie das Betragen Anderer darnach zu messen. Wie kann ein so armes und blindes Wesen, wie wir arme Sterbliche sind, für alle seine Mitmenschen entscheiden, was sie denken sollen? — Alles, was ich weiß, ist dies: daß ein Geschöpf nichts haben kann, was es nicht von seinem Schöpfer erhielte, daß mithin die Wahrheit nur in ihm zu finden sei. Ich gebrauche die Mittel, die er mir gewährte, um sie zu finden, und handle danach, doch bei jedem Schritt bin ich genöthigt zu gestehen, daß, was wir Vernunft und Verstand nennen, sehr unzulänglich zu dem großen Unternehmen sind, zu entscheiden, was Wahrheit in jedem einzelnen Punkte sei, und daß wir uns stets dem Urtheil des Höchsten unterwerfen sollten, wenn wir glauben Recht zu haben, oder wenn wir ungewiß über irgend etwas sind. Wir müssen unsre Stütze nicht los lassen, welche die Liebe zu Gott ist. Indem wir alle unsre Handlungen nach unserm besten Wissen Ihm unterwerfen, können wir nur durch Unwissenheit fehlen, aber wir müssen nicht unsern Nächsten richten und verurtheilen, weil er anders denkt und handelt als wir. Alles, was wir zu thun haben, ist, zu verhüten, daß seine Denk- und Handlungsweise Einfluß auf die unsrige erlange. Wenn wir sehen, daß unsre Grundsätze uns glücklich machen, und uns Seelenfrieden geben, während Andere nicht so glücklich, so zufrieden, so ruhig bei ihren Grundsätzen sind, dann mögen wir schließen, daß wir das Glück einer genaueren Annäherung zur Wahrheit genießen, und wir mögen wünschen, daß unsre Nächsten eben so glücklich wären wie wir, durch die Befolgung derselben Denk- und Handlungsweise. — Ich bin zu dieser Abschweifung gekommen, weil ich nicht wollte, daß ihr denken solltet, wie viele Leute zu thun scheinen, man könne nicht fromm sein, und stets der Gegenwart Gottes eingedenk, ohne finster und menschenfeind-

lich zu sein. Es ist ein weiter Unterschied zwischen der Nachsicht mit den Unvollkommenheiten Anderer und dem Sündigen mit ihnen. — Es giebt gesellschaftliche Pflichten, die wir erfüllen müssen, so gut wie moralische, und sie widersprechen einander nicht durchaus.

156.

J. G. Forster an Therese Huber.

Leipzig, den 22. Mai 1784.

Im Grunde ist es Krankheit, wenn der Mensch, der geschaffen ist im Nu, im gegenwärtigen Augenblick zu leben, aus diesen Schranken herausgeht, und immer im Vergangenen oder Zukünftigen sein, oder gar auch dort nur düstere Bilder sammeln will. Ich spreche nicht gegen meine eigene Empfindung, ob ich gleich gar wohl fühle, daß es Zeitpunkte giebt, wo es wahre und einzige Freude ist, sich entweder in's Vergangene oder Zukünftige zu versetzen; dann müssen es aber frohe Ideen sein, die uns dahin locken, Hülfsmittel, die uns das Schicksal reichte, um uns auch in trüben Ereignissen des Lebens aufrecht zu erhalten und zu stärken. Ich lasse mir hierbei nichts von Täuschung einfallen; so lange meine Begriffe von Zufriedenheit und Glück nicht überspannt sind, bin ich sicher, daß ich meiner Bestimmung gemäß lebe, wenn ich mir den Genuß des Lebens entweder durch das Gegenwärtige oder durch des Vorherigen und Kommenden Darstellung leichter mache. — Schwermuth, Kummer, Sorgen, Leiden sehe ich als Würze an, die den Geschmack an wahrer Lebensfreude erhöhen sollen; für sich allein nagen sie am Leben, und wirken so unserer ersten Bestimmung, — zu sein und uns in

unserer Lage zu erhalten, ruhig zu sein, — und unserer Pflicht der Selbsterhaltung entgegen. Soll ich schweigen, soll ich fortfahren gegen mein eigenes Wohl zu schreiben? Ich erkenne dieses sanfte, dieses innige Theilnehmen und Wiederergießen Ihres Herzens, dem ich selbst all' mein jetziges Glück, meine ganze Beruhigung, meinen lebhaftesten Sporn zum Fortschritte auf einem ungebahnten Wege zu verdanken habe — wie darf ich's tadeln? Auch ist es kein Tadel, der hier meiner Feder entfließt, es sind leise Wünsche, ängstliche Besorgnisse für Ihre Zufriedenheit, für Ihre Gesundheit, es sind hingeworfene Gedanken, die ich Ihnen aus Dankbarkeit und Liebe nicht verschweige, die Sie prüfen, und durch deren Prüfung Sie mich so belehren, mir so nützen, mich so bessern und vervollkommnen müssen, wie jene andern Freunde, an deren Schicksal Sie warmen Antheil nehmen. Sie sagen selbst, liebe Freundin, daß die Führung der Gottheit Ihnen ein Beweis seiner Liebe ist, Sie erkennen weise Anlage in dem Gewebe Ihres Schicksals, Anlage, die auf Vollkommenheit abzweckt. Sei es Schmerz oder Freude, was Sie in dieser oder jener Stunde empfanden, sei es Wahrheit oder Irrthum, die Sie in dieser oder jener Periode des Lebens leiteten, jetzt finden Sie, daß alles zweckmäßig, alles gut, alles *Ihnen* heilsam ist. Einen Schritt weiter, und Sie werden sich schon mehr beruhigen können. Mit jedem Menschen in der Welt muß, wie es scheint, dieser Gang gegangen werden, damit er werde, was er werden kann, und so giebt es eigentlich keinen Schmerz, dessen Endzweck uns nicht bekannt wäre; er führt alle, die ihn fühlen, zu einer höhern Vollkommenheit, zu richtiger Schätzung der Dinge und zur Entwickelung seiner Geisteskräfte überhaupt. Paulus, der ein guter Kopf war, und auch selbst dachte, hat eine Stelle, die mir passend dünkt und wahr ist; er sagt nämlich: so lange wir litten, sei unser Zustand so schmerzlich, daß wir den Nutzen des Schmerzes nicht absähen, erst hernach brächte es uns Beruhigung, gelitten zu haben und unter der Zuchtruthe gewesen zu sein. Sehr na-

türlich und richtig, wie mich dünkt! Also keine stolze stoische Unempfindlichkeit, nichts Gleichgültiges gegen den Schmerz, wenn er da ist, — aber auch eben so wenig Unempfänglichkeit und Kälte gegen die Freude, kein Verschließen gegen die Eindrücke der lieben Mutter Natur, wenn sie uns zum Genuß, zum frohen, ungemischten, heitern Genuß ruft. Ich laufe Gefahr, bei Ihnen in den Verdacht jener ersten Art der Gleichgültigkeit, der Kälte, der Behaglichkeit, des — ich will's nicht nennen, wie Sie es einst nannten, — zu kommen, indem ich Ihnen zu verstehen gebe, daß ich mir's angelegen sein lasse, glücklich zu sein; allein ich glaube zur Richtung meiner Denkart hat Leiden vieles beigetragen. Sie wissen, daß ich von Jugend auf vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die noch dazu unglücklich war, getragen habe, daß ich in dem Alter, wo man sich dem lachenden, einladenden Ruf der Natur sonst überläßt, wo man ganz Gefühl zu sein, und kein Geschäft, als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu diesem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschlaffendes Leben geführt, so zum einzigen, was mir übrig blieb, zur religiösen Schwärmerei hinüber getrieben, und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar schädlich, anzusehen. Mein von Natur lebhaftes und flüchtiges Temperament mußte unter der Zucht und dem Druck eines noch heftigern, bei dem beständigen Anblick des Unheils, welches dieses letztere, sich selbst gelassen, anrichtete, so von gegenwirkenden Kräften und Grundsätzen eingeschränkt und in meine Gewalt gebracht werden, daß es jetzt ein stilles, ruhiges, gleichgültiges oder doch gleichmüthiges Ansehen hat. Meine Freunde, die mich genau kennen und durchsehen, versichern mich aber, daß ich dessenungeachtet noch cholerischen Temperaments bin, und überführen mich auch durch Beispiele, wo ich nicht auf der Huth bin und nicht Acht auf mein Thun habe, sondern wo der Lebensgeist

ungehindert wirkt. Ich fange jetzt seit einem halben Jahre an, so zu leben und zu denken, wie ich wünschte, daß ich meine letzten fünf bis sechs Jahre her gelebt und gedacht hätte, allein ich fühle und begreife wohl, daß das einmal in der Reihe der Dinge lag, die ich zu durchlaufen hatte, eh' ich aus dem Dunkel an's Licht kommen konnte; ich bin mir selbst, so wie Sie sich, Beweises genug, daß der Weg, den die Vorsehung mit mir ging, der einzige beste war, auf dem ein Geschöpf wie ich, und in meiner Lage, unverdorben bleiben und zuletzt die Erfahrung sammeln mußte, die ihm die rechte Richtung gab. Ist es bei der Art von Erziehung, die ich nicht von Eltern, sondern von Gott erhielt, befremdend, daß der Werth der Dinge und der Gefühle, in Beziehung auf mein Ich, jetzt sich etwas richtiger bestimmen läßt, daß mein Blick fester den ganzen Cirkel unserer Verhältnisse übersieht und dann auf den Abschnitten ruht, die mir zum wahren Glücke unentbehrlich scheinen?

157.

W. v. Humboldt an F. G. Forster.

Bern, den 28. October 1789.

Unstreitig interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. Also zuerst von ihm. Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und

worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer, großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht bloß getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen, und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz, Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w. Ueberhaupt ist es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere hält. Er ließ mich oft allein in seiner Stube, und das war mir immer interessant. Einen großen Theil seiner Bücherbretter nehmen pappene Futterale ein. Einige enthalten gesammelte Briefe. Da waren: „Wichtige Briefe," „Briefe an Andre," „Briefe an Jünglinge" und zwei dicke Bände mit der Aufschrift: Bremen. Auf vielen andern stehen einzelne Namen, und da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. Ich rieth lange, was das sein

könnte. Noch den letzten Tag erklärte er's mir. Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand. An den Wänden hingen hie und dort in Rahmen gefaßte Täfelchen mit Sprüchen aus dem Lesebüchlein für Weise. Auf dem Tische lag eine auf Holz gespannte Pergamenttafel mit der Ueberschrift: „Nöthige Geschäfte." Kurz ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Merkwürdigkeiten dieser Stube erzählen wollte, und ich begreife nicht, wenn der Mann an die Materie kommt, da ihn die Form so viel Zeit kosten muß. Meine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, und über deutsche Schriftsteller, und den Maßstab, nach dem man Geistesprodukte bei uns beurtheilt. Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehn, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hineinträumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn, als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee. Ueber unsere Literatur, darüber, daß so wenig Produkte erscheinen, aus welchen eigentlich Genie hervorblickt, sagte er freilich manches Gute. Aber wen nahm er nun von dem allgemeinen Verdammungsurtheil aus? Haben Sie je solche Zusammenstellung gehört? Jacobi, Spittler

und Löffler aus Gotha, den letzteren aber nur nach einem Gespräch mit ihm, nicht nach seinen Predigten, wonach er ihn nur für einen „vornehmen Philister" gehalten hätte. Denn Philister ist ihm jeder, in dessen Produkten wohl Richtigkeit der Ideen, Correctheit der Sprache, Eleganz und Darstellung, aber nicht eigentliches Genie ist.

Von Zürich aus besuchte ich Zug und Lucern. Ich hatte schönes Wetter und konnte der herrlichen Aussichten am Züricher See ganz genießen.

Noch schöneres und heiteres Wetter hatte ich auf meiner jetzigen Wanderung, auch die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Ich ging in das Lauterbrunner- und Grindelwalder- und von da über die Scheideck in das Haßlithal, dann die Aar hinauf bis nach Spital, um über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, als ich in Spital übernachtete, vernichtete meinen Plan, und ich mußte wieder umkehren. Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt, und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich die Ideen der Einöde, der Einsamheit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen.

Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein.

158.

Den 8. Februar 1790.

Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, so bald er auf sich und bloß auf sich wirkt.

Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehn und nützen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältnisse um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft

große d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist.

159.

Burgörner, den 16. August 1792.

Zürnen Sie mir nicht, lieber Forster, daß ich so lange verschob, Ihnen zu schreiben. Ich wollte die Zeit abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen.

Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schrittes, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innigsten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere

durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höheren Maße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidenere Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unsrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage.

Wie geht es Ihnen, mein Theurer! Ich hörte so lange nichts, auch nicht durch Andere, von Ihnen, es war meine Schuld, ich fühl' es. Aber Sie, Lieber, werden mein Stillschweigen verzeihen. So oft waren Sie mir gegenwärtig, so oft versetzte ich mich zu den Ihrigen, so oft freute mich die Erinnerung der glücklichen Tage, die ich mit Ihnen verlebt habe! Diese Erinnerung ist es auch, die mir Muth macht, noch auf Ihr Andenken, Ihre Freundschaft zu rechnen. Theurer, guter Forster, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, selbst in der Zeit, da ich Sie gewiß noch durch die Wärme interessiren konnte, mit der ich mich so gern an große und gute Menschen anschloß. Durch Sie habe ich einen so großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geist und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch segnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverständniß, wozu mein Stillschweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erstickt hätte, die mich sonst so

innig beglückten. Ist das aber nicht, darf ich in Ihnen noch den treuen warmen Freund sehn, den ich ehemals kannte, nun, mein Theurer, so nehmen Sie meinen wärmsten innigsten Dank doppelt für dies neue Geschenk!

160.

Clemens Brentano an Bettina.

Liebe Bettine!

Noch einmal leb' wohl. Ich habe wie immer auf meinem Rückweg noch recht mit Liebe an dich gedacht und bitte dich innig indem du stets dich selbst veredelst, diese Liebe zu veredlen und zu erhöhen von der der größte Theil meines Glückes abhängt, ich habe jetzt außer dir für keinen Menschen ein ganz lebendiges Interesse, das mir selbst Muth geben kann mich in die Höhe zu arbeiten. Du giebst mir Kraft und Muth und Aussicht, wenn du in allem Guten gedeihest, denn du gedeihest meinem wärmeren Antheil an dir. Suche dich über das was man dir als Pflicht zumuthet zu erheben, mache daß Alles um dich zufrieden ist. Was du mehr in dir fühlst als das gewöhnliche Bravsein, dafür hat die arme Welt ja doch keine Ordnung, das mußt du still in dir bilden und Gott selbst dafür Rechnung stehen und mit der ganzen Harmonie der Gefühle dafür dankbar sein. Es ist dem vorzüglichen Menschen gewiß sehr leicht alle gewöhnlichen Forderungen zufrieden zu stellen, bequeme dich ein wenig nach der Alltäglichkeit und sie wird mit ihren Klagen dir nicht mehr zur Last fallen. Sei fleißig in der Musik und Zeichnung, es sind die unschuldigsten Organe der Güte und Schönheit. Sei deinen

Geschwistern duldsam und verschließe, was du mir bist, still in deinem Herzen, denn die meisten Menschen verstehen das nicht und ehren es daher nicht. Du kannst so nur dir und auch mir großen Schmerz ersparen, weil es weh thut wenn das Bessre in uns mißhandelt wird durch den Unverstand. Lebe wohl! sei recht fleißig am Ofenschirm, damit er bald fertig wird, ich freue mich drauf, daß die Flamme durch sein Gewebe schimmert und ich klimpere dann auf der Guitarre dazu Lieder und Melodien die dein sind.

Dein Clemens.

161.

Liebe Bettine.

Ich komme in ein paar Wochen wenigstens auf einige Tage nach Frankfurt und du bist eigentlich die Ursache, freue dich darauf und habe mir recht viel zu sagen. — Was du einmal in Offenbach schriebst, lese ich noch oft mit vielem Genuß, es ist mir ein ewiger Brief von dir. Ich bitte dich, bring' alle jene Gedanken die dir selbst auffallen zu Papier, es ist eine schöne Gewohnheit und wenn man einstens in ganz andern Verhältnissen ist, so sind solche Blätter liebliche Andenken verflossner Frühlinge. Ich kannte ein recht liebes Mädchen, die arm und von geringen Eltern war, sie konnte nicht schreiben und bezeichnete alles, was ihr am meisten auffiel, mit Blumenblättern, die sie zu solchen Zeiten gebrochen hatte, diese Blätter hätte sie nachher um vieles nicht gegeben, als sie schreiben konnte und für eine gescheute Frau galt, ja diese Blumenblätter sind mir lieber als das, was sie nachher schrieb, denn an denen kann sie ihre Fortschritte sehen, an dem folgenden nur, wie sie stehen blieb. Dies letztere wird nun nie bei dir der Fall sein, du wirst nie stehen bleiben, du wirst ewig fortfahren

deine Seele zu bilden. Diese Bildung besteht nicht sowohl in Kenntnissen, die man uns lehrt, als in der eigentlichen Erkenntniß. Eine gebildete Seele ist die, die alle Kenntnisse die sie hat, wie der bloße Mensch seine Sinne, anwendet, alles um sich herum zu vernehmen und zu beurtheilen. Der bloße gesunde Mensch hört, sieht, fühlt, spricht; dem Gebildeten aber wird das Gehör zur Musik, das Gesicht zur Malerei, das Gefühl zur Gestalt, und die Sprache zur schönen gebildeten Sprache, alle seine Bildung und seine Liebe zu verkündigen. Drum sei hübsch fleißig und fröhlich, treibe alles recht so von selbst, ohne irgend gleich darauf zu denken, wie das und jenes, was das eigentliche Ende davon ist, dabei herauskomme; das Ende einer jeden Kenntniß sind wir selbst, die Menschen und unser erhöhtes Talent sie zu lieben, zu begreifen und uns ihnen verständlich zu machen. Lebe wohl.

Dein Clemens.

162.

Bettina an Clemens Brentano.

Lieber Clemens.

Ich bin so ärgerlich, es hat mich was gekränkt. Das junge Mädchen, was uns sticken lehrt, ist eine Jüdin, sie heißt Veilchen, es ist ein recht liebkosender Name und ich fand letzt das erste Sträußchen ihrer Namensvettern zusammen, da ging ich ganz früh zu ihr, um sie damit zu überraschen; ich fand sie auf der Treppe mit dem Besen in der Hand, sie war beschämt, ich aber gleich nahm ihr den aus der Hand und sagte: ach lassen Sie mich auch ein bischen kehren. Da kam so früh schon, denn es war noch nicht sieben Uhr, der Hofmeister vom Eduard Bethmann vor-

bei, der mußte es der Tante gesagt haben daß er mich vor der Hausthür eines Juden auf offner Straße kehrend fand — ich muß jetzt lachen denn es ist auch recht lächerlich — ich will dir die derbsten Ausdrücke von der Tante ihrer Mercuriale ersparen, sie meinte nur ich sei verloren, für ein besseres Dasein verloren, ich habe mich gänzlich weggeworfen! Vous n'avez point de pudeur, point de respect humain, on vous trouve balayer la rue main en main avec une juive! ich mußte lachen! nein ich konnte nicht anders. Du weißt, ich fürchte die Tante und mag sie nicht gerne beleidigen oder reizen! cachez vous devant le monde, qu'on ne lise point sur votre front les deshonorants signes de votre effronterie. Ach ich mußte noch einmal lachen, die Tante ging hinaus! ich hätte sie gern wieder gut gemacht, keine Möglichkeit, ich fühlte, daß ich mich nicht ernsthaft stimmen konnte. Die Bahn war plötzlich gebrochen, ich glaube, ich werde nie wieder dazu kommen, ihre Anstandsregeln zu respectiren. — Ach und wenn du wüßtest, wie hübsch es bei dem lieben Veilchen war! — da war alles schon sauber im Stübchen, ein kleiner Kaminheerd, auf dem brannte ein Feuerchen, dabei kochte das Frühstück für den Großvater, der saß dabei und strich seinen langen weißen Bart durch die Finger, Veilchen stickt ein Goldmuster sehr schön in einen rosinfarbenen Sammet, so nennt sie ein sanftes Braunroth in ihrer Judensprache. Die Arbeit ist bestellt und sie bekommt dann viel Geld, wenn es fertig sein wird. Sie ernährt ihren Großvater und zwei seiner Urenkel, die Waisen von dem gestorbnen Bruder, denen ist die Veilchen ganz wie eine Mutter, ich half ihr sticken, es war recht gut, denn ich hab' Augenmaaß und mache die Stiche sehr egal. Alles was mit dem Geld angefangen werden soll! — 20 Louisd'or! — Da ist so viel zu bestreiten in der Haushaltung, vom Hemd bis auf die Schuhe und Schüsselchen und Töpfchen, und der Heerd, der eingefallen ist, und die Ofenplatte geplatzt; das muß geflickt werden und das Wohnzimmerchen frisch geweißt, wo die Leute eintreten, um die

Arbeit zu bestellen. Veilchen ist von der Gattung Mädchen, die einen Nelkentopf vor ihrem Fenster pflegen und Absenker machen und endlich einen ganzen Flor daraus ziehen, die auch wohl ein Myrtenbäumchen zur Blüthe bringen, aber kein Kränzchen daraus winden. Es wär' auch schade, meinte sie heut Morgen und lächelte. — Wir waren so vergnügt zusammen beim Sticken, ich fädelte die Flittern und Goldbouillon auf einen langen Faden, da ging die Arbeit viel geschwinder; wenn sie solche Hülfe hätte, meinte sie, dann würden die Sorgen ihr nicht so leicht über den Kopf wachsen; ich bat sie, daß sie mich alle früh Morgen mit soll sticken lassen, dann wird's gewiß acht Tage früher fertig. Früh um vier Uhr geht schon die Sonne auf, da kann ich sticken bis acht Uhr, dann muß ich zur Großmama zum Frühstück — jetzt wird's aber die Tante nicht erlauben, denn weil ich die Gass' gekehrt hab' — und sollt' ich's heimlich thun, das wirst du mir nicht erlauben, und sollt ich's gar unterlassen? das will ich nicht. Mein Wort brechen, einem Mädchen, was seinen Großvater ernährt und seine Geschwisterkinder? — sie weiß nichts davon zum Tanze zu gehen oder schön geputzt in Kleidern auf den Freier zu warten. Und ich wollte da ein kleines unschuldiges Fädchen anspinnen in's Gewebe der Welt, ein einzig klein Fädchen, und — nein, ich soll's abreißen, weil sich's nicht schickt. Ach! wo soll ich in der ereignißvollen Welt meinen Faden anknüpfen, wenn das einfachste gegen den Anstand ist! — Wer hat diese Lügen gemacht? — denn das sind wirkliche Lügen, nach denen ich mich niemals richten werde! Ach wenn du hier wärst, Clemens, du würdest vielleicht es der Tante so vernünftig darstellen, daß sie nichts dagegen haben könnte. Ich hab' noch viel zu erzählen, aber nicht heut, jetzt lauf' ich in den Garten mit dem Spitz, es ist schon Nacht, ich fürcht' mich nicht, wenn der Hund bei mir ist.

Deine Bettine.

163.

Clemens Brentano an Bettina.

Liebe Bettine.

Dein letzter Brief hat mich mehr als je ein vorhergehender erfreut, er ist recht fröhlich ohne alle Melancholie und du hast eine große Darstellungsgabe; immer mehr werde ich überzeugt, daß du eigentlich zum poetischen Auffassen aller Ereignisse, auch der kleinsten, das größte Talent hast, und ich kann dir nicht genug empfehlen daran festzuhalten. Alles, was du mir erzählt hast, ist gut und lieb und wahr. — Wie weh sollte mir es thun, wenn du aus deiner natürlichen Richtung herauskämest. — Wie schön wird unsere Freundschaft werden, wenn nichts unklares und trübes mehr in ihr herrscht und unsre Empfindungen sich klar und tief aussprechen, und wir uns recht vernünftig an einander freuen können. Daß du ruhig und heiter bist und dahin strebst, fühle ich mit Freuden, und daß ich auch dahin strebe, darfst du mit Recht von mir begehren. Eines fehlt uns, liebe Bettine, und mir mehr als dir; es ist die Kunst mit sich selbst genug zu haben, die müssen wir erlernen. Es ist das einzige Mittel zum Ueberflusse zu kommen, denn dann haben wir die Hülle und die Fülle, indem unsre Liebe zu einander, die nun Gott sei Dank das beste und edelste Geschenk des Geschickes ist, ein Uebermaaß ist, über das, was als unsere innere Lebensgenüge noch obendrein uns geworden ist. — Gott wird dir vielleicht und hoffentlich zu einem lieben Mann helfen, und mir zu einem lieben Weibe, mit diesen Verhältnissen und dem gehörigen Glück und Unglück wird es sich so angenehm leben, als es zum Leben nothwendig ist. Das nach der Meinung vieler Narren und Weisen höchst eitel und nicht sehr zu schätzen sein soll. — Doch noch eins, mein Kind! — es

ist zwar leicht sich über vielen Verdruß, über viele Kleinlichkeiten hinauszusetzen, noch leichter aber ist's sich alles das zu ersparen. Sich ein wenig einzuschränken, um keinen Verdruß zu haben, lohnt wohl der Mühe; Verdruß kränkt uns doch, und nimmt uns das Vertrauen zu den Menschen; hieraus wäre wohl zu empfinden, daß er dem freien Lebensorgan unseres Herzens in den Weg tritt, und wenn wir ihn nicht mehr empfinden, so ist das doch eine Abstufung unserer Seele. Wie schön ist es nun, die Menschen um sich her so zu berühren, daß sie einem keinen Verdruß mehr machen können, und doch die Freiheit und das ganze Leben seines Herzens zu behalten. Daß du nun von so vielen Menschen verkannt wirst, wie zum Beispiel von Ebel, der trotz seiner schwachen Seiten ein sehr gelehrter Mann ist, und von Leonhardi, der offenbar einen Widerwillen gegen dich hat, wundert mich nicht, da mir selbst in einzelnen Minuten deine Erscheinung nicht ganz gefällt und mich drückt. Wenn ich das empfinde, der ich dich so gut kenne, wie sollen das alle die Leute nicht empfinden, die keinen Menschen kennen? — Nun zweifle ich aber gar nicht, daß es dir einleuchten werde, wie es nicht zu verschmähen sei allgemein liebenswürdig und geliebt zu werden, denn nur dann kann man behaupten zur wahren Schönheit des Gemüths gelangt zu sein, wenn kein guter Mensch unbefriedigt von uns geht. — Ich weiß nicht, Bettine, warum es mich so unendlich unmuthig macht, wenn ich Trätschereien über dich höre, aber ich glaube, es ist deswegen, weil es eine wirkliche Nachlässigkeit von dir ist, sie zu veranlassen. — So habe ich jetzt zum Beispiel wieder gehört, daß du dem Mädchen, was dich Sticken lehrt, Briefe von mir und dir vorliest, und was hindert dies Mädchen, sie mag ein gutes Geschöpf sein oder nicht, das was sie gehört, herumzutragen? — Was du selbst nicht verbirgst, wird sie auch nicht verschweigen, und hat es wohl nicht verschwiegen, sonst wüßte ich's nicht. So wie du zu ihr mit deiner Vertraulichkeit hinab steigst, steigt sie wieder hinab, und sofort ist der Weg sehr kurz, daß unser ganzer

Umgang ein Gassenhauer wird. Das ist nun eine sehr verdrießliche Sache, das macht dich und mich den Leuten lächerlich und mit Recht, und uns beiden macht es die Leute beschwerlich, denen du es so wenig wie ich verdenken darfst, über das zu lachen und zu spotten, was mit solchen Pretensionen im Kothe gefunden wird. Sehr ungeschickt und eben so thöricht aber wär' es, wenn du dem Mädchen das verweisen wolltest, oder nur ein Wort darüber verlörst, denn das Mädchen hat gar nichts verbrochen, sondern blos dir selber sollst du es verweisen und das recht tüchtig. Diese ganze Geschichte kann zwar sehr zufällig und nicht so bedeutend sein, als sie hier auf dem Papier dir wiedergegeben ist, auch hast du vielleicht dein Vertrauen seitdem beschränkt, von deren Mittheilung zu der niedrigsten Klasse kein großer Schritt ist, sie selbst mag sein wie sie will, sie darum zu verwerfen wäre unmenschlich, aber überhaupt in eine vertraute Freundschaft mit ihr zu gerathen, ist sehr thöricht. Du siehst nun, ob die Brüder und Anverwandte keine Ursache haben mit dir und mir unzufrieden zu sein, wenn sie solche Dinge von uns erfahren sollten; ich glaube, sie haben keine Ursache unsern Umgang zu ehren, wenn Offenbacher Juden sich über ihn unterhalten. Werde nicht traurig über die Geschichte, sondern nehme dich in acht mit deinem Vertrauen. Es kommt am Ende der Verdruß auf mich und mit Recht, warum habe ich dich nichts besseres gelehrt. Ich habe unlängst den Franz gebeten dich nach Frankfurt zu nehmen; er thäte es gern, nur macht er mancherlei Einwendungen, er begehrt, daß du der Toni gehorchen, reinlich, fleißig und häuslich sein sollst, das ist nun freilich in Etwas gegen deinen Freiheitssinn, der in dir von der Großmutter ordentlich erzogen wurde, aber das wirst du ihm doch nicht verdenken, bei der großen Ausbreitung des Familienzirkels im Hause kann er nur wünschen daß ein so junges Mädchen wie du, sich an ihn und Toni anschließe, dies ist eine nothwendige Folge seines treuen Gemüths. — Du wünschest nicht in Frankfurt zu sein, so wie du jetzt bist, ist es dir viel angenehmer,

weil Wald und Flur dir vor der Thür entgegen lachen, weil Musik und alles und die Einsamkeit dir dort theilweise geraubt werden und auch der Umgang der Großmutter dir dort fehlen wird. Aber wär' es vielleicht nicht besser und zuträglicher für deine ganze Zukunft, wenn du dich mit Geist und Seele in einen ganz andern Zirkel stelltest? — Du würdest eine schöne Mühe anwenden, dich dem Franz gefällig zu machen, du wirst selbst nach und nach dich mehr der Gesellschaft anderer Menschen, der das Weib nie entgehen soll und darf, anpassen, und mit viel größerer Freude und Ruhe wirst du dich selbst und die innere Bildung deiner Seele fortsetzen, wenn du siehst, daß die Menschen dich lieben. Es wäre selbst das schönste Unternehmen, mit Mühe daran zu arbeiten (ohne doch deswegen es merken zu lassen), die Geselligkeit und Freundlichkeit unseres Hauses unter deinem heimlichen Schutzrecht gedeihen zu machen, und ich zweifle nicht daran daß es dir möglich wäre, wenn du recht wolltest. —

Sieh, das sind alles fromme Wünsche, und ich weiß kaum, ob die Momente, an die sie sich knüpfen, wirklich eintreten werden, und ob es möglich sein wird, je auf einem solchen Parterre des Witzes und des Extraordinairen einen freundlich häuslichen Garten anzulegen, wo jeder gern sein möchte. Ich habe nie Gemüther angetroffen, die so warm lieben, und zugleich sich schämen diese Liebe zu äußern. So trifft der Spott immer die Innigkeit, und ist keiner da, der sie auslacht, so lacht sie sich selber aus. — Uebrigens weiß ich bei allem dem nicht, ob man damit übereingekommen ist, dich nach Frankfurt zu nehmen; mein Wunsch wäre es beinah, daß du mehr in den gewöhnlichen Frankfurter Schlendrian kämst, damit du das Auffallende in deinem Betragen etwas unterdrücktest, denn durch dies Auffallende kannst du leicht einstens noch viel Verdruß haben, nicht als wäre es deswegen schlecht an sich, nein, es ist nur hinderlich und steht oft und bei dem Weibe fast immer im Wege, Gutes zu wirken.

Die Sitte kann keinem Menschen erlassen werden; sie ist

eine Art Allerweltsprache, ohne die man nie verstanden wird; doch soll der Mensch in sie eben so wenig von Jugend auf hineingeleimt werden, als er ganz unfähig für sie werden darf. Aber schön ist, wenn sie der Mensch mit freiem Willen ergreift, sie durch die schöne Eigenthümlichkeit seines Daseins veredelt, und so allen Andern in dieser allgemeinen Sprache sich selbst liebenswürdig und verständlich macht. Jede gänzliche Verschließung des Menschen ist verderblich und hat etwas fürchterliches und unnatürliches, um so mehr, wenn sie nicht ganz freiwillig, sondern durch eine äußere schmerzliche Berührung mit der Welt hervorgebracht ist, die aus Unfähigkeit und Unbildung entstand; denn in dem Zusammenhang besteht die ganze Größe der Welt, und an ihr können wir uns allein stärken und bilden. Wer sich diesem Zusammenhang entzieht, muß ein großes reiches Leben zurückgelegt haben, das er nun ausbilden und verarbeiten will, oder er muß sich von seinen Wunden heilen wollen, so kann er zu entschuldigen sein, wenn er zurücktritt. Aber jener, der durch Ungewohnheit und Ungeschicklichkeit im Umgang mit Schmerz und Sehnsucht nach eben der Welt, der er sich nicht anpassen kann, sich zurückzieht und auf sich selbst reduzirt, der verdient bei allen übrigen Verdiensten doch von dieser Seite für einen unvollkommnen ungeschickten Menschen gehalten zu werden, und wird mit Recht ausgelacht, wenn er seiner Unbeholfenheit den Namen der Zurückgezogenheit oder der Betrachtung geben will. So lange, liebe Bettine, als die Einsamkeit dir noch anklebt als Widerwillen gegen die Gesellschaft, mußt du dich nach den Menschen umsehen, und alle Mittel anwenden, dich von allen Menschen geliebt zu machen.

Das Leben des Weibes ist fester und unbeweglicher als das Leben des Mannes, das Weib berührt die Menschen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten. Was frommt es dir, wenn dann und wann ein geflügelter Denker an dir vorübereilt, der dich grüßt und weiter eilt, und dir die Sehnsucht

unbefriedigter Liebe zurückläßt! Ich weiß nicht, welches Bild schöner ist, ein Marienbild von einem trefflichen Meister, das in einer kleinen Dorfkirche vergessen hängt, aber vor dem fromme und unschuldige Menschen beten, oder eine herrliche Statue in den Händen von Barbaren, die dann und wann von einem durchreisenden Kunstkenner oder von einem reisenden Engländer bewundert wird. Jenes wird nie verkannt und immer gewürdigt, dieses wird selten erkannt und jeder Dünkel brüstet sich mit ihm. Ich wünsche es daher herzlich, liebe Bettine, daß du auch verkehrtere Menschen und gewöhnliche durch deinen Umgang, durch eine einfache, durchaus sittliche Erscheinung, die ohne aufzufallen alle die Rechte der Liebenswürdigkeit und Güte geltend macht, erfreuen mögest. Du rettest dadurch mich von Vorwürfen, und machst, daß deine Liebe zum Schönen nie als eine Zuflucht erscheint, sondern ein freies schönes Erheben, das, wie die Andacht und Religion, neben dem stillen häuslichen Leben steht. —

Arnim hat mir neulich viel geschrieben, er ist bis Mailand herumgeirrt und hat viel gedichtet; sein ganzer erster Brief ist über dich, doch ohne Verliebtheit, mit freundlicher Achtung und Annäherung erfüllt. Wenn ich nach Frankfurt komme, lese ich ihn dir vor; er ist jetzt in Genf und grüßt dich herzlich. — Sollte dir übrigens der Vorschlag gemacht werden, nach Frankfurt zu kommen, so mache keine Einwendung, als höchstens, daß du gern dein eignes Kämmerlein haben möchtest, denn die vielen anderweitigen Berührungen, denen du ausgesetzt bist, wenn du die Wohnung theilst mit Gundel, die ganz andere Gewohnheiten und Verkehr hat als ein so junges Mädchen wie du sie haben kannst, würde auf deine fernere Bildung sehr verderblich wirken. Adieu, liebstes Schwesterchen, sei vergnügt und fleißig und fein.

Dein Clemens.

164.

Bettina an Clemens Brentano.

Lieber Clemens.

Ich sitze hier schon eine halbe Stunde und besinne mich, — nicht was ich dir schreiben soll, denn ich hab' genug zu sagen, aber wo ich anfangen soll! Das geschieht mir nun schon so oft, als ich auf Beantwortung deines letzteren Briefs denke. — Und sonst war das nicht so! — nie hab' ich mich bedacht, es floß mir aus der Feder! — deine Verweise kränkten mich nicht, wenn sie auch manchmal aus der Luft gegriffen waren, — und jetzt weiche ich dem aus dir zu schreiben, alles dient mir zum Vorwand; ich geh' zur Günderode in's Stift, ich bleibe länger bei ihr mit dem heimlichen Willen, daß es zu spät sein möge dir heute zu schreiben, und so vergeht ein Tag nach dem andern; an jedem wache ich auf mit dem Gefühl einer Tagespflicht, die ich gern hinter mir haben wollte, und zu untüchtig bin sie zu leisten. Also du siehst wohl, daß es nicht Leichtsinn war, hätte ich den nur dabei gehabt, so wär' mein Brief schon längst bei dir angelangt. — Ich hab' der Günderode davon gesagt und hab' ihr (es mag dir vielleicht nicht recht sein) deinen Brief ganz vorgelesen. — Sie sagte, der Clemens spielt in einer fremden Tonart, in der du nicht bewandert bist, in die du auch nie hinein kommen wirst, es ist daher nur zweierlei zu thun, entweder du antwortest ihm Punkt für Punkt, wie wenn du vor Gericht ständest, wo man ja auch aus dem innern Lebenskreis herausgeworfen, wie ein Hund pariren muß. Oder du überspringst alles was er rügt, was er frägt und empfiehlt, denn er wird doch wohl nicht mehr von der Stimmung dieses Briefes durchdrungen sein. Ich fand auch diesen letzten Rath vorzuziehen, allein wo ich hier am Schreib=

tisch sitze, mit mir allein, (denn dein Brief hat mich isolirt, und ich weiß nichts in diesem Augenblick vom Spielplatz geschwisterlicher Liebe) also mit mir allein hier, in den Spiegel sehend über meinem Schreibplatz. — Da regt sich ein ungeheures Selbstgegefühl! — Clemens! ich glaub' wohl es giebt Menschen, die sich lenken lassen von dem Geiste Anderer, ich auch, sobald dieser Geist in dem meinen wiederhallt, sobald also er den meinen zur Uebereinstimmung weckt. — Diesmal thut er das nicht, ich könnte diesem Brief wie der Inquisition gegenüber stehen, die nie den Sinn von einem freisinnigen Menschen erfassen kann als zu seinem Verderben! — Und — noch eine Frage: Soll ich dich beschämen durch meine Antwort? — Das wär' schlimm, denn es bewiese dir, daß es mit der Hingebung in Freundschaft und Liebe nichts ist, daß alles Rufen und Berufen immer dem inneren Selbst weichen müsse, daß alles was diesem inneren Selbst widerspricht, von ihm mit Füßen getreten wird, und ich muß dir sagen, lieber Clemens, daß ich ganz nach diesem göttlichen Ebenbild des Selbstseins geschaffen bin. —

Nun lasse uns immer diese bittere Frucht anbeißen, denn ich seh', es geht doch nicht anders; und eher wird mir das Herz nicht leicht dir gegenüber.

Also erst der Eingang deines Briefes der mir ein Streben nach Klarheit und Ruhe unterlegt! — Nein, Clemens, ich habe kein mir bewußtes Streben der Art, das muß von selbst aus dem Lebensquell hervorspringen. Eines Strebens bin ich mir bewußt, weil sich alle meine Kräfte darin bewegen. Das ist innere Unantastbarkeit. Du nennst das „die Kunst mit sich selbst genug zu haben" — mir ist das keine Kunst, warum? — weil ich alles mein nenne, weil alles mein ist, was ich anrede, was mich erregt. — Sehnsucht hab' ich nie gehabt, von Kindheit an nicht, ich könnte dir aus dem Kloster darüber erzählen. Das Schöne hab' ich lieb gewonnen, ich nahm es an, wenn man mir es schenkte, um gleich es wieder zu verschenken. Nur in der Frei=

heit, in dem Fürsichbestehen, gefällt mir das Leben; und ich werde nie etwas an mich reißen. Ich werde mich hinneigen, aber ich werde mich nicht gefangen geben.

Du denkst dir also unsre Liebe zu einander als den „Ueberfluß und die Fülle des künftigen Lebens? die uns zu der Genüge desselben noch obendrein gegeben ist.“ — Du sprichst aus: „Gott werde mir hoffentlich zu einem lieben Manne und dir zu einer lieben Frau helfen.“ Das sind deine Worte an mich! und das ist die Tonart, in die ich durchaus nicht übersetzen kann. Und — ich kann mich dabei auch gar nicht aufhalten, die liebe Frau, der liebe Mann mögen sich zusammen finden wo es ihnen deucht, ich will sie nicht geniren! mehr läßt sich von mir nicht herausbringen. — Jetzt gehst du weiter in deinen Vermahnungen, als ob die Philister dich trunken gemacht hätten und sprichst vom Verdruß und von Abstumpfung gegen die Berührung mit Menschen. Ach, das mag ich gar nicht noch einmal lesen, mir ist, als müsse ich mit einem Mückenplättscher diese närrische Mücken von dir alle todtschlagen. — Nun sagst du, daß dir, der mich doch so gut kenne, meine Erscheinung in einzelnen Minuten auch nicht gefalle.

Ach, wär' es möglich, daß eine fremde Sprache eine andre fremde Sprache mit ihren Klängen und Wortarten so ganz decke, daß einer einen Roman in der einen schrieb, der andre in der Meinung es sei die andre Sprache, in ihr diesen in der ersten geschriebnen Roman läse? — und kriegte da eine Geschichte heraus, von der keine Spur je geahnt oder gemeint war. So ist's mit dir, und ich muß deine Hoffnungen alle niederschmettern, daß ich mich bemühen würde, „allgemein liebenswürdig und geliebt zu werden.“ Du hast mich nicht in meiner Sprache gelesen; du hast eine andre Natur herausgekriegt, die dir nur dann und wann nicht gefällt, meistens aber doch. Wenn du aber in der meinigen Sprache mich gefaßt hättest, so würde ich keinen Augenblick dir gefallen, nein davon nicht, von andern Dingen wär' die Rede. Ein Gewimmel von Mißverständnissen.

Nun lasse uns noch durch den Morast der Trätscherei waten, da ich hochgeschürzt bin und daher nicht fürchte mich zu beschmutzen. — Und doch kommt es mir sehr hart an daß ich hier Halt machen muß. — Was deine Briefe anbelangt, so liegen sie alle mit Nummern bezeichnet in einem kleinen Schränkchen, das ich zur Noth bei einer Feuersbrunst oder Ueberschwemmung unter den Arm nehmen könnte und damit das Weite suchen; ich geh' an diesen Behälter nie, nur wenn ich einen neuen Ankömmling hineinsperre wie im Kloster, heraus kommt mit meinem Wissen keiner! — ja ich selbst lese sie nicht leicht wieder wie ich sonst wohl that, denn eine zu große Masse von Gedanken durchströmt mich und führt mich wie ein gelichtetes Schiff auf die hohe See, die Heimath hab' ich im Herzen, aber ich kehr' zu ihr nicht zurück, ich lande unter fremden Himmelsstrichen. — So geht's mit deinen Briefen, sie sind meine Heimath, in ihnen bin ich geboren, aber die Heimath hab' ich verlassen. So wenig ich die Thüre meiner Hütte öffnen kann hier im fernen Welttheil, so wenig öffne ich diese Briefe, die mir geliebt aber fern liegen. — Versteh' mich! das heißt liebe mich darum!

Nun will ich dir noch vom Veilchen erzählen, du sagst von ihr „sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit!“ — Wer bin ich denn daß ich mich herablasse, wenn ich mich zu einem guten Geschöpf vertraulich wende? — Bin ich ein Engel? nun die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt, aber ich glaube nicht, daß ich ein Engel bin, ich glaub' vielmehr, daß ich zu ihr hinansteige statt herab! — Sie ist diesen ganzen Sommer in Wiesbaden mit ihrem Großvater, sie weiß, der Mann muß sterben mit seiner Krankheit, er ist schon zwischen siebzig und achtzig Jahr, aber sie hat ihn hingeführt, seine Enkel hat sie ausgethan bei befreundeten Juden für Kostgeld, so hoch sie es zu erschwingen vermag. Die Hoffnung, daß die Bäder ihm nutzen, macht den alten Mann geduldig in seinen Schmerzen; so denkt

sie ihn leise den Lebenspfad fortzugeleiten, so pflegt sie ihn! Er ist mein Großvater, sagt sie, mein Vater war sein Liebling, er hat gar sehr viel an ihm gethan! — und so wischte sie sich den Schlaf aus den Augen am Abend, denn sie war früh aufgestanden; — also da las ich ihr als vor aus den Büchern, die ich von dir hatte, manches schöne Lied vom Goethe hat sie auswendig gelernt während dem Sticken, und ich fädelte ihr die Nadeln ein. Es waren die liebsten Zeiten mir. Als sie wegging, hab' ich ihr versprochen nach den Kindern zu sehen; und ich bin deswegen mit ihr im Briefwechsel, so lasse ich ihr Stickmuster bei dem Goldarbeiter Fink machen, wenn sie neue Aufträge hat, — ich schicke ihr die Seide und das Gold und geb' ihr meine Ansicht, es ist mir immer das größte Plaisir wenn ein Auftrag bei ihr einläuft, wobei meine Erfindung von ihr in Anspruch genommen wird, mein liebstes ist Stahlflitter und Perlen, und letzt haben wir eine grüne Sammet-Robe in solchen Stahlguirlanden angeordnet mit einem Netz von goldnen Raupen darüber, und das soll so wunderschön gewesen sein, schreibt sie, daß man nicht glaubt in Paris könne es besser gemacht sein. — Meinst du, so was hätte keinen Reiz für mich? Wohl freue ich mich über einen solchen Brief. Und wie manche Stunde in der Nacht habe ich in Erfindungen geschwelgt. Du siehst, lieber Clemens, die Gegend ist anders als du sie gedacht hast, da ist kein Steg, der hinab in die Gemeinheit führt. Wir befinden uns innerhalb der Grenzen des einfachsten Verkehres, und deine Furcht, daß dein Umgang mir ein Gassenhauer werde und daß man ihn belache und sich darüber ärgere im Kothe zu finden, was mit so hohen Pretensionen auftrete, ist dem inneren Wesen nach ungegründet. — Du schreibst „in eine vertraute Freundschaft mit ihr zu gerathen ist thöricht." — Clemens, was wär' es, wenn ich auch dadurch mich abhalten ließ', der Veilchen die kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, weil Offenbacher Juden von mir sprechen? —

Mein Aufenthalt hier in Frankfurt dauert nun schon vier-

zehn Tage, Morgens früh wecke ich den Franz und laufe mit ihm in die Gemüsgärten vor der Stadt. Das ist meine beste Zeit. Da ich mit der Gundel in einem Zimmer wohne, so ist das Eckelchen, worin ich mich bewege, sehr klein, dafür hab' ich einen größeren Raum bei der Günderode im Stift, wo ich Landkarten male von Alt-Griechenland. — Doch dort kommt der alte Domherr von Hohenfeld hin und sieht auf mich herab und giebt mir Anweisung, das ist mir unangenehm. — Ich hab' früher mit dem Sonnenschein gern verkehrt, jetzt ist mir lieber die Nacht, wo ich auf den langen dunklen Gängen spazieren gehe, und erwarte, daß ein Geist kommt mit mir zu reden; mit dem Dominikus unterhalte ich mich über die Republik der Herbstspinnen auf der Altan. Wohin ich gehe ist der wie von einem allgemeinen Landregen aufgeweichte Pfad der Langenweile, in dem man leicht mit dem Schuh stecken bleibt und nicht weiter kann! — Doch sollte ich mich nicht fassen können und meinen Geist auf die Weide treiben, (du nennst es Bildung meiner Seele ist mir ganz unverständlich!) „ich soll mein auffallend Betragen unterdrücken," weiß nicht in was es besteht, — soll die „Sitte als eine Allerweltsprache aus freier Anmuth fühlen lernen," wo ist das Theater wo man diese Rolle spielt? —

Du hast es also gewünscht, ich möchte Offenbach verlassen, um in einen höheren Kreis und Verkehr mit der Welt zu treten. — Lieber Clemente, in dem Offenbacher Kreis war die Katz zu Haus, in diesem hier tanzen die Mäuse auf dem Tisch! — Die Katze konnte ich verstehen und Lehre von ihr annehmen, obschon ich oft dabei gähnen mußte. Das letzte, was ich ihr vorlas, sind die lettres de Madame de Sevigné, es hat ihr sehr leid gethan, daß sie meiner Seelenbildung nicht konnte diese letzte Hand anlegen. Hier verstehe ich wohl was sie meint. Diese an eine Tochter geschriebene Briefe sind ein eleganter Tanz der Seele auf dem Tanzplatz der höheren Welt, wo alles ihrer Grazie

bei jeder Wendung Beifall klatscht. — Ich werde nie in die Verlegenheit kommen, solche Briefe schreiben zu müssen.

Adieu Clemens. Ich werde auch unter den Mäusen keine Gelegenheit haben mich geltend zu machen; es ist ein appart Geschlecht, ich gehöre nicht dazu.

Ich hab' einen recht garstigen Singlehrer, einen alten Distelbart! pfui! wie mir der zuwider ist; wenn er fort ist mach' ich Fenster und Thüren auf, damit die Atmosphäre seines Dagewesenseins nicht im Zimmer eingeklemmt bleibe. — Wenn dir nächstens geschrieben wird, daß ich über Schmerzen auf der Brust klage, so bedaure mich nicht, ich muß lügen, um des Distelbarts willen.

Adieu, ich gehe jetzt zur Günderode und lese ihr diesen Brief vor, und consultire ob ich diesen widerbellerischen Brief dir schicken soll.

Clemens! die Günderode hat gesagt, der Brief wär' sehr gut und ich soll dir ihn schicken.

Bettine.

165.

Heinrich v. Kleist an seine Schwester Ulrike.

Frankfurt a. d. Oder, den 12. November 99.

Ich war zuerst Willens, der langen Verspätung dieses Briefes eine Rechtfertigung voranzuschicken; aber es fällt mir ein, daß doch eben nicht viele Billigkeit dazu gehört, sie zu entschuldigen, wenn man mich und die Absicht meines Hierseins kennt. Ich habe mir ein Ziel gesteckt, das die ununterbrochene Anstrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit er-

fordert, wenn es erreicht werden soll. Ich habe besonders in diesem meinem zweiten akademischen Cursus eine Masse von Geschäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühsamsten Fleiß bearbeiten kann; eine Masse von Geschäften, die selbst nach dem Urtheile Hüllmanns zu schwer für mich ist, und von der ich daher, wenn ich sie dennoch trage, mit Recht sagen kann, daß ich das fast Unmögliche möglich gemacht habe. Unter diesen Umständen siehst du wohl ein, daß es bisher nöthig war, mich oft mit einem augenblicklichen Andenken an dich zu begnügen, und daß mir selbst jetzt die Zeit einer schriftlichen Unterhaltung mit dir noch nicht geworden wäre, wenn durch den Eintritt der Messe die akademischen Vorlesungen nicht ausgesetzt worden wären. Diese vierzehn Tage der Ruhe, diesen Sonntag für meine lange geschäftsvolle Woche, benutze ich, um mich einmal nach Herzenslust zu vergnügen, und dieses Vergnügen soll ein Brief an dich sein.

Wenn man sich so lange mit ernsthaften, abstracten Dingen beschäftigt hat, wobei der Geist zwar seine Nahrung findet, aber das arme Herz leer ausgehen muß, dann ist es eine wahre Freude, sich einmal ganz seinen Ergießungen zu überlassen; ja es ist selbst nöthig, daß man es zuweilen in's Leben zurückrufe. Bei dem ewigen Beweisen und Folgern verlernt das Herz fast zu fühlen; und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verstande. Das Glück kann nicht, wie ein mathematischer Lehrsatz bewiesen werden, es muß empfunden werden, wenn es da sein soll. Daher ist es wohl gut, es zuweilen durch den Genuß sinnlicher Freuden von neuem zu beleben; und man müßte wenigstens täglich e i n gutes Gedicht lesen, e i n schönes Gemälde sehen, e i n sanftes Lied hören — oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den schönern, ich möchte sagen, den menschlicheren Theil unseres Wesens zu bilden.

Dieses letzte Vergnügen habe ich seit deiner Abwesenheit von hier gänzlich entbehren müssen, und gerade dieses ist es, dessen

ich am meisten bedarf. Vorsätze und Entschlüsse, wie die meinigen, bedürfen der Aufmunterung und der Unterstützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu sinken. Verstanden wenigstens möchte ich gern zuweilen sein, wenn auch nicht aufgemuntert und gelobet; von einer Seele wenigstens möchte ich gern zuweilen verstanden werden, wenn auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern sich umsieht, ob nicht Einer unter allen ist, der uns Beifall zulächelt, so suche ich zuweilen dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, so werde ich dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen. Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich so innig hier nach Mittheilung sehne, wo sie mir so ganz fehlt. Große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne selbst auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbst die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf diesen Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Christus gethan haben würden, wenn sie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verstehen würde. Willst du es doch eine Schwäche nennen, so ist es höchstens die Schwäche eines Münzensammlers z. B., der zwar hauptsächlich für sich und zu seinem Vergnügen, zu seinem Nutzen sammelte und daher auch nicht zürnt, wenn die Meisten gleichgültig bei seiner sorgfältig geordneten Sammlung vorübergehen, aber eben deswegen um so viel lieber einmal einen Freund der Kunst in sein Cabinet führt. Denn meine Absichten und meine Entschlüsse sind solche Schaumünzen, die aus dem Gebrauche gekommen sind und nicht mehr gelten; daher zeige ich sie gern zuweilen einem Kenner der Kunst, damit er sie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich so emsig und eifrig sammle und aufbewahre, auch wohl ächte Stücke sind, oder nicht.

— Ich überlese jetzt den eben vorangegangenen Punkt und

finde, daß er mir mißfallen würde, wenn ich ihn, so wie du hier, aus dem Munde eines jungen Menschen hörte. Denn mit Recht kann man ein Mißtrauen in solche Vorsätze setzen, die unter so vielen Menschen keinen finden, der sie verstände und billigte. Aber doch ist es mit den meinigen so; verstanden werden sie nicht, das ist gewiß, und daher, denke ich, werden sie nicht gebilligt. Wessen Schuld es ist, daß sie nicht verstanden werden — das getraue ich mir wenigstens nicht zu meinem Nachtheil zu entscheiden. Wenn ein Türke und ein Franzose zusammenkommen, so haben sie wenigstens gleiche Verpflichtung, die Sprache des Andern zu lernen, um sich verständlich zu machen. Tausend Bande knüpfen die Menschen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Interesse, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten; — alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie, und dieses mag ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist den ihrigen so fremd und ungleichartig, daß sie — gleichsam wie aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Versuche, es ihnen näher vor die Augen, näher an's Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt; und ich werde mich dazu bequemen müssen, es immer tief in das Innerste meines Herzens zu verschließen.

Was ich mit diesem Interesse im Busen, mit diesem heiligen, mir selbst von der Religion, von meiner Religion gegebenen Interesse im engen Busen, für eine Rolle unter den Menschen spiele, denen ich von dem, was meine ganze Seele erfüllt, nichts merken lassen darf, — das weißt du zwar nach dem äußern Anschein, aber schwerlich weißt du, was oft dabei im Innern mit mir vorgeht. Es ergreift mich zuweilen plötzlich eine Aengstlichkeit, eine Beklommenheit, die ich zwar aus allen Kräften zu unterdrücken mich bestrebe, die mich aber dennoch schon mehr als einmal in die lächerlichsten Situationen gesetzt hat.

Die einzige Gesellschaft, die ich täglich sehe, ist Zengens*), und ich würde um dieser peinlichen Verlegenheit willen auch diese Gesellschaft schon aufgegeben haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich durchaus von diesem unangenehmen Gefühl zu entwöhnen. Denn auf meinem Lebenswege werden mir Menschen aller Art begegnen, und jeden muß ich zu nutzen verstehen. Dazu kommt, daß es mir zuweilen gelingt, recht froh in dieser Gesellschaft zu sein. Denn sie besteht aus lauter guten Menschen und es herrscht darin viele Eintracht und das Aeußerste von Zwanglosigkeit. Die älteste Zenge, Minette**), hat sogar einen feineren Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.

Ich sage mir zwar häufig zu meinem Troste, daß es nicht die Bildung für die Gesellschaft ist, die mein Zweck ist, daß diese Bildung und mein Zweck zwei ganz verschiedene Ziele sind, zu denen zwei ganz verschiedene Wege nach ganz verschiedenen Richtungen führen — denn wenn man z. B. durch häufigen Umgang, vieles Plaudern, durch Dreistigkeit und Oberflächlichkeit zu dem einen Ziele kommt, so erreicht man dagegen nur durch Einsamkeit, Denken, Behutsamkeit und Gründlichkeit das andere ꝛc. Auch soll mein Betragen jetzt nicht gefallen, das Ziel, das ich im Sinne habe, soll für thöricht gehalten werden, man soll mich auf der Straße, die ich wandle, auslachen, wie man den Columbus auslachte, weil er Ostindien im Westen suchte. Nur dann erst bewunderte man ihn, als er noch mehr gefunden hatte, als er suchte ꝛc. Das alles sage ich mir zu meinem Troste. Aber dennoch möchte ich mich gern von dieser Beklommenheit entwöhnen, um so viel mehr, da ich mit Verdruß bemerke, daß sie mich immer öfter und öfter ergreift.

---

*) Die Familie des Generals v. Zenge.

**) Seine nachherige Braut.

Aber ich fürchte, daß es mir in der Folge wie den meisten Gelehrten von Profession gehen wird; sie werden in ihrem äußern Wesen rauh — und für das gesellige Leben untauglich. Ich finde das aus vielen Gründen sehr natürlich. Sie haben ein höheres Interesse lieb gewonnen und können sich nicht mehr an dem gemeinen Interesse erwärmen. Wenn ein Anderer z. B. ein Buch, ein Gedicht, einen Roman gelesen hat, das einen starken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft tritt, er sei nun froh oder schwermüthig gestimmt, er kann sich mittheilen, und man versteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematischen Lehrsatz ergründet habe, dessen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllte, wenn ich nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer versteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich lassen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht e i n e n von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seele füllen. — Und so muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erscheinen, ob man es gleichwohl nicht ist.

Der größte Irrthum ist denn wohl noch der, wenn man glaubt, ein Gelehrter schweige aus Stolz, etwa, weil er die Gesellschaft nicht der Mittheilung seiner Weisheit für werth achtet. Ich wollte schwören, daß es meistens gerade das Gegentheil ist, und daß es vielleicht gerade der äußerste Grad von Bescheidenheit ist, der ihm Stillschweigen auferlegt. Ich rede hier besonders von großen Gelehrten, die ihr Lob in allen Zeitschriften lesen. Man besucht sie häufig, um die Giganten doch einmal in der Nähe zu betrachten; man erwartet von ihnen, das wissen sie selbst, lauter Sentenzen, man glaubt, daß sie wie in ihren Büchern reden werden. Sie reden aber nur wenige gemeine Dinge, man verläßt sie mit dem Verdacht, daß sie aus Stolz geschwiegen haben, ob sie zwar gleich nur aus Bescheidenheit schwiegen, weil sie nicht immer in den erwarteten Sentenzen reden konnten und doch nicht gern die gute Meinung, die man von ihnen hatte, zerstören wollten.

In solchen Lagen hat man die gelehrtesten Männer oft in der größten Verlegenheit gesehen. Unser gescheuter Professor Wünsch, der gewiß hier in Frankfurt obenan steht und Alle übersieht, würde doch gewiß, des bin ich überzeugt, durch die abgeschmacktesten Neckereien des albernsten Mädchens in die größte Verlegenheit gesetzt werden können. Du weißt, wie es Rousseau mit dem Könige von Frankreich ging; und man braucht daher weder dumm noch feig zu sein, um vor einem Könige zu zittern. Ein französischer Offizier, der, als Ludwig der Vierzehnte ihn heranrief, sich zitternd seinem Könige näherte und von ihm mit kalter königlicher Ueberlegenheit gefragt wurde, warum er so zittere? hatte dennoch die Freimüthigkeit zu antworten: Sire, ce n'est pas devant vos ennemis, que je tremble ainsi.

Meine Briefe werden lang, mein liebes Ulrikchen; und was das Schlimmste ist, ich rede immer von mir. Verzeihe mir diese kleine menschliche Schwachheit.

Dein treuer Bruder Heinrich.

166.

A. v. Marwitz an Rahel.

Bilenz, den 10. Mai 1810, Donnerstag.

Heute erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, und will gleich antworten, wiewohl ich fürchte, daß nichts Gescheidtes herauskommen wird, wegen Stimmung, Wetter, Ungemüthlichkeit der ganzen Lage, Thatenlosigkeit nach innen und nach außen. — Ich wohne hier recht angenehm, auf dem Lande, drei Stunden vom Gebirg. Die Gegend ist frisch, das Dorf liegt an einem kleinen rauschen-

den Bach, der in mehrere Arme zertheilt, zwischen lebendig grünen, reichlich getränkten Wiesen hinschlängelt und von mancherlei Buschwerk umgeben ist, Weiden, hohe Rüstern, Pappeln, Obstbäume dazwischen, das alles, mehrere Stunden weit, den Bach entlang, bald dicht daran, bald entfernter, in Gebüschen versammelt, ganz wie in einem englischen Garten, und täglich frischer, grüner, blüthenreicher. Viel schöner und anmuthiger wäre das alles, wenn wir das echte Frühlingswetter hätten, aber es ist bald drückend warm und dann wieder wird alles plötzlich und auf mehrere Tage erkältet durch ein Gewitter oder einen Regen, der aber den Staub nicht bezwingt; ein rauher Wind fährt dann über die Gegend weg, und es ist, als ob all das Grün und all die jungen Blüthen wieder vergehen, und todt von den Bäumen und Gebüschen herabfallen müßten. So heute. Nichts von der heilsamen Frühlingsluft, die frisch und lebenskräftig, nicht heiß, aber gelinde warm und von Kühlungen durchhaucht die Lungen erweitert, während die Erde weder dürr noch feucht ist; keine warmen Regenschauer am späten Nachmittage, nach denen die Sonne kurz vor dem Untergange wieder hervorbricht, den Regenbogen erscheinen läßt, während der Geruch von Gebüsch und Wiesen aufsteigt. Kalte Tage nach Gewittern deuten immer auf einen schlechten Sommer, und wir haben sie hier. Ich bin gar nicht wohl, auch physisch nicht; mir fehlt nichts Bestimmtes, aber die Lebenskraft, das frische Gesundheitsgefühl mangelt. Das Wetter ist daran Schuld und die todten Formen des militairischen Lebens, in denen ich gezwungen bin mich herum zu treiben, und die mir den Sinn vernichten für die großen innig begeisterten Regungen der Natur und das stille Bilden des Landlebens. Ferner die Gesellschaft, die ganz ohne Phantasie, ohne Wissen ist, die beste gutmüthig und brav und nach der Seite des Herrschens und Befehlens hin gebildet, ohne Nahrung für Geist und Gemüth. Klarheit und Richtigkeit in äußeren Lebensverhältnissen für die Darstellung sowohl wie für das Betragen, ist das Höchste, wozu sie es gebracht

haben, von intellektueller Bildung keine Spur. Was nicht Militair ist, ist gar unter aller Kritik, feig und ohne Selbstgefühl, durchaus gemein und sinnlos. Der Landmann ist ohne Charakter. Ich beschäftige mich wohl, treibe Mathematik, lese die histoire des républiques italiennes du moyen age von Simonde Sismondi (die Sie auch lesen können; er ist begeistert für seine Nation und den Republikanismus, und hat dabei eine Fülle der schönsten Geschichten), aber das alles ist unfruchtbar, weil es in dem Leben keine Haltung findet, weil es, wenn es wirken, wenn ich lernen sollte, ganz andere Stimmungen voraussetzt, als die ich in meiner Gewalt habe. O die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb in einander aufgehn, das Innere von dem Aeußeren und das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist unendlich schwer. In mir stoßen und reiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt. Denken Sie, liebe Rahel, sogar jetzt, indem ich Ihnen schreibe, ist mir nicht ganz festlich zu Muthe, es ist als ob eine Wolke mir im Gehirn läge, die mir die frische Regung des Innern hemmt, und nichts in den Gedanken und Gefühlen recht sonnenbeglänzt heraustreten läßt. Alles, was ich Ihnen geschrieben habe, habe ich wohl gesehn, aber wie durch einen Flor, wie abgebleicht, nicht mit der Energie des gesunden, ungetrübten Auges. Kennen Sie den Zustand? Ich glaube nicht; er ist für Sie zu schlecht; Sie haben mehr geistige Gewalt. In mir ist er häufig, war es auch in bessern Zeiten.

Noch muß ich Ihnen meine Wohnung beschreiben. Ich habe den obern Stock eines großen, wohlgebauten Bauerhauses, zwei Zimmer, die an einander stoßen, das eine sehr geräumig mit vier Fenstern, die nach zwei Seiten hinausgehn, das andere kleinere mit Einem. Die Fenster sind hoch, mit großen Scheiben, die Thüren gebohnt und mit messingenen Schlössern. Aus jenem größeren Zimmer weist die eine Aussicht gegen Abend.

Bauerhäuser liegen vor mir, über die ich hinweg sehe nach höheren Feldern; rechts ist die Kirche, klein und einfach, dicht neben ihr geht die Sonne unter über dem Gebirg. Die andre Aussicht weist gegen Mittag und Morgen, auch auf Bauerhäuser und höher liegende Felder, weiter links auf eine kleine Wiese an jenem Bach, die reichlich mit hohen Baumgruppen bepflanzt ist. Auch zwischen den Häusern stehn Weiden und Pappeln. Die Zimmer sind ausgeweißt und sehr rein; in dem kleinern stehn ein paar Tische, an denen ich schreibe, eine Kommode und ein Stuhl; in dem größern mein Bett, einige Schemel, ein Spinde. Ich hatte dies Quartier anfangs sehr lieb gewonnen, und habe es zu Zeiten noch lieb. Wie phantastisch ist es; was für eine wohleingerichtete, mäßige und gesunde Existenz ließe sich darin führen. Jetzt aber macht es mir Langeweile; es verliert mir das Harmlose, schon wegen des Korporalen, der täglich mit unzähligen Meldungen hereintritt, über Sättel, Ställe, Rekruten und andre massive Dinge. Gleich nach meiner Ankunft war ich in Prag und sah Varnhagen. Seine äußere Lage ist ziemlich bequem.

167.

Friedersdorf, den 2. Juni 1811.

Alles, meine theure Freundin, habe ich mir überlegt, ehe Ihr Brief kam, und reiflicher, vielseitiger seitdem. Elend leben will und kann ich nicht, der Augenblick, in dem Herzensfülle und Geisteslebendigkeit mich für immer verlassen, ist für mich der, où la vie est un opprobre est la mort un devoir, der Augenblick, in dem sie mich für eine bestimmte Situation verlassen, der, wo ich unter jeder Bedingung, allen Gefahren, allen Schwierigkeiten zum Trotz, mich aus ihr herausreißen muß! Es fragt sich,

ob ich jetzt so gegen mein Vaterland gestellt bin? Noch nicht. Noch ist es also vergönnt, zu berathschlagen, auf welchem Wege, ob auf dem einheimischen oder dem ausländischen, ich mich am besten dem Ziele nähere, welches meine Natur mir aufgesteckt hat, nämlich alles Menschliche und Geschichtliche verstehen zu lernen, und verstehend daran zu arbeiten. Die Reise nach der Insel hat für den Augenblick viel Bequemes und auch jene Zwecke Förderndes. Reisen beruhigen das Gemüth und wecken die Lebenslust, indem sie das Neue, Fremde und Edle zeigen, der thätige Müßiggang, welchen sie herbeiführen, würde meine Nerven bald und sicher heilen. Den Staat, der grade jetzt mein nächstes und größtes Problem ist, finde ich dort in höchster Blüthe, und wie in diesem Zustande der vollkommnen Gesundheit seine einzelnen Funktionen sich äußern, würde ich mit heiterm Fleiße beobachten. Von der andern Seite fehlt mir die Kenntniß so manches Einzelnen, so mancher kleinen bedeutenden Triebfeder, und vor allen Dingen bin ich der Sprache gar nicht mächtig für das Gespräch (dort, wenn man Menschen, Sitten, Verfassung, Institute will kennen lernen, ein wohl unüberwindliches Hinderniß). Und bin ich am Ziele, wie dann? Der Krieg dort ist mein Element nicht, das fühle ich wohl. Er fordert im allgemeinen robuste Naturen, nicht sinnige, und sollen diese daran Theil nehmen, so müssen sie von Freunden und Stammesverwandten umgeben sein, durch die ihnen jedes Gefecht, jeder Marsch, jede durchwachte Nacht zu einem Abenteuer, zu einer eigenthümlichen, anregenden Lebenserscheinung wird. Stehen sie allein, so löst sich die ganze glänzende Erscheinung in lauter kleine Quälereien auf, und hohle und gemeine Stimmungen zehren an ihrem Gemüth. Jahre vergehen so in unnützer Thätigkeit, und ist es dann endlich vorüber, so sind auch die besten Kräfte zerrieben, die liebsten Regungen des Herzens erstorben. Besser also, ich versuche zu bleiben. Aber nach Töplitz komme ich für's erste nicht. Ich muß mir beweisen, daß ich Kraft und Sinn genug

habe, um die unscheinbare Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zu beseelen (meine Gesundheit erlaubt den Versuch). Ich gehe also in vierzehn Tagen von hier nach Potsdam, arbeite, und gelingt es, so reise ich auf jeden Fall in der Mitte des August Ihnen nach und bleibe den September in Töplitz (ich habe mich so eingerichtet, daß nichts mich hierin hindern kann). Gelingt es nicht, so ist mir das ein Zeichen, daß ich fort muß, und dann zögre ich nicht länger. —

Sonntag den 9. Juni.

O Verzeihung, meine theure Freundin, daß dieses Blatt Sie so lange hat warten lassen. Das einliegende war vor acht Tagen geschrieben, und sollte fort in dem Augenblick, da ich Ihren gewaltigen Brief erhielt. Wie sinnlos, wenn ich jene Kleinigkeiten Ihnen gesandt, und auf die große, lebenentscheidende Frage nicht geantwortet hätte. An jenem Tage selbst war nicht mehr Zeit dazu, an den folgenden fühlte ich mich zu unwürdig. Wie Gentz muß ich sagen: „Was soll ich mein armes Wort gegen die donnernde Musik Ihres Innern austauschen?" So blieb ich stumm, bei vielen innern Vorwürfen. Mit mir wird es besser. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe; Wille und Thätigkeit bändigen es. Sie gehen nun, liebe Rahel. O seien Sie ja glücklich, machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann ich nicht, und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen, wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zustand. Indem ich dies schreibe, wird es mir klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, so wie die Seele erstorben, und er eben dadurch entheiligt ist, und wie es bloß ein Glück dieser

Zeiten ist, daß andere, äußerlich anständigere Wege offen stehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grausamen. Ich lese viel, fast den ganzen Tag, aber sehr durch einander. Einsame Spaziergänge erquicken mich, und einen göttlichen Jungen habe ich täglich vor mir, den ältesten meines Bruders, von anderthalb Jahren. Wie ein kleiner Löwe ist er, in seinen kleinen Bewegungen fast kolossal, ernst, sanft, gehorsam; wenn er weinen will, und das geschieht sehr selten, so verbeißt er es sich mit der größten Macht, so wie man ihn einen Augenblick ernst und mißbilligend ansieht; er schreit nie, auch jetzt nicht, ungeachtet er seit acht Tagen an den Zähnen leidet, wenig schläft und fast gar nicht ißt (gefährlich ist es nicht). Kommt Varnhagen nach Berlin? Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn sehen, und sagen Sie ihm bei Gelegenheit, daß ich ihm keineswegs grolle. Er glaubt das vielleicht. Ich hatte nämlich in frischem Aerger über seine ersten Zeilen aus Kommotau, einen, übrigens ganz besonnenen, gehörigen und motivirten Brief an Selby geschrieben; da fand sich denn, was ich hätte voraus wissen können, daß Varnhagen die schon schiefe Ansicht von Selby auf's unmäßigste gespannt und übertrieben hatte. Selby hat ihm deshalb einen Brief geschrieben, der ihm vielleicht unangenehm gewesen ist. Wird er den ganzen Sommer mit Ihnen in Töplitz sein?

Die Bäder thun mir sehr wohl. Sie erinnern sich der Mauer zwischen mir und der Natur, die mich an dem übrigens göttlichen Abend beim Hofjäger ängstete. Die ist zerstört, meine Nerven sind rein und empfänglich gestimmt, und die Kämpfe gegen die „Herzensmorgue“ werden seltner. Ich verstehe die Dichter, Mirabeau, Goethe, Winckelmann, Pindar, freue mich an ihnen, nur der strengen Wissenschaft bin ich noch nicht gewachsen. Adam Müller ist mir widerwärtig, doch werde ich ihn wieder vornehmen; er selbst weiß zwar nichts recht, der hohle, gemachte Gesell, doch regt er in schöpferischen Momenten des Lebens vieles an. Halb gesehn hat er vieles. Das Fragment aus den Wan-

derjahren las ich vor vierzehn Tagen, und hätte Ihnen damals viel darüber sagen mögen.

Mögen Sie denn meine Briefe? Ich begreife es nicht. Mir kommen sie unendlich schlecht und unkräftig vor. Besonders scheint mir, sind sie auf eine unerträgliche Art unstät. Das Leben soll überall, bis in seine kleinste Erscheinung hinein, ein Ganzes sein, eine Idee soll es regieren, und hier liegt alles massenartig, lose, unverknüpft durcheinander. Die ernste, große, stete Thätigkeit fehlt, die jedem Lebensmoment zum Grunde liegen sollte, und die den einzelnen Stimmungen allein Würde und höheren Gehalt geben kann. Schreiben Sie mir, wo möglich, noch aus Berlin. Haben Sie Schleiermachers gesehn? Die Wucherer öfter? Wahr und erschöpfend ist, was Sie mir über die schreiben. Der unselige Harscher? Er kommt wohl nicht mehr zu Ihnen? Paulinens Brief ist göttlich. Die Wendepunkte des Lebens berührt er wahr und tief. Sie bleiben doch gewiß bis zum September in Töplitz. Gott weiß, was die Zukunft bereitet. Meiner sicher bin ich nicht. Aber ich meine gewiß, daß ich Sie dann sehen werde. Adieu denn!

168.

Potsdam, Sonntag den 20. Oktober 1811.

Es ist Abends um 8 Uhr, liebe Rahel; seit 6 Uhr las ich im Adam Smith, trank darauf Thee, und wollte nun im Lesen fortfahren, als mir, auf einem Spaziergang im Zimmer umher, einfiel, daß ich besser thäte, an Sie zu schreiben. Im Ganzen geht es mir hier recht wohl; ich fühle mich wunderbar gestärkt, so daß ich den ganzen Tag über und auch in die Nacht hinein (d. h. bis 10 Uhr) ohne die geringste Unbequemlichkeit arbeiten

kann; der Ort ist ganz wie ich ihn brauche, solitair, still, und in vielen Beziehungen sinnig, mein Quartier besser, als ich je eins gehabt. Denken Sie; ich wohne in der großen Straße am Kanal in einem einsamen wohlverwahrten Hause; drei Zimmer, das eine mit der Aussicht auf die Straße, nach Mitternacht, sehr geräumig, mit großscheibigen Fenstern, Pannellen, einer rothen Tapete, um die eine Weinguirlande läuft; zwei Tische, ein guter schwarzüberzogener Sopha, wenige Stühle, eine Kommode, ein Spiegel mit goldnem Rahm, das Bett. Vor den Fenstern eine Allee, dann der Kanal, drüben wieder eine Allee. Zwei Zimmer gegen Mittag; das eine größere im besten Stile modern, mit einer heitern grünen Tapete, an der meine Augen sich von Zeit zu Zeit erholen. Ich esse darin, werde auch vielleicht drin schlafen oder wohnen, nur daß ich für beides bis jetzt die Mitternachtseite vorziehe. Sonst hat dies Zimmer viel Nervenberuhigendes, denn es ist immer ein dämmerndes Licht darin wegen der herabhangenden feinen Rouleaux und der grünen Tapete. Kommt ein Geist über Sie, liebe Rahel? Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich lebe, leben muß? Ganz einförmig. Um 10 Uhr gehe ich zu Bett, um 7 steh' ich auf, arbeite den ganzen Tag, nur daß ich gewöhnlich zweimal nach Sanssouci hinaus gehe, und dort auf der Terrasse umherwandle. Ein Königlicher Ort, das kleine Gebäude so, wie kein Privatmann es baut, und wenn er Millionen besitzt, denn für keine kleine Bequemlichkeit des Lebens, keine Sorge, keine Begierde, ist es eingerichtet; nur ein einsamer Monarch kann so wohnen. Möchte ich Ihnen die Naturscenen beschreiben können, die ich da oben erlebt habe, besonders manchen Sonnenuntergang. Ich habe Stunden lang auf den Stufen der obersten Terrasse gesessen und zugesehen, wie es allmählig dunkelte in den großen Baumgruppen des Gartens, auf den Seen und drüben den Bergen, während die Wolken mit den wunderbarsten Lichtern sich färbten. Heute war es besonders schön, der Himmel glänzte in allen möglichen Farben; die Gras-

stücke in den Gärten sind noch ganz frisch, auch ist noch vieles Laub an den Bäumen. Menschen scheint es hier gar nicht zu geben; enge Seelen, von den vielen mechanischen Arbeiten, die sie nicht zu beleben wissen, ganz zusammengedrückt, die bessern voll quälenden Ueberdrusses, ohne Genuß der Gegenwart, ohne Aussicht in die Zukunft, — die schlechtern, selbstgefällige Philister. Ich freue mich darum recht auf den kleinen Gerlach, einen muntern lebenslustigen Jungen, denn was brauche ich Ihnen zu sagen, wie langweilig und ertödtend die völlige Einsamkeit auf die Länge wird. Schon jetzt habe ich das einigemal empfunden, besonders in Sanssouci. Was würde ich da nicht mit Ihnen, liebe Freundin, haben reden können, wie klar würde mir der große Mann geworden sein, der da oben in gewaltiger Einsamkeit gelebt hat, da auf der Terrasse gewandelt ist, und wohl oft den stillen gefaßten, aber doch trüben Blick bald auf die Natur geworfen hat, bald auf die Köpfe der großen römischen Republikaner und Imperatoren, die neben seinem Hause aufgestellt stehn. Entsetzlich waren seine letzten Tage, als nun alle Freunde, alle geistreiche Gefährten der Jugend, alle liebe Verwandte gestorben oder abgefallen waren, und er nun allein einem fremden Menschengeschlecht gegenüber dastand, nicht ohne Härte, aber auch nicht ohne tiefes gestandnes Weh des Herzens, wenn die erfüllende Thätigkeit ihn auf Augenblicke los ließ, und er nun die genußlose Gegenwart fühlte, die hoffnungslose Zukunft überdachte. Après nous le déluge, hat er öfter gesagt.

Adieu, liebe Rahel, schreiben Sie mir fleißig und alles. Sie erhalten den Montaigne und das Geld. Das über die Freundschaft ist bewundernswürdig wegen der reflexionslosen Tiefe und rührend durch die anspruchslose Wahrheit. Ich schäme mich dieses Briefs. Er sagt nichts, wie er sollte. Ein schiefer ungenügender Ausdruck über den andern!

169.

E. T. A. Hoffmann an Hippel.

Warschau, (im April oder Mai) 1807.

Mein einziger, theuerster Freund.

Nein! — ich lasse den Muth nicht sinken, da ich auf dich bauen kann, und die feste, innige Ueberzeugung habe, daß mit meinem ersten Fußtritt aus Berlin sich all mein Leid enden und in Freude und Wohlsein umwandeln wird. In einer solchen hülflosen Lage, wie die letzten acht Tage über, bin ich noch nie gewesen; zufällig wurde sie von einem meiner Bekannten, dem ehemaligen Regierungsrath Friedrich, welcher mich trostlos im Thiergarten fand, errathen; und selbst in Verlegenheit theilte er doch sein letztes Geld mit mir.

Um nicht einen Augenblick mit der Abreise nach dem Empfang des Geldes zögern zu dürfen, habe ich mir schon im Voraus die nothwendigsten Kleider und Wäsche bestellt; Bezahlen und Abreisen wird daher wohl der Akt eines Vormittags sein. — Du siehst, mein theuerster Freund, daß ich, nun ich nur der Hülfe gewiß bin, auch meine Muthlosigkeit, die wohl — mit einem Wort gesagt — durch wirklichen Mangel der schrecklichsten Art, durch den Hunger, erzeugt wurde, ein Ende hat, und daß ich nun mein Schicksal preise, welches mich mit einem Ruck dahin versetzt, wohin mich schon längst meine ganze Neigung trieb. Bei der jetzigen Concurrenz brodlos gewordener Künstler war es wirklich viel, ein Unterkommen zu finden, welches schon zu den bedeutenderen gehört, und für mich um so ersprießlicher sein muß, als ich nun nichts thun darf, als schreiben, um bekannt zu werden. In Warschau konnte ich aber Opern stoßweise componiren, ohne daß irgend eine Menschenseele davon Notiz nahm.

Wie aber meine Sehnsucht nach dem Orte meiner Bestimmung mit jedem Tage steigt, davon hast du keine Idee! —

Es geht so weit, daß ich nicht mehr ruhig arbeiten kann, sondern unwillkürlich vom Tische aufspringe und Stub' auf Stub' ablaufe, ehe ich es mir versehe, auch wohl auf der Straße und im Thiergarten bin, wo mir seit einiger Zeit die einsamen Partieen sehr lieb sind, indem mich Lichtenberg's Abhandlungen von lichtscheuen Hasen und dergleichen jetzt etwas näher angehen, als sonst. — Zu keiner Kunst (um sie nämlich auszuüben) gehört wohl so körperliches Wohlsein, als zum Componiren, das Gegentheil bewirkt eine große Kränklichkeit, die sich nicht allein in den Ideen, sondern, was in der Composition ein Hauptmoment ist, auch in ihrer Zusammenfügung ausspricht. Lebhaft habe ich dies Alles jetzt gefühlt, und ein Salve Regina, das ich in diesen Tagen des Unglücks setzte, unerbittlich zum Feuertode verdammt; dagegen nach dem Empfange deines Briefes Mittags gut gegessen und getrunken und Abends ein neues Salve Regina angefangen, das nun schon ein ganz ander Ding wird. — In kurzer Zeit werden nämlich von mir drei oder vier vierstimmige Hymnen an die Jungfrau unter dem allgemeinen Titel: La santa Virgine, erscheinen, die bloß von Singstimmen ohne alle weitere Begleitung als höchstens des Pianoforte, welches leise und diskret die Grundaccorde anschlägt, vorgetragen werden. —

Daß dir meine Zeichnung gefällt, freut mich, und ich bin jetzt ganz zufrieden, daß ich sie gemacht habe, weil ich dir dadurch einen Beweis meiner herzlichen, innigen Zuneigung geben konnte, daß ich sie dir zusandte. Wärst du musikalisch, so sollte gewiß jedem Briefe an dich etwas von meiner Composition beiliegen; indessen hoffe ich zuverlässig, daß du noch manches von mir in voller Pracht und vollem Pomp hören sollst, und finden wirst, daß meine Sachen ganz gut klingen. —

Dein Urtheil über Werner ist ganz das meinige, jedoch wirst du finden, daß im Attila es wieder herrliche Züge giebt, wiewohl

auch dieses Stück wieder mit läppischen Dingen und Geschmacklosigkeiten durchflochten ist. Zu letztern rechne ich besonders im Kreuz den ganzen ersten Akt, wenig ausgenommen die Scenen der Pregolla „wer wird nun hüten mein Feuerlein," und die unendlich läppische Scene des Schiffermädchens. Hast du Werner persönlich gekannt? — ich glaube, ja! Ueber seinen schmutzigen Geiz, der doch in keiner Künstlerseele wohnen sollte, hat Iffland neulich eine charakteristische Anekdote debitirt. Als die Weihe der Kraft in Berlin aufgeführt werden soll, erhält Werner blos für die Mittheilung des Manuscripts, welches er gleich darauf drucken ließ, aus der Theaterkasse 500 Thaler in Thalerstücken — gewiß ein ungeheuer großes Honorar. Im Begriff sie einzustreichen, neigt er sich, bittersüß lächelnd, zu Iffland und flüstert: „hätte doch gedacht im Golde, mein Herr Direktor!" — Iffland drückte sich sehr pittoresk aus, indem er sagte: „Immer nur sehe ich, wenn ich mit Werner über seine Werke für unser Theater spreche, die Goldfaust hervorragen!" (wie eine Teufelspfote). Uebrigens ist das hiesige Theater, da wegen der Gäste Niemand hineingehen mag, so in schlechten Umständen, daß die Schauspieler nicht mehr bezahlt werden konnten, und Iffland dem Comité administratif erklärte, daß er, bekäme er nicht bedeutende Zuschüsse, das Theater schließen müsse. — Des Brotes wegen, dessen jetziger Preis für Arme unerschwinglich und das zuweilen gar nicht zu haben ist, sind hier einige Tage hindurch unruhige Auftritte gewesen, die aber bald durch starke Patrouillen zu Fuß und zu Pferde gedämpft wurden!

Ueber die mir zugesagte Hülfe bin ich voll unruhiger Erwartung, und werde meine ganze Seelenruhe nur dann genießen, wenn ich dem Weichbilde Berlins entflohen bin.

Grüße herzlich deine liebe Frau von mir; ich wünsche, in ihrem Andenken zu leben.

Ewig bis in den Tod Dein treuer

Hoffmann.

Nachschrift. Laß unter keinen Umständen unsere vorige Briefträgheit und Kargheit wieder einreißen! — Von mir sollst du wenigstens fleißig Briefe erhalten, du mußt aber auch antworten. Wie wenn es heißen wird: „Bamberg, den — Heute wurde eine Oper: die Schärpe und die Blume aufgeführt u. s. w."

170.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 15. November 1804.

— — Ich kann dich nicht herzlich und wiederholt genug bitten, meine liebe einzige Jette, doch nicht so viel in die Zukunft hineinzusehen. Du mußt dir ja bewußt sein mit deiner Kraft, daß du jeden Moment für sich sehr gut ertragen und beherrschen könntest, wenn dich nicht der Blick auf die künftigen niederdrückte. Dein Leiden entsteht also blos dadurch, daß du dir die Schwierigkeiten condensirst. Man kann durch eine Fensterscheibe sehr gut durchsehen, aber durch zehn hintereinander nicht mehr. Ist deswegen jede einzelne undurchsichtig? oder hat man je durch mehr als eine auf einmal zu sehen? doppelte macht man ja nur, um sich zu wärmen; so ist es mit dem Leben gerade! man hat ja nur einen Moment zu leben. Isolire dir den immer, so wirst du vortrefflich hindurchsehen, und wenn du dir doppelte machst, willkürlich, so sei es nur, um dich zu wärmen, an sonnigen Aussichten auf Rügen. — —

Alle meine Freunde mögen manchmal gern ein bischen Rath haben; aber so, daß ich ihnen zum Trost gereichen kann, das

mag ich recht gern. Wenn ich in meiner eigenen Sache auch keinen von euch verlange, so gebt ihr ihn mir schon eben dadurch, daß ihr mein seid.

171.

1805.

— — Wegen Louis Börne hast du etwas Recht und er etwas Recht und ich gar nicht Unrecht. Freundlich bin ich ihm übrigens immer, aber gleichgültig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas Anderem zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen selbst wegräsonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; manche Natur rettet sich aus diesem Zustande; aber in diesem Zustande ist nichts auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Dabei ziert er sich noch und ist falsch. So hat er sich z. B. gegen mich angestellt, als ginge er höchst ungern nach Frankfurt und fürchte sich dort vor der schrecklichsten Langenweile. Dagegen versichert mich die Reil, er habe sich gefreut darauf wie ein Kind. Wie er klagen kann, daß er trübe ist, begreife ich wohl, aber nicht, wie du es als Klage aufnehmen kannst. Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein? — Aber Trübsinn kommt aus seiner Unthätigkeit, die ihn schlaff macht. Du kannst ihm das Alles schreiben; ich sage es ihm auch selbst, wenn er wieder kommt. Schade ist es um ihn, wenn er in diesem Gange bleibt, aber helfen kann ihm Niemand, wenn er sich nicht selbst hilft. —

172.

1805.

— — Mit Louis Börne und mir, liebe Jette, wäre es, wie wir beide sind, nichts geworden. Er liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmüthig über sie wegsehen. Das letzte kann er nicht über mich und das erste kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf diese Weise ist er eigentlich von mir abgekommen. Ein interessanter Mensch, wenn du es so nennen willst, kann er wohl immer bleiben; aber weiter, glaube ich nicht, daß er etwas wird; zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes tüchtiges bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung setzen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten werde. — —

173.

Halle, den 2. Februar 1807.

Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt du etwas im Großen ansehen. Dann wirst du in der jetzigen Zeit nichts anders finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während dessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andre streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Thun der Menschen selbst, ist eins und dasselbe.

Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände. Kannst du dich aber dessen doch nicht enthalten, wie es die Weiber selten können, so fasse es nur fest und du wirst sehen, daß gerade hier der Unterschied weit geringer ist, als er scheint, wenn man das Kleine mit dem Großen verwechselt. Was kann der Misère wohl Großes begegnen? Es ist wenig Unterschied in ihrem Schmerz und in ihren Freuden gegen sonst. Ja, nicht nur von der Misère gilt das, sondern von jedem Menschen. Mündlich wollte ich dir das besser demonstriren. Du kannst aber die Grundzüge davon in einer von meinen Predigten finden, von der Gerechtigkeit Gottes. Dieser Maßstab ist allgemein für alle Zeiten.

174.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 25. März 1807.

Mein armes, liebes Kind, könnte ich nur dich Weinende an mein Herz drücken! ich weine selbst bittere heiße Thränen, wir wollten sie vermischen. O so ein schönes Glück zerstört sehen, du weißt, wie mein Herz daran hing. Doch du giebst mir so ein schönes Beispiel. Dein Schmerz ist so rein und heilig, er hat nichts, was dein Vater weg wünschen könnte; laß uns diesen Schmerz unter die schönsten Güter unsers Lebens zählen und ihn lieben, wie wir den Verstorbenen lieben und uns der ewigen und heiligen Ordnung Gottes still und wehmüthig fügen. Aber du kommst zu mir und ich soll deine Zweifel, wie du sagst, zerstreuen. Es sind aber nur die Bilder der schmerzlich gebärenden Phantasie, welche du befestigt wünschest. Liebe Jette, was kann ich dir sagen? Gewißheit ist uns über dieses Leben hinaus nicht

gegeben, verstehe mich recht, ich meine keine Gewißheit für die Phantasie, die alles in bestimmten Bildern vor sich sehen will, aber sonst ist es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod giebt, keinen Untergang für den Geist. Das persönliche Leben ist ja aber nicht das Wesen des Geistes, es ist nur eine Erscheinung. Wie sich diese wiederholt, das wissen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, sondern nur dichten. Aber laß in deinem heiligen Schmerz deine liebende fromme Phantasie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn du sie nur ruhig gewähren läßt. Und so kann ich dich versichern, daß deine Liebe ewig immer alles haben wird, was sie wünscht. Du kannst doch jetzt nicht wünschen, daß Ehrenfried — o Gott, der theure Name, wie wird mir, da ich ihn zuerst niederschreibe — du kannst doch nicht wünschen, daß er wiederkehrte in dieses Leben zurück, weil es der ewigen Ordnung zuwider wäre, die Jeder mehr liebt, als irgend einen einzelnen Wunsch. Sondern für dieses Leben begehrt deine Liebe nur, ihn im Herzen zu tragen, unauslöschlich sein Andenken, sein Bild, als das lebendigste und heiligste um dich zu haben, und in dir ihn wieder zu erwecken und neu zu beleben in euren süßen Kindern, damit genügt dir. Für die Zukunft weißt du nun nicht, womit dir genügen kann oder soll, weil du die dortige Ordnung nicht kennst. Wenn du aber darin sein wirst, wirst du sie kennen und dann eben so wenig etwas begehren, was ihr zuwider wäre und eben so sicher selige volle Genüge haben.

Wenn dir deine Phantasie ein Verschmolzensein in das große All zeigt, liebes Kind, so laß dich dabei keinen bitteren, herben Schmerz ergreifen. Denke es dir nur nicht todt, sondern lebendig und als das höchste Leben. Es ist ja das, wonach wir in diesem Leben Alle trachten und es nur nie erreichen, allein in dem

Ganzen zu leben und den Schein, als ob wir etwas Besonderes wären und sein könnten, von uns zu thun. Wenn er nun in Gott lebt, und du ihn ewig in Gott liebst, wie du Gott in ihm erkanntest und liebtest, kannst du dir denn etwas Herrlicheres und Schöneres denken? ist es nicht das höchste Ziel der Liebe, wogegen alles, was nur an dem persönlichen Leben hängt, und nur aus ihm hervorgeht, nichts ist? Wenn du dir aber neue Erscheinungen denkst, wie diese des jetzigen Lebens, und du meinst, du könntest fern sein von deinem Geliebten und Andere ihm näher, liebe Tochter, das ist nichts, das ist ein Gespenst, das du meiden mußt. Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes ewiges Naturgesetz. Liebt ihn denn Jemand mehr als du? oder er einen Andern mehr als dich? seid ihr nicht die zusammengehörenden Hälften? o, so gewiß meine heilige Freude an eurer Ehe eines der liebsten Gefühle meines Herzens ist, ihr seid es und es wird ewig nichts zwischen euch treten können.

Uebermorgen ist der Todestag Christi; ich werde predigen über den Spruch: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ — Ich werde davon reden, wie der Tod erst jede Liebe heiligt, wie mit dem Tode erst die schönsten Wirkungen des Menschen angehen, und wie das von uns Allen eben so gilt, wie von Christo. Liebe Jette, ich werde voll sein von unserm theuren Entschlafenen und von dir, ich werde mit wehmüthig bewegtem Herzen reden. Ich werde den Bund heiliger, treuer Bruderliebe mit ihm erneuern, ich werde mich selbst trösten, könnt' ich es dir doch auch thun. Das Evangelium hat auch einen treuen Verkündiger verloren, einen Prediger voll Wahrheit und Eifer, eine Seele ohne Falsch, die eben durch ihre Wahrheit und Treue noch viel Schönes gewirkt hätte. Laß uns das über *unsern* Verlust nicht vergessen, und auch darüber weinen.

175.

Berlin, den 22. October 1808.

— — Es ist ziemlich spät geworden, aber ich muß noch ein mitternächtliches Stündchen mit dir verplaudern. Zanken will ich gar nicht; ich möchte dir lieber sagen, daß du mir, wenn es möglich wäre, durch deine beiden letzten Briefe noch lieber geworden wärest, eben weil du so herrlich das innerste Wesen der Liebe darin ausgesprochen hast, wie eben das Größte und das Kleinste, der heiligste Ernst und der süßeste Scherz, Eins ist in ihr, und Alles, Andacht und Frömmigkeit, der strengste Ernst, in dem Einer für den Andern oder mit dem Andern in den Tod ginge, läßt sich gar nicht denken, als daß er zugleich in sich trägt das volle Bewußtsein aller seligen süßen Augenblicke des leichtesten fröhlichsten Lebens; so wie wir in diesem auch die ganze Kraft, die reiche Fülle und Tiefe des Daseins mit dem reinsten Ernst fühlen. — Aber mit dem lieber geworden sein, daran ist doch auch wieder nichts, meine herrliche Jette. Ich habe das schon immer recht gut gewußt, daß das so in dir ist, aber doch ist mir jede neue Offenbarung deines Lebens immer ein neuer Zuwachs von Leben, Freude und Herrlichkeit, und so soll es dir auch mit mir gehen, noch wieder auf eigne Weise. Darum setze das nicht so entgegen, daß unser schönes eheliches Leben dir alles ist, mir aber nicht alles sein könne, weil mich noch die Wissenschaft in Anspruch nimmt. Das ist doch nicht so, sondern ganz anders. Mein Leben in der Wissenschaft und in der Kirche, und, so Gott will und Glück giebt, wie mir beinahe ahnet, auch noch im Staat, soll gar nicht von deinem Leben ausgeschlossen und dir fremd sein, sondern du sollst und wirst den innigsten Antheil daran nehmen. Ohne das, giebt es keine rechte Ehe. Du brauchst deshalb die Studien und die Worte nicht alle zu verstehen; aber mein Bestreben und meine That wirst du immer

nicht nur anschauen und verstehen, sondern auch theilen, daß nichts ohne dich gelingt, nichts ohne dich vollbracht wird, alles mit deine That ist, und du dich meines Wirkens in der Welt wie deines eigenen erfreust. Du wirst sehen und fühlen, wie es mir bald mehr, bald weniger gelingt, wie sich bald der Reichthum drängt, bald die Trägheit mich wieder herunterzieht. Du wirst mich beleben und erfrischen und ich werde alles in dir auslassen und in dich übertragen. Darum wäre es mir nun außerordentlich lieb, wenn es sich so einrichten ließe, daß mein Arbeitszimmer mit dem deinigen Thür an Thür wäre, damit wir uns immer recht in der Nähe haben können. Soll ich immer anfangen, dir manchmal zu erzählen, was ich eben treibe und wie? jetzt eben geht es mir etwas bunt; auf der einen Seite ziemlich gut, auf der andern sehr schlecht. Ich habe eben ein Gespräch von Platon fertig übersetzt und bin dabei, es durchzusehen und im Einzelnen zu bessern und zu glätten. Das ist nun ein miserables Geschäft. Ich habe überall, kommt mir vor, etwas flüchtiger gearbeitet als sonst, vorzüglich weil es unter so vielen Unterbrechungen geschehen, und ich also alles Vorige nicht immer klar genug vor Augen hatte. Nun geht es erbärmlich langsam, weil es gar langweilig ist, und ich muß mich hüten, nicht lange hintereinander es zu treiben, weil ich sonst ganz nachlässig werde. Das kommt daher, weil ich noch nie verstanden habe und auch nie verstehen werde, mich tüchtig anzustrengen, wie andere Leute meiner Art thun. Nebenher habe ich nun jetzt besondere Aufforderung, mir meine Gedanken und Einsichten über den Staat und das gemeinsame Leben der Menschen überhaupt recht klar und vollständig zu machen. Das arbeitet nun immer zwischen jenem durch und ist ein herrlicher Zustand innern Lebens und Gebärens. Nun drängt es mich, Vorlesungen zu halten über diesen Gegenstand; das ist immer der erste Ausweg; denn dadurch tritt mir alles am besten vor Augen und arbeitet sich aus, und so will ich denn anfangen, Anstalten hierzu zu machen, damit ich sie in

drei bis vier Wochen beginnen kann. Dann komme ich wieder in ein geschäftiges Leben, was mir Freude macht, wenn ich auf dem Katheder stehe, und du sollst sehen, wie mir das gedeihen wird.

176.

Dienstag Abend (1809).

— — Kommt dein Brief heut Nachmittag, eben als ich in's Kolleg gehn will. Es ist doch ganz herrlich, daß ich mich umsonst geängstigt habe. — Ach Gott, ich rede das so hin, als ob noch alles beim Alten wäre! Du weißt, wie das ist; man kann sich manchmal nicht recht besinnen bei großen Veränderungen. Aber ich will lieber gleich damit anfangen, ehrlich, wie wir immer gegen einander gewesen sind, dir zu gestehen, daß dein Brief doch einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht hat. Daß du nicht einen Funken geistreich bist! es ist doch recht fatal. Tiefes Gefühls ermangelst du auch, das ist schon die alte Geschichte, die gepriesene Stärke ist auch nicht die wahre! ich weiß nicht, wie bin ich doch darauf gekommen, dich zu lieben? Es ist, als ob der Nebel mir von den Augen fiele und es scheint mir eine verdrießliche Geschichte, von der ich suchen sollte auf gute Art wieder loszukommen. — Geschwind, liebste Jette, komm', fall' mir um den Hals, vergieb mir den einfältigen Spaß, der mir so in die Feder kam, und sieh mir dann recht tief durch die Augen in das Herz, und lies darin, wie wir einander angehören, wie ich dich gar nicht anders will, als du bist, und wie ich am Ende besser wissen muß als du, wie geistreich, wie gefühlvoll und wie stark du bist. Ja, ich will es dir auf ein Haar sagen; nur was das Geistreiche betrifft, muß ich erst darüber nachdenken; denn bis

jetzt habe ich dich noch gar nicht auf solche einzelne Qualitäten angesehen, sondern nur aus einem Stück genommen und geliebt. Aber im Ernst, es wäre doch übel, wenn du gar keine geistreiche Ader in dir hättest. Ich bitte dich, grabe darnach und suche sie auf, sie wird sich schon irgendwo versteckt finden; denn den Aufwand des Geistreichen wirst du doch in unserm Hause allein bestreiten müssen. Ich meines Theils bin es gar nicht, darauf verlasse dich. Hast du wohl jemals in meinem Wesen oder in meinen Schriften einen glänzenden Einfall, eine überraschende Wendung, eine treffende, aber unerwartete Zusammenstellung gefunden? und dergleichen nennt man doch geistreich. Besinne dich nur recht, es ist alles rasend consequent, das bilde ich mir wenigstens ein, aber auch alles so kahl, wie es aus der Nothwendigkeit hervorgeht, und daher eben trocken und einförmig. Ja, wenn ich einmal auch nur witzig bin, so glaube nur sicher, daß ich das nicht selbst bin, es ist nur mimisches Talent; es schwebt mir dann irgend ein witziger Freund vor, in dessen Seele ich rede, ich ahme nach und wenn es auch nur par anticipation wäre. — Wenn du also so sehr auf geistreich hältst, so habe ich noch mehr Ursache, mich vor Steffens zu fürchten und vor Brinkmann und vor manchem Andern, als du vor Caroline und Hanne und Wilhelmine und was weiß ich wem sonst. In Recensionen werde ich zwar immer geistreich genannt, das ist der gewöhnliche Beiname, den mir die Leute geben; aber wenn sie wüßten, was Geist wäre, recensirten sie schwerlich. Höre Jette, wir wollen einen guten Vertrag mit einander machen, bei dem wir, wie es immer sein soll, Beide gewinnen, und den wollen wir deshalb redlich halten, wir wollen uns nie mit Andern vergleichen, es kommt nicht das Mindeste dabei heraus; und wenn mir zugemuthet würde, dich so durch Vergleichung zu beschreiben, so wüßt' ich gar nicht anders zu antworten, als: „Ja, meine Gnädigste, sie ist nicht so liebenswürdig als Sie, nicht so geistreich als eine zweite, nicht so verständig als eine dritte, nicht so liebevoll als

eine vierte, nicht so unterrichtet als eine fünfte, nicht so hübsch als eine sechste, aber alles zusammengenommen ist sie doch die einzige, die ich liebe." Könntest du das wohl anders machen in Absicht auf mich? Außerordentlich will ich deshalb doch bleiben und du auch. — Sei nur nicht böse, geliebtes Kind, über meinen Uebermuth. — —

— — Mit eurem Wissen, das ist so ein Gegenstand, über den viel zu sagen wäre. Nur das ist sehr natürlich — und ihr müßt es ihnen nicht übel deuten — daß euch die Männer dabei nicht sonderlich zu Hülfe kommen. Bedenkt nur, wie ihre ganze Erziehung von Jugend an darauf eingerichtet wird, wie sie sich abarbeiten müssen ihr Lebelang, wie diejenigen, die etwas Ordentliches wissen, ihre ganze Zeit daran wenden und dann doch fühlen, daß sie wenig erlangt haben. Nun kennen sie keinen anderen Weg, als den sie selbst gegangen sind, und wo sollten sie also die Hoffnung hernehmen, euch zum Wissen zu verhelfen? Nun giebt es freilich einen anderen Weg, aber den können nur diejenigen ahnen, in denen sich Wissen und Gefühl auf eine so innige Weise durchdrungen haben, wie es gar selten der Fall ist. Ich habe wohl eine Ahnung davon, und ich glaube, ich könnte dir zu manchem Wissen, gerade so wie ihr es haben könnt, verhelfen. Nur fehlt mir, daß ich über die Gegenstände, die euch die interessantesten sind, nicht immer Einzelnes genug wissen werde, um dich zu befriedigen. Man muß euch, meine ich, alles Wissen unmittelbar religiös machen, und dann auch wieder unmittelbar sinnlich; das Erste könnte ich wohl, aber zum Letzten würde mir oft das Einzelne fehlen, wenn ich so unvorbereitet in lebendigem Gespräch euch belehren sollte. Ich habe mich immer hartnäckig geweigert, Vorlesungen zu halten vor Männern und Frauen, aber ich möchte recht gerne welche halten vor Frauen allein, das heißt aber auch nur vor solchen, die ich genauer kenne, und ich denke, es wird sich machen lassen, daß wir uns ein regelmäßiges Abendstündchen zu solchen Unterhaltungen nehmen. Die

Anlage zum tiefen Eindringen in das Innere sage ich dir auf den Kopf zu, die hast du; aber mit dem gründlichen Wissen in das Einzelne hinein, damit, glaube ich, wird es dir nicht so gut gelingen wie unserer Herz. Daß du das erste Jahr mit E. nicht gleich zum Wissen genutzt hast, ist wohl sehr natürlich; aber du warst doch auf dem Wege. Du hast ja mit ihm die Reden gelesen und den Platon angefangen, das war schon die rechte Seite, nur zu sehr vom Schwersten begonnen, und E. hatte wieder nicht Zeit genug, um anders als mit Büchern anzufangen. Laß nur sein, wir wollen uns das Alles schon gestalten, und die Geschäfte sollen mich nie ganz einschnüren, daß ich nicht auch in diesem Sinne recht viel mit dir leben könnte. — —

177.

Karoline v. Humboldt an Rahel.

Paris, den 25. Mai 1798.

Ich habe Ihnen, meine theure liebe Freundin, im Anfang Decembers von hieraus geschrieben, da aber Brinckmann ohne ein Wort von Ihrer Hand für mich hier angekommen ist, mir auch nicht mündlich gesagt, daß Sie meinen Brief bekommen hätten, so vermuthe ich fast, daß er auf der Post verloren gegangen ist. Ich kann die sichre Gelegenheit, die sich durch Vieweg darbietet, nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen wieder ein Wort zu sagen.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief mein langes Stillschweigen erklärt, nicht entschuldigt, und nun wissen Sie wieder nichts davon. Eigentlich ärgert es mich entsetzlich, wenn jener Brief verloren ist. Aber, liebe Seele, Sie müssen es dennoch wissen, wenn Sie auch Jahre lang nichts von mir hörten, daß

ich Sie nicht vergessen kann. Sie müssen es darum wissen, weil Sie einmal gefühlt haben, daß ich Sie kannte, weil ich mich von Ihnen verstanden fühlte. Man trifft nicht Menschen wie Sie und versteht sie, um sie zu vergessen. Aber lassen Sie mich wieder von Ihnen hören, lassen Sie mich durch unsre lange Trennung nicht fremd mit Ihrem Leben werden. Ach könnte ich's Ihnen mit der Innigkeit aussprechen, die in meinem Herzen ist, wie oft, wie zärtlich und sehnsuchsvoll ich an Sie denke! Und wie ich Sie herwünsche! — Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal steht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quais mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elysées. Stünde ich da mit Ihnen, wäre ich froher wie jetzt, und genießender! Die Empfindung, alles zu verstehen, hat mir noch kein Mensch gegeben wie Sie. Darum kann ich und will ich mich auch nicht von der Hoffnung trennen, daß ich noch einst mit Ihnen leben werde. Mich dünkt, wir gehören für einander. Mein Herz hat sich einen Reichthum und eine Fülle der Kraft gesammelt, die mein Leben ausreichen wird. Sie kennen das Bedürfniß, alles in sich klar zu wissen, und sollt' es das Leben kosten; ach so giebt es ja kein andres Dasein, wenn einen einmal die Natur so gemacht hat! Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust, ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es doch sein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genuß des Lebens ist mir errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen. Täglich fühle ich's mehr, wie es sich wohlsteht über

den Fluthen der Vergangenheit, und wie sich die geheimnißvolle Bildung unsres Innern gleichsam im Zerlegen erst erklärt. Der Punkt des innern Zusammenhalts bleibt ewig die Liebe — sie allein gestaltet unser Wesen, und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen ist, ist sie es noch, die den Takt des Lebens harmonisch erhält.

Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen Sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen, und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man auf's äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist.

Adieu, liebe Theure. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, bald! Grüßen Sie Ihre Schwägerin und Röschen von mir. Ganz die Ihrige.

178.

Paris, den 2. Februar 1790.

Gestern Abend bekam ich den Brief, den Sie mir durch E. geschrieben haben. Liebe, Theure, was soll ich Ihnen sagen?

was, daß ich Ihnen heute schreibe, und Ihnen so lange nicht geschrieben habe? — Dieser Brief löste, ich weiß nicht wie, das Band des Schweigens, das um meine Seele lag. O ich habe so viel zu sagen, und wie soll ich anfangen, wie soll ich der Ordnung nach schreiben! Sie wollten kommen, wollten zu mir kommen! wie sich die Sachen gewendet haben, muß ich mich freuen, daß sie mit E. keine Arrangements genommen. — Aber unserer hätten Sie gewiß sein können, ich sage nicht meiner, weil ich weiß, daß Sie empfinden, wie einzig ich Sie im Herzen trage, ich sage unsrer, und verstehe Humboldt darunter. Er liebt Sie, und fühlt wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte mit Ihnen zu leben. Aber das ist nun vorbei, und unser Aufenthalt in Paris naht für jetzt seinem Ende. — Lassen Sie mich von etwas weiterher schreiben. Wenn ich mich nicht zwinge ordentlich zu erzählen, so endige ich niemals. Ich empfing im Oktober einen Brief von Ihnen. — Mein Herz hielt sich zusammen, fest, unzerreißbar, — ich hatte keine Thränen, aber ich konnte mich selbst nicht berühren, — ich schrieb dem Freunde nicht, schrieb dir nicht, weil ich mich nicht gehen lassen konnte, wollte — ach! und indeß ich mich so hartherzig in mir selbst verschloß, dachtest du an mich, wolltest zu mir kommen — du liebe, liebe Einzige! Gestern, wie ich deinen Brief las, ergriff es mich auf Einmal, wie wenn eine Gottheit mich aus dem entsetzlichen Schweigen löste, ich fühlte Thränen in meinen Augen, und habe viel die Nacht geweint, und fühle mich leichter. — Ich habe zu viel gelitten. — — Nun weißt du, wie's mir ist. Ich habe dir aus meinem tiefsten Herzen geschrieben, und du, du verstehst mich. O, meine Seele, verzeih mir, daß ich dich du nenne, aber ich mußte, es trieb mich mein Herz, und du allein, ich fühl' es immer inniger, begegnest meiner glühenden Seele. Warum bin ich von dir getrennt, warum bist du es von mir? Nicht immer, ich weiß es wohl, aber doch lange. Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren.

Sieh, unsre Plane sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen, und über England zu Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Planen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause. Burgsdorf's Plane gehen von nun ganz mit den unsrigen auseinander, und schwerlich finden wir uns vor unsrer Rückkunft wieder. Ich bitte dich mit aller Liebe, ich bitte dich inständigst, schreibe mir. Ich werde einen ruhigen Sommer verleben, einen einsamen, im Genuß einer großen Natur, ich werde gewiß heiter und still sein, und dir oft schreiben können. Laß mich bald, bald, gleich ein freundliches Wort vernehmen. O wenn ich zurück bin, wie ist es mein einziger, heißester Wunsch, viel mit dir zu leben, ganz, wenn du willst, und du es deinen häuslichen Verhältnissen abgewinnen kannst. Liebe, ich weiß, glaube es nur, ich weiß, wie verschieden und wie ähnlich unsre Naturen sind, und ich bin mir überzeugt, daß nie zwei Frauen ein innigeres Verhältniß haben können, als wir. — Meine Kleinen werden dich sehr freuen. Li entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart, und hat einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder ist schön, auffallend schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind was ich je sah, — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus; sein Gesichtchen hat einen schönen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist als schaute man in den Himmel. Das Weiße darinnen ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein

Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen wie mich. Adieu, liebste Seele. Ich bitte dich nochmals um einen baldigen Brief.

179.

Wien, den 22 Januar 1814.

Ich schreibe dir schon seit vielen Tagen, aber du bekommst es immer nicht, mein liebes Kind, denn ich schreibe nur immer in Gedanken. Mein Leben ist zu gestört, und vom Mittagsessen an sind für meine alleinigen Beschäftigungen mir alle Stunden verloren. Dein letzter Brief hat mich unaussprechlich gerührt, weil ich ja weiß, was da vorgegangen sein muß, ehe man dazu kommt, ein Kreuz so zu küssen, wie du das deine von Ebenholz. Aber woher kommt dir die Kraft der irdischen Liebe, nachdem du dich gefaßt hast in unaussprechlichem Entsagen? Gentz ist gar zu sehr Gentz in der Abschrift des Briefes, den du mir schickst, es ist alles wie ein Memoire, wie eine Kriegs- oder Neutralitäts-Erklärung, alles was er schreibt, ich kann mir nicht helfen, du hältst ihm ein glänzendes Himmelsbild vor, für das er gar keine Augen hat. Vom Verstehen will ich gar nicht einmal, vom in sich Aufnehmen und dann Verstehen — reden, aber selbst die äußere Erscheinung geht ihm verloren. Thue es nicht, schreibe ihm nicht mehr. Schreibe mir, schreibe Varnhagen, nicht ihm. Er kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm, ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, den hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe

nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhms ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich aber auf's äußerste treibt, so sag' ich's ihm grade heraus.

Von Varnhagen habe ich einen sehr lieben, aber unbeschreiblich alten Brief gehabt vom 24. November. Ich habe ihm noch nicht antworten können. Ich bin nicht befangen darum, daß du ihm immer meine Briefe schickst. Ich liebe ihn ja. Es wird mir darin immer klarer und stiller, meine Thränen immer beruhigender. Ich glaube, ich sterbe nun bald — ach nur dann kann man von Thränen scheiden. — Meine Gesundheit ist die Zeit her gar nicht gut gewesen. In der That glaube ich, daß Wien mir nicht bekommt, denn nie hatte ich die immer wiederkehrenden Migrainen.

Koreff hat eine unbeschreibliche Tiefe des Gemüths, und es neigt sich alles in Liebe und Sehnsucht einem andren Leben zu. Ich habe nicht den Blick über Menschen, den du hast; aber doch einigen. — Am meisten bin ich mit Pauline und Jeanne, den Schwestern der schönen Herzogin. Ich liebe diese auch, aber jene mehr. — Und wie ist's mit deiner Gesundheit? schreibe nur einige Zeilen darüber. Nimm heut vorlieb mit diesem Briefe.

180.

Börne an Rahel.

Frankfurt a. M., den 29. August 1825.

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäußert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im Stillen

sehr über diese Aeußerung gefreut. Die Dankbarkeit hätte erfordert, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch ich bin so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum theile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mittheilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben und die Stuttgarter Censur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht? — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben.

Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, daß Sie meine Ruhe gestört. Ich lebte so zufrieden mit meinem Schicksal, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. Möge der Himmel diese meine Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt. Darf ich Sie bitten, mich der Hofräthin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüße Sie auf's Freundlichste.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

181.

W. v. Humboldt an Charlotte Diede.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt

gefreuet, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt schon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannichfaltige Bäume durch alle wechselnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen,

in den Gärten und dem Weinberg stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, sowie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen, und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, sondern langsam schmachtend sein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen und jede damit verbundne Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr unangenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um vieles besser, sie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch

abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausschließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geschmack an allem andern. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekanntschaften ziehe ich immer enger zusammen, die Männer, mit denen ich früher den anziehendsten Umgang hatte, sind gestorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfnisse, die man suchen muß, wenn sich ein solcher Umgang von selbst anknüpfte. Dagegen ist das Feld des Wissens und Forschens unermeßlich, und bietet beständig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man sehnt sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne diesen Gegenständen mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußeren Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Ansicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechanischer Beschäftigung zeitraubende Gelehrsamkeit; aber auch das hat seinen Reiz, oder wird wenigstens leicht überwunden, wenn man sich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des Alten Testaments, und man kann es nie

genug unserer Sprache verdanken, daß sie, auch in der Uebersetzung, so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannichfaltiges zusammen zu bringen, als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Testaments enthalten. Wenn sie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch ist, so hat dieses in ihr ein Ganzes menschlicher Geisteswerke, Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dies so, daß es schwerlich eine Geistes- oder Gefühlsstimmung geben könnte, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur weniges so unverständlich, daß es nicht gemeinem, schlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe diesen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbst, eine Reise machen, die sich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner schließen wird; allein es ist an sich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich schreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufsuchen eines andern, wie Gewicht und Gegenwicht, in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthalts meist Nothwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige.

182.

Burgörner, den 18. August 1825.

Ich bin seit einigen Tagen hier und habe mich schon sehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten und soviel als möglich bei Einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in Eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dies Grübeln über Eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des Uebrigen entschädigt. Am Nachtheiligsten empfinde ich diesen Hang, sich Einer Sache, die dann meistentheils eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß, oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles Uebrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelnheiten. Ich würde nie zum Natur=

beobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorüber gehen lassen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indeß möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht blos nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen, und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen da liegen haben. Der Eine sieht, was dem Andern entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht blos Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leise Ahndung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegen geht. Darin liegt auch einer der höchsten Reize. Denn alles was das Laufen und das ununterbrochne Fließen der Zeit versinnlicht, zieht den Menschen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er selbst das Geschöpf der Zeit ist, da seine Schicksale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere schweben, da er nie weiß, ob er sich der Gegenwart sicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerische Zukunft seiner wartet. Dies tiefere Eindringen in die Gegenstände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeste Vortheil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein

solches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei ist der Gewinn, den der Geist in sich, aus diesem sich Sammeln auf Einen Punkt, aus dieser Genügsamkeit mit wenigen Gegenständen, auf die er sich vereinzelt, zieht. Es entspringt nothwendig daraus eine größere geistige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man sich gleichsam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter selbst gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, sondern dieser Hang aus dem Charakter selbst hervorgeht, so entwickelt sich der Charakter dadurch und bildet sich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es giebt Ideen, mit denen er gleichsam zusammengewachsen ist, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beständige Leiter, Freunde, Tröster begleiten, und diese Ideen, die so zu ihm treten, sind gerade immer die eigenthümlichsten, diejenigen, die ein Andrer oft gar nicht, oft erst nach Jahren, verstehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß sie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt wären, sondern nur darin, daß sie so unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden sind. In Ideen dieser Gattung würde ich nie von dem Allerkleinsten, ohne vollkommene Aenderung meiner frühern Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß sein. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandes-Ueberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüthe, das den Hang besitzt, eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen anschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher,

und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derselben Innerlichkeit mitten unter großen äußern Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieselbe das Bedürfniß, sich gerade mit einem äußern Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben begleiten, sind auch natürlich zugleich dann die, welche am besten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch sie Werth hat, sie aber fest mit den tiefsten Kräften des Gemüths und der Seele vereinigt sind, so kann ich mir wenigstens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenste, was man besitzt, mit einem hinüber gehen sollte. Es ist wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß sie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geist umgeben werden.

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünsche. Gewiß habe ich nur diese wohlwollenden Gesinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechsel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Gesinnungen stets gleich geblieben zu sein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundsätze, nach denen ich handle, stammen weder aus Eigensinn, noch sind sie eben so wenig auf eigne Wünsche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feste Vertrauen, wie sonst bei Ihnen, zu diesen Ihnen mit liebevollem Antheil geweiheten Gesinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich fest, liebste Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unserm Verhältniß entstehen.

Daß Sie der Consequenz gram und feind sind, wenn sie nichts als Eigensinn ist und nur diesen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es ist dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigensinn nennen, wovon man die Gründe nicht einsieht, oder was auf solchen Gründen beruht, für die man, wenn man sie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Consequenz genannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei, oder die Schwäche, nicht vor Andern bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor Andern einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein für allemal abgeschlossen zu sein, und zu denken, daß das nun alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles auf's neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei Andern viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man sich auch neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind, und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu

zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüths von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in ihn zu genießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen.

183.

Tegel, den 8. October 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. October vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich auf's neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was sagen Sie zu diesem prachtvollen Wetter? man kann unmöglich es so ungerührt an sich vorüber gehen lassen. Indeß liebe ich an unserm nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten sich von einander unterscheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In südlichen Ländern ist das nicht so, der Frühling trennt sich nicht bestimmt wie bei uns vom Winter, er ist mehr nur der noch mildere Theil desselben. Gerade aber der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitre Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbst, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters

übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was einer in der innern Tiefe seines Gemüths denkt, stellt unter ganz verschiedenen Formen immer diesen Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derselben und vielen andern Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf hinziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zustande in den freiern und vollkommenern gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Dasein Erstehen nicht als blos zufällig geschehend, oder auf irdische Ereignisse berechnet, vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwickelung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben so kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben; den, welcher im Leben mehr und höher zu geistiger Stärke gereift war, nicht so als den führen und stellen, der darin zurück geblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für sie Gereifte. So muß also auch der Mensch diese Reife in sich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben ist nur eine und eben dieselbe. Denn sie ist eine Trennung vom

Irdischen, eine Gleichgültigkeit gegen irdischen Genuß und irdische Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt sind, ein sich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es ist mit einem Wort die Stimmung, daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitere, furchtlose Ruhe, die nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

184.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unsere Briefe, liebe Charlotte, haben sich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunsch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern sehen, sage ich Ihnen zuerst, daß meine Gesundheit ganz gut ist. Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An solchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit sagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich gesund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, ist mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß sie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Brust, aus innig theilnehmendem Herzen entspringt. Aber sie würde mir peinlich werden, wenn ich sie gewissermaßen in Anspruch nehmen, sie an einzelnen Beispielen wahrnehmen

müßte. Sie ist mir ein schöner Genuß, wenn ich sie mir überhaupt als in den Gesinnungen liegend denke, die Sie mir seit so langer Zeit mit so großer Treue schenken, und auf deren Beständigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich schrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich sehr viel verloren habe. Jetzt blühen nun schon Frühligsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen," wie es einmal in einem Schiller'schen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den

die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüthen des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich

die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im Gefühl des Alleinstehens enger an ein anderes Wesen anschlösse, was, hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es ist mir aber auch sehr recht, daß es in mir bleibe so wie es ist. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in schmerzhaften Empfindungen gesucht, das was die Menschen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie so angesehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn statt des Genusses des ersteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtentheils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es giebt glücklicherweise etwas, was der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das kein Schicksal eine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigensten Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fordert man

nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüth durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.

185.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermuthung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle anderen. Man feiert die

Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigstens paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gesinnungen, ist so edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen, und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich, und es hat mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien, gefunden habe, daß wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen eine halbe Stunde vor oder nach Sonnenuntergang auf. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlich Gebildeten,

aber mehr oder minder doch in allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie in's wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen und oft vielmehr, als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe, die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in vielem jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese, und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistentheils wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären oder beweisen kann, ein festes Ahndungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbstständig sein, die Kraft besitzen sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie

liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken. Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurückkehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt heraus gehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere heraus ruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zuthun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervor gerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten; wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreueten, daß ich mich wieder freiwillig in's Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere parteilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis an's Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht bloß allem Affektirten, sondern auch allem Absichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen giebt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anders woher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben, im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher

Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größeren Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußern Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

186.

Alexander v. Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Sonntags 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in der Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, doch mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich: auch heute war ein schöner Tag für mich: denn die Liebe ist das

Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." ... Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage. *)

187.

Alexander v. Humboldt an R. Murchison.

Berlin, den 2. März 1853.

Daß ich — ein alter Mann von 83 Jahren — bestimmt war, Ihnen, werther Sir Roderick, die traurigste Kunde mitzutheilen, die ich je zu verkünden hatte, Ihnen, dem theuren Freunde Buch's und den vielen Bewunderern seines Genies, seiner großartigen Arbeiten und seines edlen Charakters! Leopold von Buch ist uns diesen Morgen durch ein typhöses Fieber entrissen worden, welches so heftig auftrat, daß nur zwei Tage der Gefahr uns das Ende fürchten ließen. Den 26. Februar hatte er mich noch trotz Schnee und weiter Entfernung besucht und sich lebhaft über Geologie unterhalten. Denselben Abend ging er in Gesellschaft und Sonntag und Montag den 27. und 28. Februar klagte er über einen Fieberanfall, welchen er durch Anschwellung einer großen Gichtbeule verursacht glaubte, an welcher er seit Jahren litt. Die Entzündung erforderte die Anwendung von Blutigeln, — allein der Schmerz und das Fieber nahmen zu. 38 Stunden hindurch war er sprachlos; er starb umgeben von seinen Freunden, von denen die meisten erst Mittwoch den 2. März Abends von der Gefahr Kenntniß erhalten hatten. — Er und

*) Wilhelm v. Humboldt starb erst drei Tage später.

ich waren sechzig Jahre durch Bande der Freundschaft verbunden, einer Freundschaft, die nie unterbrochen war*). Ich lernte ihn 1791 in dem Hause Werner's in Freiburg kennen, als ich die dortige Bergschule bezog. Wir waren zusammen in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, so wie vier Monate hindurch in Salzburg. L. v. Buch war nicht nur einer der größesten Gelehrten seiner Zeit, er war auch ausgezeichnet durch ein edles Gemüth. Sein Geist ließ einen Lichtstreif zurück, in welcher Sphäre er sich immer bewegte. — Stets in der innigsten Berührung mit der Natur, konnte er sich rühmen, die Grenzen unserer geologischen Kenntnisse bedeutend erweitert zu haben. — Ich betraure ihn tief, — ohne ihn fühle ich mich vereinsamt. Ich suchte seinen Rath als Lehrer, und seine Zuneigung (gleich der von Gay-Lussac und Arago, die auch seine Freunde waren) war für mich eine Stütze bei meinen Arbeiten. Er war vier Jahre jünger als ich und Nichts ließ mich dieses Unglück ahnen. Nur wenige Stunden nach einem solchen Verlust, bin ich außer Stand mehr darüber zu sagen.

*) Ihm „dem geistreichen Forscher der Natur, dem größten Geognosten unsers Zeitalters" widmete Humboldt im Januar 1853 den ersten Band seiner kleinen Schriften als ein „Denkmal sechzigjähriger, nie getrübter Freundschaft."

Biographien.

Bettina v. Arnim, geb. Brentano, geb. den 4. April 1785 zu Frankfurt a. M., Schwester von Clemens Brentano, Enkelin von Sophie v. La Roche, vermählt mit Achim von Arnim, starb verwittwet zu Berlin am 20. Januar 1859. — Bettina war mit der unglücklichen Karoline v. Günderode, die unter dem Namen Tian dichtete und sich im Jahre 1806 selbst das Leben nahm, innig befreundet. Der vielbesprochene, so hart angegriffene, wie hochgefeierte Briefwechsel Bettina's mit Goethe dürfte in Bezug auf seine Echtheit gegründetem Zweifel unterliegen, und wir haben deshalb von Goethe selbst keine Briefe aus ihm mitgetheilt. Jedenfalls aber ist er ein Dichterwerk, dessen Fülle von Geist und Phantasie die höchste Beachtung verdient.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. 2 Thle. Berlin 1835. 2. Aufl. 1837.

An Goethe's Mutter. S. 72—76, 75—80, 82—87.
An Goethe. S. 90—114.

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten. wie er selbst schriftlich verlangte. 1. Bd. Charlottenburg 1844.

An Clemens Brentano. S. 360—362, 369—375.

Auguste Gräfin v. Bernstorf, geb. Gräfin Stolberg, eine Schwester der beiden Dichter Stolberg, starb in Kiel den 30. Juni 1835, 82 Jahr alt, seit 42 Jahren Wittwe des Ministers v. Bernstorf. Goethe hat Auguste nie gesehen; er lernte sie nur aus den Briefen an ihre Brüder kennen. Ihre eignen Jugendbriefe hat Goethe leider vor seiner Reise nach Italien vernichtet.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin v. Bernstorf. Leipzig 1839.

An Goethe. S. 114—117.

Caroline v. Beulwitz, geb. v. Lengefeld, Schiller's Schwägerin, geb. zu Rudolstadt am 3. Februar 1763, vermählte sich 1784 mit dem damaligen rudolst. Kammerjunker und Hofrichter, spätern Geheimenrath v. Beulwitz und, nach der Trennung dieser Ehe, mit dem weimarschen Oberhofmeister v. Wolzogen, starb zu Jena am 11. Februar 1847.

Literarischer Nachlaß von Caroline v. Wolzogen. 2 Bde. Leipzig 1848.

An Schiller. S. 169—170.

Ludwig Börne, geb. den 13. Mai 1786 zu Frankfurt a. M., aus einer jüdischen Familie Namens Baruch, nahm 1817 den Namen Börne an, starb in Paris den 12. Februar 1817.

(Dorow's) Denkschriften und Briefe der Welt und Literatur. Neue Folge. Berlin 1841.

An Rahel (von Varnhagen). S. 411—412.

Clemens Brentano, geb. den 9. September 1778 zu Thal Ehrenbreitenstein, starb zu Aschaffenburg am 28. Juli 1842. Auf dem Titel seiner von Bettina herausgegebenen Jugendbriefe lesen wir: „Und liebes Kind, bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben, ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossnes Paradies zurückkehren. Die Deinigen sind mir heilig. Heidelberg 1805."

Clemens Brentano's Frühlingskranz.

An Bettina. S. 358—360, 363—368.

Maria Caroline Flachsland, geb. den 28. Januar 1750 zu Reichenweyer im Elsaß, lernte Herder kennen, als dieser im August 1770 Darmstadt besuchte. Ihre Vermählung mit ihm fand ebendaselbst am 3. Mai 1773 statt. Sie starb in Weimar am 15. September 1809.

J. G. v. Herder's Lebensbild. Mitgetheilt von seinem Sohne Dr. E. G. v. Herder. 3 Bde. Erlangen 1846.

An Herder. S. 246—247.

Johann Georg Forster, geb. den 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, begleitete 1772 seinen Vater Reinhold Forster auf der Reise um die Welt, 1788 Bibliothekar und Professor in Mainz, ging, für die französische Revolution begeistert, nach Frankreich, starb in Paris am 12. Januar 1794. Seine Gattin, eine Tochter des berühmten Philologen Heyne, vermählte sich in zweiter Ehe mit Huber.

Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. (Therese Huber). In zwei Theilen. Leipzig 1829.

An F. H. Jacobi. S. 256—261.
An seine Schwestern. S. 344—348.
An Therese Heyne. S. 348—351.

Katharina Elisabeth Goethe, geb. zu Frankfurt a. M. den 19. Februar 1731, eine Tochter des wirklichen kaiserlichen Rathes und

Stadt- und Gerichtsschultheißen Textor, vermählt am 20. August 1748 an den kais. Rath Johann Caspar Goethe, starb in der Nacht des 13. Septembers 1808. — „Es geht nichts über die Weiber von der Art wie Frau Aja," sagt Wieland (1780). „Sie ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben." Ihr Haus, ein Versammlungsort fröhlicher und geistvoller Menschen, wurde von Merck und Wieland nur die Casa santa genannt. (Vergl. Goethe's Mutter. Von K. G. Jacob. In Raumer's hist. Taschenbuche f. 1844.)

Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840.

An die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar. S. 51–60.

Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. Herausgegeb. von J. J. H. Ebers und A. Kahlert. Leipzig 1846.

An Friedrich v. Stein. S. 60–66.
An Frau v. Stein. S. 66–67.

Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen ꝛc. Herausgegeben von Dorow. Leipzig 1842.

An Johann Georg Schlosser's Kinder S. 67–72.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

An Bettina. S. 74, 81, 87–90.

Johann Wolfgang v. Goethe, geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., starb als Premierminister zu Weimar am 22. März 1832. Ueber das innige Verhältniß zu Frau v. Stein, dem wir die schönsten Briefe des Dichters verdanken, dessen brieflicher Ausdruck in der Folge mehr und mehr einen ziemlich kühlen, allzuknappen und geschäftlichen Charakter annahm, machen die Einleitungen Schöll's zu den Goethe'schen Briefen ausführliche Mittheilungen. Charlotte v. Stein, die älteste Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, geboren am 25. December 1742, vermählte sich im Jahre 1764 mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich v. Stein, Erbherrn auf Kochberg. Gesellig und freundschaftlich blieb sie dem Hofe verbunden und auch die zwei Herzoge, damals noch in jungen Knabenjahren, waren und blieben ihr anhänglich und vertrauend. Als der bekannte hannöv. Leibarzt Zimmermann im J. 1773 mit Goethe in Straßburg zusammentraf und ihm unter vielen Silhouetten auch die der Frau v. Stein zeigte, schrieb Goethe darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck." Diese Worte

theilte Zimmermann später, als der Herzog Goethe nach Weimar einlud, der Frau v. Stein mit. Im November 1775 sah sie den gefeierten jungen Dichter, dessen Persönlichkeit in so hohem Grade gewinnend war, zum erstenmal. — Zur Erläuterung eines Goethe'schen Briefes (S. 45) sei Folgendes bemerkt: Im Herbst 1780 besuchte Carl August mit Goethe, v. Stein u. A. seine fränkischen Aemter. Von Kaltennordheim aus schickte Stein Ochsen, die er gekauft, nach seinem Gute. Diesen band Goethe zwischen ihre Hörner sein Tagebuch für Frau v. Stein, und Carl August fügte das Blättchen hinzu:

Den Ochsen band einst Hannibal
Auf ihre Hörner Bränder,
Und jagte so der Römer Schaar
Aus ihre eigne Länder,
Dies edle breitgehörnte Paar
Muß es jetzt anders treiben,
Denn es verließ der Brüder Schaar
Und muß in Kochberg bleiben.
Doch ohne Bränder auf dem Kopf,
Nein, nur mit süßen Zetteln
Verneigen sie den dicken Schopf
Um Deine Gunst zu betteln.
So betteln wir auch fromm und zahm
Gleich andern wilden Thieren,
Du wollest unsre Verse lahm
Mit Nachsicht gnädigst schmieren.

Nach Goethe's Rückkehr von der italienischen Reise, im Sommer 1788, trat zwischen ihm und Frau v. Stein eine kühlere Stimmung ein, die mehr und mehr die Herzen beider einander entfremdete. Was sie für immer trennte, war das des Dichters durchaus nicht würdige Verhältniß zu Christiane Vulpius. — Frau v. Stein starb 85 Jahr alt, am 6. Januar 1827. Sie verordnete, daß man ihre Leiche nicht vor Goethe's Hause vorübertrage, weil es ihn angreifen könnte. Von sieben Kindern, die ihrer Ehe entsprossen, blühten nur Carl und Friedrich glücklich auf. Der letztere, geboren 1772, starb 1844 als General-Landschaftspräsentant in Schlesien.

An den Herzog Carl August zu Sachsen-Weimar. S. 266—67.

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. 2. Aufl. 1855. Stuttg. u. Tüb.

An Kestner. S. 9—13, 23.
An Lotte. S. 13—14.
An Kestner und Lotte. S. 16.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

An die Gräfin Auguste zu Stolberg. S. 24—30, 117—119.

Goethe's Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Herausgegeben durch A. Schöll. 3 Bde. Weimar 1848—1851.

An Frau v. Stein. S. 33—50.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. 6 Thle. Berlin 1833. 34.

An Zelter. S. 322—23.

Johann Gottfried v. Herder, geb. den 25. August 1744 zu Morungen in Preußen, starb als Vicepräsident des Ober-Consistoriums zu Weimar am 18. December 1803.

J. G. v. Herder's Lebensbild.

An Caroline Flachsland. S. 242—246.

Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel in zwei Bänden. Leipzig 1825.

An F. H. Jacobi. S. 287—288.

Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann, geb. zu Königsberg in Pr. den 24. Januar 1776, im J. 1804 Rath in Warschau, ward nach Auflösung der preußischen Regierung daselbst amtlos, traf im Juli 1807 in Berlin ein, von wo aus sein an den Präsidenten Th. v. Hippel gerichteter Brief die große Noth bezeugt, in der sich H. befand, wurde am 1. September 1808 Musikdirektor am Theater in Bamberg, starb als Kammergerichtsrath in Berlin am 25. Juni 1822.

(Dorow's) Denkschriften und Briefe.

An Hippel. S. 391—394.

Karoline v. Humboldt, geb. v. Dachröden, vermählte sich 1791 mit Wilhelm v. Humboldt, starb zu Berlin am 26. März 1829.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense. 2 Thle. Leipzig 1836.

An Rahel. S. 405—411.

Wilhelm Freiherr v. Humboldt, Bruder von Alexander v. H., geb. zu Potsdam den 22. Juni 1767, im J. 1819 k. preuß. Staats-Minister, starb auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin am 8. April 1835. — Die Briefe an eine Freundin, Charlotte Diede, reichen vom Jahre 1814 bis zu Humboldt's Tode. Charlotte, einige Jahre jünger als Humboldt, hatte diesen 1788 in Pyrmont kennen gelernt. Im folgenden Jahre

schloß sie ein sehr unglückliches Ehebündniß, welches nach fünf Jahren wieder getrennt wurde. Durch die Kriegsverhältnisse ihres Vermögens beraubt, wandte sie sich im Oktober 1814 an Humboldt, den Jugendfreund, der sich damals als k. preuß. Bevollmächtigter auf dem Congreß in Wien befand, um seiner Einsicht anheim zu stellen, ob und was für sie zu thun sei.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung von W. v. Humboldt. Stuttg. u. Tüb. 1830.

An Schiller. S. 213—214.

Minerva.

An Körner. S. 224—228.

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller. Herausgegeben von August Diezmann. Leipzig 1855.

An Körner. S. 239—242.

J. G. Forster's Briefwechsel.

An J. G. Forster. S. 351—358.

Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin. Leipzig 1847. 2 Bde. Ausgabe in Einem Bande 1860.

An Charlotte Diede. S. 412—432.

Alexander Freiherr v. Humboldt, geb. den 14. September 1769 zu Berlin, k. preuß. wirklicher Geh. Rath und Kammerherr, starb zu Berlin am 6. Mai 1859.

An Varnhagen. S. 432—433.
An R. Murchison. S. 433—434.

Friedrich Heinrich Jacobi, geb. zu Düsseldorf den 25. Januar 1743, zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt, 1804 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München berufen, wo er am 10. März 1819 starb.

F. H. Jacobi's Briefwechsel.

An den Grafen von C..... S. 247—252.
An Joh. Fr. Jacobi. S. 301—305.
An Jean Paul. S. 320—321.

Johann Christian Kestner, geb. zu Hannover den 28. August 1741, verlobte sich als Legations-Secretair bei der hannöverschen Gesandschaft zu Wetzlar mit Charlotte Buff, starb als Hofrath zu Hannover am 24. Mai 1800. Charlotte überlebte ihren Gatten 28 Jahre.

Goethe und Werther.

An v. Hennings. S. 3—8, 17—23.

An Goethe. S. 14—15.

Heinrich v. Kleist, geb. den 10. Oktober 1776 zu Frankfurt a. O., im Rheinfeldzuge preuß. Offizier, lebte zuletzt in Berlin, erschoß sich am 21. November 1811 gemeinschaftlich mit einer Freundin unweit Potsdam.

Heinrichs v. Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von Dr. A. Koberstein. Berlin 1860.

An seine Schwester Ulrike. S. 375—381.

Karl Ludwig v. Knebel, geb. zu Wallerstein den 30. November 1744, wurde 1774 Erzieher des Prinzen Constantin in Weimar, des jüngeren Bruders von Carl August, nach einigen Jahren mit dem Charakter als Major pensionirt, wollte 1781 in fremde Civildienste treten, unterließ es aber auf die Vorstellungen des Herzogs Carl August (s. den Brief desselben S. 262 ff.) starb in Jena den 23. Februar 1834.

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen und Th. Mundt. Leipzig 1835. 3 Bde.

An Fräulein v. Bose. S. 281—287.

Christian Gottfried Körner, geb. zu München am 2. Juli 1756, 1783 Ober-Consistorialrath in Dresden, folgte 1815 einem Ruf nach Berlin, wo er als Geh. Ober-Regierungsrath am 13. Mai 1831 starb. Die so innige Freundschaft zwischen Schiller und Körner begann damit, daß der letztere im Juni 1784 ihm die Composition eines Schiller'schen Gedichtes übersandte und ihm gleichzeitig im Namen von noch drei Personen, „die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen," mit begeisterten Worten Dank und Huldigung darbrachte. Dem namenlosen Briefe waren noch die Portraits Körner's, Huber's und ihrer Verlobten, Minna und Dora, von letzterer gezeichnet, und eine Brieftasche, von Minna gearbeitet, beigefügt. Minna und Dora waren die Töchter des seiner Zeit sehr geachteten Kupferstechers Stock in Leipzig. Dorothea Stock, geb. 1760, starb zu Berlin im J. 1832, Minna Stock, geb. 1762, seit dem 7. August 1785 mit Körner vermählt, starb zu Berlin im J. 1843. Ludwig Ferdinand Huber, geb. 1764, gest. 1804, heirathete später, nachdem seine Verlobung mit Dora rückgängig geworden, die Wittwe Forster's.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Berlin 1847. 4 Bde. 2. wohlf. Ausg. Leipzig 1859.

An Schiller. S. 133—136, 140—144, 188—189.

Johann Caspar Lavater, geb. den 15. November 1741 zu Zürich, Pfarrer in seiner Vaterstadt, starb am 2. Januar 1801 an einer Wunde, die er bei der Eroberung Zürichs am 26. September 1799 meuchelmörderischer Weise von einem Franzosen empfangen hatte.

C. M. Wieland's Briefe an Sophie v. La Roche, nebst einem Schreiben von Gellert und Lavater. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin 1820.

An Wieland. S. 252—254.

Alexander v. Marwitz, geb. den 5. Oktober 1787 zu Friedersdorf, dem Stammgut seiner Familie unweit Küstrin, fiel auf dem Zuge der verbündeten Heere nach Paris bei Montmirail am 11. Februar 1814. Varnhagen sagt von ihm: Wenn ein Jüngling aus dem griechischen Alterthum in unserer Zeit hervorträte: schön, geistvoll, fest, reinen Sinnes, vollendeter Bildung, abgeschlossen in strenger Persönlichkeit, immer scharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philosophie, der Landwirthschaft, den Geschichtsstudien; im Besitz aristokratischer Vorzüge stolz über sie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rücksichten und Künsten fremd; ein solcher Jüngling, im Gegensatz und Widerspruch mit allem Inhalte unsrer neueren Tage, würde als auffallende räthselhafte Erscheinung durch dieselben schreiten, und im trüben Gewirre statt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles persönliches Geschick finden. So dürfen wir uns Marwitz vorstellen.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel.

An Rahel. S. 381—390.

Johann Heinrich Merck, geb. zu Darmstadt 1742, Kriegszahlmeister und Kriegsrath in Darmstadt, von großem Einfluß auf Goethe, auch wohl als dessen Mephistopheles bezeichnet. Schwere Verluste, die er bei industriellen Unternehmungen erlitten hatte, erfüllten ihn, trotz der edelmüthigen Hülfe, welche der Herzog von Weimar und der Erbprinz von Hessen leisteten, mit solcher Sorge, daß er am 27. Juni 1791 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig 1847.

An seine 15jährige Tochter Adelheid. S. 268—270.
An Goethe. S. 270—274.
An den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. S. 274—276.

Christian Otto, Sohn eines Predigers in Hof, bezog zu Anfang der achtziger Jahren die Universität zu Leipzig, lebte in seiner Vaterstadt wissenschaftlicher und literarischer Beschäftigung. Seine schriftstellerischen Arbeiten, meist historischen Inhalts, erschienen unter dem Namen Georgius. Er starb im Februar 1828.

Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. 4 Bde. Berlin 1829.

An Jean Paul. S. 291—300.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Baireuthischen, starb in Baireuth am 14. November 1825.

Jean Paul's Briefwechsel mit Christian Otto.

An Otto. S. 289—291.

F. H. Jacobi's Briefwechsel.

An F. H. Jacobi. S. 305—306.

Friedrich v. Schiller wurde zu Marbach am 10. November 1759 geboren. Sein Vater, früher Feldscheer, später mit dem Charakter als Major Commandant des Lustschlosses Solitüde, hatte sich 1749 mit einer Gastwirthstochter, Elisabeth Dorothea Kodweiß, verheirathet. Das älteste am Leben gebliebene Kind war Christophine, geb. 1757, später an den Bibliothekar Reinwald in Gotha verheirathet. Auf Friedrich folgten noch zwei Schwestern, nach sechs Jahren Louise und nach elf Jahren Nanette. Der junge Schiller wurde auf der Militairakademie in Stuttgart, der nachmaligen Karlsschule, erzogen, entfloh, als Militairarzt, dem harten Verbot des Herzogs Carl von Würtemberg, das ihm den Druck poetischer Arbeiten untersagte, fand nach dem Aufenthalt in Bauerbach bei Frau von Wolzogen eine Anstellung als Theaterdichter in Mannheim, wo er die Tochter des Buchhändlers Schwan kennen lernte, um deren Hand er vergebens anhielt, ging nach Leipzig, Dresden, Weimar, lernte im December 1787 in Rudolstadt die Familie der Frau v. Lengefeld kennen, traf mit Charlotte v. L. zu Anfang des folgenden Jahres in Weimar zusammen, verlebte den Sommer in ihrer Nähe auf dem Lande und verlobte sich heimlich mit ihr im August 1789. Schon im März hatte Schiller einen Ruf als Professor nach Jena erhalten, wo er mit außerordentlichem Beifall las, und am 22. Februar 1790 fand seine Trauung mit Charlotte statt. Als er im folgenden Jahre von einer lebensgefährlichen Brustkrankheit befallen wurde, die ihm die äußerste Schonung auferlegte, ward ihm in

sorgenvollster Lage die edelmüthige Unterstützung des damaligen Erbprinzen Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und des dänischen Ministers Grafen Ernst v. Schimmelmann (s. S. 195 ff.) dargeboten. Zu Ausgang des Jahres 1799 siedelte Schiller gänzlich nach Weimar über, wo er am 9. Mai 1805 starb.

An Christophine Schiller. S. 119–121.
An Reinwald. S. 122—126.
An seine Mutter. S. 210–213.

Schiller's Briefwechsel mit Körner.

An Körner. S. 127—133, 136–140, 145–146, 148—158, 179—182, S. 189—195.
An Körner und dessen Frau. S. 147.

Literarischer Nachlaß v. Caroline v. Wolzogen.

Schiller und Lotte 1788. 1789. Stuttg. u. Ausgb. 1856.

An Charlotte v. Lengefeld. S. 159–160, 161–163, 170—172, 176—178, S. 182—184.
An Caroline v. Beulwitz. S. 165—166, 172—176.
An Charlotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz. S. 166—167, 167—169, S. 184–188.

Carl Leonhard Reinhold's Leben und literarisches Wirken nebst einer Auswahl von Briefen Kant's Fichte's, Jacobi's und anderer phil. Zeitgenossen an ihn. Jena 1826.

An Baggesen. S. 197—202.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

An Wilhelm v. Humboldt. S. 215–220.

Charlotte v. Schiller, geb. v. Lengefeld, Schillers Gattin, geb. 1766, starb zu Bonn im Juli 1826.

Literarischer Nachlaß von Caroline v. Wolzogen.

Schiller und Lotte.

An Schiller. S. 160—161, 163—165, 178.

Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein.

An Friedrich v. Stein. S. 203—209.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. den 21. November 1768 zu Breslau, Professor der Theologie in Halle, dann in Berlin, gleichzeitig Prediger an der Dreifaltigkeitskirche daselbst, vermählte sich mit der Wittwe seines verstorbenen Freundes und Amtsgenossen, Henriette v. Willich, starb am 12. Februar 1834. Ueber Schleiermacher's langjähriges freundschaftliches Verhältniß zu der trefflichen

Henriette Herz, vergl. auch: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. 2. verm. Aufl. Berlin 1858.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Berlin 1858. 2 Bde. 2. Aufl. 1860.

An Henriette Herz. S. 394—397.
An Henriette v. Willich. S. 397-405.

Cornelia Schlosser, Goethe's Schwester, geb. im December 1750, wurde 1773 die Gattin des Oberamtmanns Johann Georg Schlosser zu Emmerdingen, starb aber schon am 8. Juni 1777. Auf ihren Bruder, dem sie mit außerordentlicher Liebe anhing, dem ihr ganzes Leben gehörte, hatte sie großen Einfluß. Diese löste auch Goethe's Verlobung mit Lilli Schönemann, von der sie kein Glück für ihren Bruder erwartete, wieder auf. Lilli wurde späterhin die Gattin eines Barons v. Türkheim (s. S. 40 u. 41 Goethe's Besuch bei Lilli).

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

An die Gräfin Auguste zu Stolberg. S. 30—31.

Goethe's Briefe an Frau v. Stein.

An Frau v. Stein. S. 31—32.

Heinrich Voß, der Jüngere, Sohn des Dichters, geb. den 29. Oktober 1779 in Otterndorf, starb als Professor der alten Literatur an der Universität zu Heidelberg den 20. Oktober 1822.

Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen an Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg 1834.

An Boie. S. 220—224.
An Christian Niemeyer. S. 228—238.

Johann Heinrich Voß, geb. zu Sommersdorf in Meklenburg am 20. Februar 1751, Sohn eines durch den Krieg verarmten Pächters, der eine Schullehrerstelle annahm, um die Seinigen zu ernähren. Um die Universität beziehen zu können, wurde der junge Voß zuerst Hauslehrer bei einem Herrn v. Oertzen in Ankershagen. Durch Gedichte für den Göttinger Musenalmanach kam er mit Boie in Verbindung, dessen Schwester, Ernestine B., (geb. 1756, gest. 1834) er im J. 1777 heirathete, wurde Rector in Otterndorf im Lande Hadeln, dann in Eutin, lebte seit 1805 als Badenscher Hofrath und Akademiker in Heidelberg, wo er am 19. März 1826 starb.

Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen. Herausgegeben von Abraham Voß. 3 Bde. Halberstadt 1829—33.

An Ernestine Boie. S. 323—344.

Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar, geb. den 3. September 1757, trat am 3. September 1775 die Regierung an, welche bis dahin seine Mutter, die verwittwete Herzogin Anna Amalie geführt hatte, und vermählte sich vier Wochen später mit Louise Auguste Prinzessin von Hessen-Darmstadt; starb den 14. Juni 1828 zu Gradiß bei Torgau. Der großherzige Freund deutscher Dichter.

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel.
An Knebel. S. 262—265.

Carl-August-Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Zusammengestellt von A. Schöll. Weimar 1857.
An Merck. S. 276-277.

Christoph Martin Wieland, geb. den 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, empfand eine schwärmerische Jugendliebe für die zwei Jahr ältere Sophie v. Gutermann, die aber 1754 dem damaligen kurmainzischen Hofrath von La Roche ihre Hand reichte. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen Wieland und Sophie erhielt sich gleichwohl bis zum Tode der letzteren (1807) in ungestörter Anhänglichkeit. 1760 wurde W. Kanzleidirektor in Biberach, 1769 Professor in Erfurt und 1772 berief ihn die verwittwete Herzogin Anna Amalia als Erzieher ihrer Prinzen nach Weimar, wo er am 20. Januar 1813 starb. Die deutsche Fürstin, mit welcher W. in den letzten Jahren seines Lebens einen so anziehenden Briefwechsel führte, war die verwittwete Fürstin von Neuwied, eine Freundin Sophiens.

Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fr. Freih. v. Stein.
An Goethe's Mutter. S. 28—51.

Friedrich Heinrich Jocobi's auserlesener Briefwechsel.
An F. H. Jacobi. S. 254—256.

Weimars Album.
An die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar. S. 277—280.

C. M. Wieland's Briefe an Sophie v. La Roche.
An Sophie v. La Roche. S. 280—281.

Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland. 2 Bde. Wien 1815.
An eine deutsche Fürstin. S. 306—320.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.